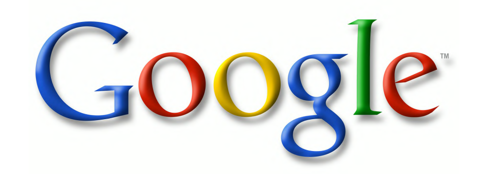
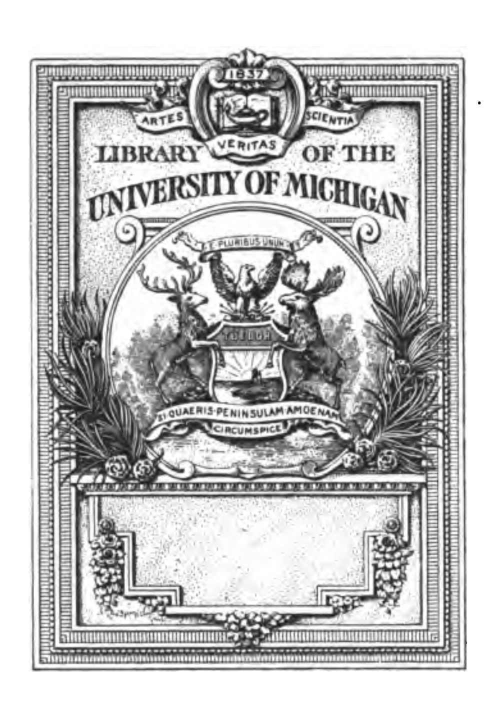



1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

Gesammelte Schriften

von

Bauernfeld.

Zwölfter Band.

Aus Alt- und Neu-Wien.

Wien, 1873.
Wilhelm Braumüller
k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

Vorwort.

> Wie das Herz der Welt überhaupt, so hat auch jedes Herz, auch des besten Menschen, einen Fleck, der ist gut österreichisch gesinnt — er ist das böse Prinzip.
>
> Börne.

Viele der nachfolgenden Artikel sind in der „neuen freien Presse“ in der „Presse“, im „Concordia-Kalender“, im „Berliner Salon“, im „neuen Fremdenblatt“ und in der Berliner „Gegenwart“ vereinzelt erschienen und mit Antheil aufgenommen worden. Ich bringe sie hier umgewandelt, sorgfältig gefeilt, in chronologischer Reihenfolge mit anderen und in einer gewissen Ordnung und Anordnung, wie es die fortschreitende Erzählung erheischt. —

Alles überlegt, sind Memoiren nicht von Ueberfluß, in wie ferne sie psychologische und culturhistorische Momente enthalten. Die Aufgabe wäre nun freilich: von dem Individuellen ausgehend, an das Allgemeine anzuknüpfen und in dem rein Persönlichen gewisse Verhältnisse und Zustände von höherem Interesse sich abspiegeln zu lassen. Oesterreich und Wien mit seinen socialen, literarischen und politischen Phasen, die ich über ein halbes Jahrhundert mit erlebt, bieten

nicht blos ein locales Interesse dar. Wien ist zugleich eine deutsche Stadt und wird es ewig bleiben, dem Dualismus, Föderalismus, Czechismus, und jedem gegenwärtigen oder zukünftigen, ungarischen oder sonstigen Ministerium zum Trotz! Als Deutscher spreche ich daher auch zu Deutschen, wie als Wiener zu meinen Landsleuten. Jeder Mensch gehört seinem Boden an, und der Lebens- und Bildungsgang des Einzelnen wie der Nation kann weder dem Stück Erde, auf welchem wir wurzeln, noch der Atmosphäre entrinnen, welche uns zwingend umgibt. Unser Aller Atmosphäre aber war das sogenannte österreichische System, von Börne als das „böse Prinzip" bezeichnet. Dieser garstige „Fleck" scheint, trotz der constitutionellen Schönfärberei, in seiner Ur-Schmutzfarbe, die immer wieder hervorbricht, völlig unvertilgbar. Wenn der Druck des „Systems" in der sogenannten guten alten Zeit wie ein Alp auf jedem Bürger lastete, so mußte ihn der Schriftsteller natürlich doppelt schmerzlich empfinden. Diese Skizzen werden davon zu erzählen haben!

Wien, im November 1872.

Bauernfeld.

Inhalt.

Aus

Alt- und Neu-Wien.

„Was werden wir nun sagen?“ —
„Die Wahrheit!“

Zauberflöte.

I.

(Die Studien und die Studien-Hofcommission in der „guten alten Zeit“. — Ein rationalistischer Klostergeistlicher. — Die Professoren Weintridt und Rembold.)

> Die Schulen sind voll artiger Kinder, und doch ist die Welt voll dummer Menschen. Helvetius.

Die Grundlage meiner Bildung verdanke ich dem Schotten-Gymnasium, welches sich während meiner Schulfrequenz (von 1813 bis einschließlich 1818) beinahe durchgehends tüchtiger Lehrer zu erfreuen hatte. Ich nenne vor Allen den ausgezeichneten Andreas Oberleitner, der uns das Griechische gründlich beibrachte. Er war zu gleicher Zeit Professor des Orientalischen an der Wiener Universität, und seine Ausgabe der aramäischen Grammatik von Jahn, seine Fundamenta linguae arabicae, chrestomathia arabica, syria und Anderes sind in der gelehrten Welt noch heutzutage nicht vergessen.

Als ich in die zweite Humanitätsclasse, in die „Rhetorik“ vorrückte, bekamen wir einen Professor, dessen Persönlichkeit und ganzes Wesen nicht ohne mächtigen Einfluß auf

uns werdende Jünglinge bleiben konnte. Leander König war zwar kein grundgelehrter Specialist, auch kein eigentliches philologisches Genie, wie der oben genannte Araber und Syrier, jedoch ein wissenschaftlich genugsam ausgebildeter Mann, dabei voll Eifer und Glut für sein Lieblingsfach, für griechische und römische Literatur und Poesie, für Poesie überhaupt. Er hielt überdies nicht wenig auf guten rhythmischen, zugleich richtig empfundenen Vortrag des Verses. Mit seinen besseren Schülern, die er bald herausbekam, las er die Iliade in Extrastunden. Einer meiner Schulkameraden, der mich noch zuweilen besucht, der wackere Schulrath Anton Kral, wird sich erinnern, wie uns der unermüdliche Lehrer sowohl im Interpretiren, wie im Recitiren rastlos herumhetzte. Die Uebrigen durften zuhören, weiter gab er sich aber mit dem „Troß" — sein eigener Ausdruck — nicht ab, sondern wendete sich ausschließlich an das halbe Dutzend seiner homerischen Akolythen. Der Troß horchte übrigens nicht ungern zu, da unser begeisterter, geistreicher, auch witziger Lehrer nicht selten auf Abwege gerieth, dabei Ausfälle machte, die bisweilen ihr Bedenkliches hatten. So wurde der Studien-Hofcommission nicht immer mit dem größten Respecte Erwähnung gethan. „Es ist der Troß, der hinauf kommt!" hieß es. — Ein neuer Studienplan lag eben im Werke. Wenn ein jeder Professor bisher sein specielles Fach pflegte und tradirte, so wurde diese geistige Theilung der Arbeit plötzlich verworfen. Ein und derselbe Lehrer sollte in Zukunft sämmtliche Gegenstände oder Wissenschaften vertreten — das heißt, der Grieche oder Lateiner sollte sich zugleich in einen Historiker umwandeln, in einen Natur-Historiker und Mathematiker. Der sarkastische Pater Leander erzählte uns

von diesen didaskalischen Metamorphosen par ordre du Mufti: „Fragen Sie Ihre Mama zu Hause,“ — setzte er hinzu, — „ob sie ihrer Kammerjungfer zumuthen wird, zu kochen, oder ihrer Köchin, sie von heute auf morgen zu frisiren?“ — Der alberne Plan kam demungeachtet in der Folge zur Ausführung. Nur der Religionslehrer behielt sein Fach, welches er weiter garkochte und fort frisirte.

Es war zur Zeit, als Pater Hofbauer sich in Wien einfand, um die Einführung des Ordens der Redemptoristen anzubahnen, welchem sich unser Professor vom Orden des heiligen Benedictus nicht besonders geneigt erwies. Er warnte uns vor den schwarzen Herren und ihrem Treiben.

Ein „Wunder“, welches bei den P. P. Serviten in der Roßau am Festtage des heiligen Peregrinus sich ereignet haben sollte — (eine völlig gelähmte Frau hatte nämlich ihre Krücken auf den Altar gelegt und war augenblicklich geheilt davon gegangen) — bot dem Professor Gelegenheit, sich deutlicher und bestimmter zu äußern. „Man müsse nicht Alles gleich für ein Wunder nehmen,“ — meinte er. — Christus selber habe bei Einführung seiner Lehre mit den Wunderthaten gespart, so große Begierde nach übernatürlichen Ereignissen und Erscheinungen auch das Volk von jeher gezeigt habe und annoch zeige. Die Apostel, Bischöfe und sonstigen Verbreiter der reinen Christuslehre sahen sich daher nicht selten genöthigt, diesem Volkstriebe nachzugeben, besonders wenn es die Bekehrung der Heiden galt. Man durfte der Masse nicht zumuthen, ihre alten Gewohnheiten und Ceremonien im Nu aufzugeben und wegzuwerfen — so sei man denn auf den Ausweg gerathen, einiges Alte beiläufig beizubehalten, ihm jedoch einen neuen Sinn unterzulegen. In dieser Weise habe sich z. B.

das „lavacrum“ der Alten in unser Weihwasser-Becken umgewandelt, seien die versunkenen Halbgötter und Heroen als Engel und Heilige schöner wieder auferstanden. — „Das Christenthum ist eine geistige Lehre“ — so schloß der Rationalist — „und Alles, was von Außen als Zeichen und Symbol hinzukam, gehört nicht zu seinem reinen, inneren Wesen. Das Christenthum ist auch längst fest begründet — die Annahme von Wundern, die sich von Zeit zu Zeit erneuern sollen, wäre daher ein Mißtrauen gegen Gott, ja eine Beleidigung Gottes, denn man verlange von ihm gewissermaßen immer wieder einen neuen Beweis, daß er sich dem Menschengeschlechte geoffenbaret. Aber Ein Wunder genügt nicht, auch hunderte nicht, noch tausende — da zuletzt jeder einzelne Mensch für sich allein einen Beweis ad hominem, ein apartes Wunder, wie das Krückenweib in der Roßau, verlangen könnte! — Sie sind noch junge Leute, kaum Jünglinge, aber ich sage Ihnen dieses Alles, weil Ihnen bald Bücher in die Hand kommen dürften, welche von ähnlichen Gegenständen und Ideen handeln werden, worauf ich Sie im Vorhinein aufmerksam mache, auch Ihrem künftigen Selbsturtheile einen beiläufigen Fingerzeig gebe. Im Uebrigen — der Eine Mensch bedarf mehrerer Symbole, ein Anderer nur weniger oder auch gar keiner! Bleiben Sie Christen im Geiste und in der Wahrheit — das ist die Hauptsache, darauf kommt Alles an!“ —

So schloß die merkwürdige Auslassung, welche dem „Troß“ nicht minder behagte, als uns Homeriden. Merkwürdig genug, daß ein Wiener Klostergeistlicher vor einem halben Jahrhundert und vor den Ohren und Augen der Studien-Hofcommission es wagen durfte, sich in so rein mensch-

licher Weise zu äußern. Es war freilich die Zeit, in welcher der (geistliche) Staatsrath Jüstel den Ausspruch that: „Ein Concordat ist ein Ding, das man nicht zu halten braucht!“ — Man glaube aber ja nicht, daß diese vereinzelten vorurtheilsfreien Männer, diese „rare nantes“ den Ton angaben, man ließ sie nur gewähren aus Bequemlichkeit, aus Trägheit, oder auch, weil man Diesem und Jenem vorläufig nichts anhaben wollte oder konnte. Doch im Stillen wurden seine Thaten und Worte einem Jeden angekerbt! Das „System“ verstand es, abzuwarten, seine Zeit zu ersehen und ihm Mißliebige gründlich zu vernichten. —

Unser Leander König war rastlos thätig, allein die Kraft des Brustkranken war längst gebrochen. Vierzehn Tage nach unserem Austritt aus dem Gymnasium begleiteten wir die sterblichen Reste des geliebten Lehrers, aus denen ein nicht gewöhnlicher Geist entflohen war. Unbefriedigter Ehrgeiz hatte den Mann aufgezehrt, indem er Tage und Nächte durchstudierte, um sich für eine höhere Lehrkanzel vorzubereiten, dabei aber doch leidenschaftlich mit uns Schule hielt. Wir verdanken dem Manne viel, der uns frühzeitig Lust und Geschmack für Literatur und Kunst beigebracht, auch sonst unseren Geist nach mancher Seite geweckt. Er hatte zugleich, indem er mit uns nicht wie mit Knaben, sondern wie mit strebenden Jünglingen verkehrte, unser Bewußtsein und den Ehrgeiz in uns wachgerufen, auch im Leben und vor der Welt wie werdende Männer zu erscheinen, nicht wie läppige Gymnasialschüler. Meister Moriz Schwind, mein Jugendfreund und Mitschüler, hat späterhin unserem wackeren Lehrer ein artiges Denkmal gesetzt. Der Anführer der Scharwache in

„Ritter Curt's Brautfahrt“ giebt die scharfen Gesichtszüge und die lange hagere Gestalt Leander König's ziemlich getreu wieder. —

Ein ehemaliger, kaum erträglich metamorphosirter Pferdestall der P. P. Jesuiten war's, wo wir die philosophischen Collegien hörten. Von den Professoren ist wenig zu sagen. Die meisten waren Pedanten. So der Professor der Weltgeschichte, ein gebrechliches kleines Männchen mit einem schwachen quickenden Stimmchen und höchst monotonem, wie gedehnt-singendem Vortrage. Zweihundert angehende „Philosophen“ strampften gewöhnlich mit vierhundert Beinen, sobald der Mann den Lehrstall betrat, und ließen ihn mit Mühe zu Worte kommen. Doch hatten wir das Trampeln bald satt, zogen es vor, wegzubleiben — so las der Mann vor leeren Bänken. — Die Physik tradirte ein Slovake, ein langer, grobkörniger, wild aussehender Mann mit einem Struwelpeterkopf. Seine Vorträge in ungarischem Küchenlatein erheiterten uns ungemein, noch mehr die Experimente, die ihm zu unserem höchsten Entzücken beinahe immer mißlangen. Unseren Mithörern, den polnischen und böhmischen Klerikern, welche die ersten Bänke einnahmen, erwies der Mann große Deferenz, redete sie nur immer mit: „domini reverendi“ an. Kein Zweifel, nicht sein mehr als geringes Wissen, sondern einzig und allein sein kirchlich-pfäffisches Wesen hatte den Cyniker als persona grata (dem „System“ nämlich) auf die Lehrkanzel gehoben.

Der Philologe Anton Stein war ein stämmiger, kräftiger, alter Mann, nachlässig gekleidet, mit offener haariger Brust und struppigem Bart. Dieser philologische Diogenes besaß großes Wissen, nur verstand er es durchaus nicht,

sich fruchtbar mitzutheilen, oder die Jugend für sich selbst und sein Fach zu interessiren, geschweige zu begeistern. Mit der Erklärung einer einzigen horazischen Ode brachte er wohl an die acht Tage zu; dabei kam er vom hundertsten auf's tausendste, schimpfte über die Jugend, über's Billardspielen, über's Biertrinken, wie über das, dem Verfasser des „amor Kapnophilos“ besonders verhaßte Tabakrauchen.

Reine Mathematik und Geometrie trug der schon damals tüchtige Ettingshausen vor, ohne außer den Vorlesungen weiter mit uns in Berührung zu kommen. — Nur zwei von den Professoren wirkten geistig auf uns junge Leute: Vincenz Weintridt und Leopold Rembold.

Weintridt tradirte die sogenannte „Religionswissenschaft“. Er war Weltpriester, aber auch Weltmann. Früher Hofmeister bei den Stadion's, gewandt, auch redegewandt, mit einer stattlichen Gestalt und einem kräftigen Organ begabt, von feinen Manieren, weniger tief wissenschaftlich als ästhetisch gebildet, schob er die vorgeschriebene Dogmatik nicht selten bei Seite, hielt freie Vorträge, halb aus dem Stegreif. Wenn er nun über Bildung sprach, über die dreieinige Idee des Wahren, Guten und Schönen, über das Göttliche, welches sich auch in dem Drei-Einklang der Künste manifestire, da fühlten wir uns gehörig gehoben und sogen begierig die mehr schöngeistigen als religiösen Vorträge ein. Hie und da entschlüpfte ihm wohl auch ein Wort, welches mit dem streng orthodoxen, sonst äußerst mittelmäßigen Lehrbuche des Hofburgpfarrers Frint nicht völlig im Einklang stand, doch gab er sich als Geistlicher kaum eine eigentliche Blöße. Die Aufführung des „Nathan“ im Burgtheater veranlaßte ihn sogar, eine kleine Philippika gegen Lessing's Indifferentis-

mus loszulassen, die zuletzt gar nicht so ernsthaft gemeint war; auch machte uns das nicht irre an unserer Begeisterung für den humanen Juden und für den edlen „Saladin“, der uns als eine Art türkischer Kaiser Joseph galt.

Der Ex-Hofmeister wußte die Jugend an sich zu ziehen. Er spielte gern den Meister unter seinen Jüngern, zu denen auch Schwind und ich gehörten. Freund Moriz hatte unserem Gönner einige seiner genialen Jugendskizzen überbracht und bei dem Manne, der zugleich Sammler war und gern für einen Kunstkenner galt, große Lobsprüche dafür eingeerntet. Auch meine ersten poetischen Versuche fanden Gnade vor Weintridt's Augen.

Ein junger Theologe, der sich nicht minder in Poesie versucht hatte, Namens Rauscher, gehörte gleichfalls unter die Jünger, ohne daß wir uns näher mit ihm berührten. Er war um einige Jahre älter als wir, etwas zurückhaltend in seinem Benehmen, uns Uebrigen jedenfalls weit überlegen. Irre ich nicht, so wurde er bereits im Jahre 1821 oder 1822 zum Professor der Kirchengeschichte in Salzburg ernannt — es ist unser jetziger Kardinal-Erzbischof.

Wir lebten ziemlich angenehm, auch ungenirt mit unserem „Meister“, der uns bei Landpartien freihielt, mich zuerst mit den Freuden und Leiden einer Cigarre bekannt machte, es auch nicht übel nahm, wenn dieser oder jener von den Jüngern bei Erörterungen über Poesie und Kunst eine weit mehr heidnische als christliche Weltanschauung an den Tag legte.

Bereits im November 1819 hatte mir Weintridt anvertraut, es sei eine Anzeige gegen ihn eingelaufen, er führe die Studenten in Bierhäuser und singe ihnen Schelmlieder

vor. Das klang nun allerdings lächerlich! Allein im Laufe des nächsten Winters wurde Professor Bolzano in Prag abgesetzt, und zwar seiner „allzufreien Vorträge“ wegen; Weintridt war von einem ähnlichen Schicksal bedroht, welches ihn auch bald nach dem ersten Semester 1820 ereilte. Seine Verbindung mit Bolzano war die Hauptanklage, die man gegen ihn erhob.

Die fromme Partei hatte seinen Sturz herbeigeführt. Der Burgpfarrer Frint sowie der Hofcaplan Job hatten es dem ästhetisirenden Geistlichen längst auf der Nadel, auch die „Oelzweige“ von Passy ergossen sich ab und zu in Ausfällen auf den verfehmten Weltpriester. Was half es ihm nun, daß er gelegentlich gegen Lessing, Goethe und Voltaire losgezogen? Das ganze Collegium nahm sich die Sache zu Herzen, und in den Vorlesungen, welche Weintridt's Nachfolger, ein Vollblut-Theologe hielt, ging es Anfangs stürmisch genug zu. — Wir Jünger blieben dem Meister treu und er war uns nach wie vor geneigt. Er lud uns auch öfters zu sich. Der Ex-Professor war heiterer denn je, trotz seines plötzlichen Sturzes. Er besaß einflußreiche Freunde und Verbindungen, und seine sanguinische Natur ließ ihn eine Anstellung mit Gewißheit erwarten.

In einer größeren Abendgesellschaft bei Weintridt, im Januar 1822 traf ich zum ersten Mal mit Franz Schubert zusammen, der uns seine neuesten Lieder zum Besten gab. Sein Freund Schwind hatte ihn mitgebracht. Außer den übrigen Jüngern waren auch einige junge Kunstfreunde zugegen, wie Graf Casimir Lanckoronski, mein Schulcollege; Graf Stadion, Weintridt's ehemaliger Zögling, der spätere Minister. Weintridt war ein geselliges Amphibium;

die Künstler, aber auch der Adel, war die Umgebung, die er vorzugsweise liebte und pflegte. Als Weltpriester und Weltmann stand er kaum im Zusammenhang mit der „uniformirten Geistlichkeit". Man ließ ihn dafür auch lange Zeit schmachten und zappeln. Endlich fand sich ein Platz oder Plätzchen! Er wurde zum Dechant von Rötz ernannt und hatte Schwind und mich wiederholt aufgefordert, ihn zu besuchen. Mitten unter Landbeamten und Weinbauern mochte sich der geistreiche Lebemann nicht besonders behaglich fühlen; er nahm uns auch mit offenen Armen auf, als wir im Frühling 1825 für eine Woche in seinem geistlichen Asyl oder Exil einsprachen, in dem ultima Thule an der mährischen Grenze. Der neue Dechant verstand es nicht, sich populär zu machen. Ein gewöhnlicher Landpfarrer hätte hier weit besser getaugt. „Er ist uns halt zu hoch!" sagte ein reicher Weinbauer, als von Weintridt's Predigten die Rede war — „wir haben's gern gemein!" — Vermuthlich hatte der Ex-Professor den guten Leuten von dem „Guten, Wahren und Schönen" vorgepredigt, wie vormals uns, den Studenten und Jüngern. — Der arme Weintridt trennte sich schwer von uns. Wir hatten ihn wieder aufgefrischt, nach uns war ihm die Oede und Leere, die ihn umgab, doppelt empfindlich. Niemand fühlt sich einsamer, als wer, an Bildungselemente gewöhnt, plötzlich unter Ungebildete versetzt wird, die gewisse Ansprüche auf ihn haben, denen er weder genügen kann, noch sich den auf ihn Angewiesenen völlig entziehen darf.

Doch kehren wir wieder in den „Lehrstall" zurück!

Der Professor der Philosophie Leopold Rembold, konnte beiläufig als Gegentheil des eleganten Religionsprofessors gelten. Schlicht und einfach in Kleidung, Manier und

Ton, wie er sich gab, im Vortrage sogar etwas trocken, fühlten wir uns Anfangs nur wenig angezogen von dem ernsthaften Mann, der für keinen seiner Schüler eine Neigung oder Abneigung merken ließ. Nur der junge Exner wurde in die unmittelbare Nähe des Professors gezogen, im Uebrigen sprach er immer zum gesammten Collegium, hielt sich auch, ohne besondere ästhetisch-literarische Abschweifung, strenge an den fortschreitenden Gang seiner Vorlesungen. Psychologie, Logik nnd Metaphysik, leider in lateinischer Sprache vorgetragen, erschlossen uns völlig neue Felder und zwangen den jungen Geist, wenn nicht zum Selbstdenken, doch zu einer besseren Disciplin und Form des Denkens; jedenfalls lernte man das Gedachte mehr freithätig aufzunehmen und zu verarbeiten, und kam so nach und nach über das bloße Auswendiglernen hinweg, worauf man im Gymnasium beinahe ausschließlich angewiesen war. Zur Speculation zeigte sich zwar nur wenig oder gar keine Anlage unter uns; von allen den Hunderten der Philosophie Beflissenen war es wohl nur der einzige Franz Exner (ein Jahr hinter mir), der aus Rembold's Lehre einen wahren Vortheil zog, seinen künftigen Beruf im Vorhinein erkennend und ihm rastlos entgegen arbeitend, während wir Uebrigen uns zur Philosophie, besonders zur Metaphysik, beiläufig nur herumtappend und dilettirend verhalten konnten. Als wir zur Moral-Philosophie gelangten, ging das wohl besser. Rembold war zwar eigentlich Eklektiker, aber sein Respect vor Kant war groß (wenn er ihn auch hie und da mit Herbart'schen Waffen bekämpfte), und so wußte er uns auch für den „kategorischen Imperativ" gehörig zu begeistern. Daß er den lateinischen Vortrag von nun an aufgab, erschien nicht mehr als billig, denn

die Ausdrucksweise der kritischen Philosophie war schon in deutscher Sprache schwer genug zu erfassen und zu ergründen, und so klar und liebenswürdig Kant in seinen ersten kleinen Schriften aufzutreten wußte, um so dunkler und vieldeutiger gestalteten sich seine großen und eigentlich kritischen Werke. Daß Rembold alles gethan, um uns junge Leute zwischen siebzehn und neunzehn Jahren in den Geist wie in die Terminologie des Meisters einzuführen, ist gewiß, auch hätten wir nicht um Vieles Eine dieser Stunden versäumt, nach deren jeder wir uns um eine Kopflänge gewachsen glaubten. Uebrigens wurde des Hauptwerkes: der „Kritik der reinen Vernunft“ nur beiläufig erwähnt und nicht mehr davon mitgetheilt, als sich etwa mit dem vorgeschriebenen Studienplan vertrug, von welchem man ungestraft nicht völlig abweichen durfte. So viel ward uns aber doch klar, daß Kant die Mängel des Dogmatismus tief erkennend, die Philosophie auf ihre letzte Quelle, auf das menschliche Wissen zurückzuführen bemüht war, worauf er die reine, von der Erfahrung getrennte Vernunft einer gründlichen Kritik unterwarf. Indem wir nun zu begreifen anfingen, daß Zeit und Raum nichts weiter seien, als Formen der Anschauung, und daß die Verstandesthätigkeit schlechterdings an die vier Kategorien gebunden sei, gewannen wir nicht nur an philosophischer Methode, sondern es wurde uns zugleich die Grenze alles Wissens deutlich vor Augen gestellt. Da der Mensch die Dinge nur zu erkennen vermag, wie sie ihm nach den Gesetzen des Denkens erscheinen, und in der Form seiner Anschauung, so ist und bleibt alles Uebersinnliche vollkommen unerweisbar (auch nach Herbart), und die höchsten Ideen von Gott und Unsterblichkeit haben vor

der theoretischen (reinen) Vernunft keine Realität. Es gibt sonach eigentlich gar keine Metaphysik, sondern nur eine Kritik der speculativen Philosophie und den höchsten Gütern und Ideen erübrigt nichts, als sich mit Hilfe der praktischen Vernunft als moralische Freiheit in den Glauben hinein zu retten.

Diese und ähnliche Doctrinen schrieben wir eifrig nach und trugen sie gläubig schwarz auf weiß nach Hause, wie der Schüler im Faust. Daß Professor Weintridt und später dessen Nachfolger uns gelegentlich das Gegentheil beweisen wollten, kümmerte uns wenig, auch erwiesen sich ihre dialectischen Waffen lange nicht so scharf und schneidend, wie die unseres Kant und Rembold! Und nun wurden wir erst recht aufmerksam auf die Schwächen des Buches von Frint. Der Verfasser hatte darin die Einwürfe Voltaire's, Rousseau's und Anderer gegen die Offenbarung angeführt und seine Gegenbeweise daneben gestellt, die sich bisweilen läppisch genug ausnahmen. Mit Kant'scher Terminologie ausgerüstet, hätten wir wohl dem Monsieur Voltaire und seinen Spöttereien weit besser erwidern können! Doch in der Hauptsache hatte der frivole Philosoph von Ferney ja im Grunde Recht. Alle Offenbarung beruht zuletzt auf Ueberlieferung, mithin auf Geschichte, und die Geschichte unterliegt der Kritik. Wenn Gott mit Moses aus dem brennenden Dornbusch gesprochen, wenn der Engel Gabriel dem Propheten Mohammed die erste Offenbarung überbracht, und wenn Christus nach der Erzählung des Apostel Lucas vor den Augen seiner Jünger in einer Wolke gegen Himmel gefahren, so sind das Zeugen-Aussagen, Angaben, historische Facten, welche eben so gut behauptet, als widersprochen und widerlegt werden

können. Auf Treue und Glauben läßt sich derlei, läßt sich überhaupt keine historische Thatsache als wahr annehmen, ohne zu untersuchen, ob und in wie ferne der Zeuge glaubwürdig sei, ob und in weit er die Wahrheit sagen konnte oder wollte, ob diese mit andern Zeugnissen und erwiesenen Thatsachen übereinstimme oder nicht, so auch mit dem Gange der Weltbegebenheiten und mit den Naturgesetzen überhaupt, endlich mit der menschlichen Erfahrung und Vernunft, welche beide auf untrüglichen und unumstößlichen Normen fußen. Ein gewisser Skepticismus muß jedenfalls erlaubt sein. A priori Alles und Jedes gläubig hinnehmen — wohin und wie weit soll das führen? Man würde zuletzt an jedes Ammenmärchen glauben und es für baare Realität halten, gleich den Kindern! Allein die Wahrheit und ihre ernsthafte Erforschung ist für die Männer. — Dies und Anderes wurde von uns vorgebracht und mit Kant gegen Frint gestritten. Das schwache und trockene Buch war von jenen flammenden Ideen wie verzehrt worden! So hatte die Religions-Wissenschaft, die uns im Glauben stärken sollte, selbst dazu beigetragen, diesen in seinen Grundfesten zu erschüttern und zum Wanken zu bringen. Wir jubelten der „Kritik der reinen Vernunft“ zu, als der neuen Leuchte der Welt, der Wahrheitsfackel, die uns endlich aufgegangen! Wir hatten auch einen Ausspruch Grillparzer's aufgeschnappt! „Die Religion ist die Poesie der Poesie-losen.“ — Der alte Goethe äußert sich in ähnlicher Weise:

„Wer Wissenschaft und Kunst besitzt,
Hat auch Religion;
Wer jene beiden nicht besitzt,
Der habe Religion.“ —

Wer ihrer bedarf, mag sich ihrer bedienen! Religion ist Gemüthssache, hieß es. Was aber gewisse Mysterien betrifft, so hatten ja die Pythagoräer, vor Allen Plato in seinem: Monas, Logos, Psyche, die Dreieinigkeit bereits vor mehr als zweitausend Jahren vorgebildet. Damit war uns die Sache abgethan! —

Wenn Rembold dazu beitrug, uns in der Religion mehr als schwankend zu machen, so sollte ihm das nicht ungestraft hingehen, und ein kategorischer Imperativ, stärker als der Kant'sche, die allmächtige Polizei, hatte längst die skeptischen Worte des Philosophen belauert und sie im Stillen zu einem Anklageacte zusammengedreht. Es wurde wohl auch Falsches hinterbracht — so eine unziemliche Aeußerung des Professors über die Jungfrau Maria. Wir konnten uns nicht entsinnen, Aehnliches aus seinem Munde vernommen zu haben. — Ich war bereits in die juridischen Studien eingetreten, als die Bombe platzte. Professor Rembold wurde plötzlich von seiner Lehrkanzel entfernt, mit elenden vierhundert Gulden pensionirt, ein Geistlicher provisorisch mit der Lehrkanzel der Philosophie betraut. Trotz des Murrens der jungen Philosophen wurde die strenge Maßregel durchgeführt, und ein Studenten-Krawall, der darüber ausbrach, mit Hilfe der Polizei im Keim erstickt. Rembold war Gatte und Familienvater; er zog sich mit seinem Ungnaden-Gehalte nach Ungarn zurück und verlegte sich, ein Mann von über vierzig, mit Fleiß und Ausdauer auf das Studium der Medicin; einige seiner dankbaren und zugleich wohlhabenderen Schüler hatten ihm zu diesem Behufe eine Pension ausgeworfen. Der treffliche Mann wurde Doctor der Medicin und erhielt bald eine Stelle als Arzt bei der

österreichischen Nationalbank. Hatte uns Weintridt's Fall geärgert, so steigerte der Sturz Rembold's unseren Unmuth auf's Höchste. Das ist also das „österreichische System!“ riefen wir wie aus Einem Munde. Heuchelei, Pfaffenwesen und Brutalität, im Bunde gegen das Wissen, gegen die Gedankenwelt!

Ich war tief im Innersten aufgeregt und konnte mich noch lange nicht zufrieden geben. — „Aus der gemeinen Wirklichkeit gibt es nur zwei Auswege: die Poesie, welche uns in eine rein idealische Welt versetzt, und die Philosophie, welche die wirkliche Welt ganz vor uns verschwinden läßt.“

Dieser Ausspruch Schelling's war wie auf mich gemünzt! Da ich aber kein echter Philosoph war, die „gemeine Wirklichkeit“, die auch sonst schwer auf mir lastete, nicht völlig verschwinden lassen konnte, so flüchtete ich nach dem Rathe des Gründers der „All-Eins-Lehre“ in die ideelle Welt der Poesie.

II.

(Jugenderinnerungen. — Theatromanie. — Literarische und soziale Anfänge. — Eine Studentenverschwörung. — Die Evangelisten und die Kartenkönige.)

— Nichts
hat, wer nicht Jugend hat!
Immermann.

Wien ist bekanntermaßen im Jahre 1848 von dem kriegerischen Fürsten Windischgrätz bombardirt worden — neunundreißig Jahre vorher aber von dem großen Napoleon. In der Nacht vom 11. zum 12. Mai 1809 zündete eine der ersten Bomben in dem Hause (zwischen Steinl- und Ofenlochgasse), welches meine Angehörigen mit mir bewohnten. Sie flüchteten sich, mich und unsere Habe in die Keller, während man von Oben bemüht war, dem Feuer Einhalt zu thun. Wien kapitulirte am nächsten Morgen und die Franzosen mit ihren deutschen Verbündeten, den Württembergern und Nassauern, besetzten die Residenz. In der Phisiognomie der Stadt mochte sich wohl noch der Schrecken der letzten Nacht ausprägen, doch hatte Wien durch die Bomben und Granaten nicht beträchtlich gelitten.

Nicht viel über ein Dutzend Häuser lagen in Schutt. In unserem Wohnhause war nur der Dachstuhl abgebrannt und eine Dach- zugleich Rumpelkammer gähnte halb offen. Bei dem Durcheinander der nächsten Tage, bei alle dem Einquartiren und Requiriren der fremden Truppen wurde auf uns Kinder wenig geachtet, auch die Lehrstunden waren eingestellt. So schlich ich, mir selbst überlassen, in die einsame Kammer, die voll Hausrath lag. Durch die scheibenlosen Fenster lachte der blaue Himmel herein und eine goldene Maiensonne blitzte munter auf Schutt und geschwärzte Balkentrümmer. Meine forschenden Blicke fielen bald auf einen Wandschrank, welcher die Hausbibliothek enthielt und sonst sorgfältig verschlossen gehalten wurde. Nun war aber der Schrank gleichfalls angebrannt, die Thüren weit klaffend aufgesprungen und die Bücher standen offen und frei in anlockender Reihe. Da gab es köstliche Speise, die damals so beliebten Ritter- und Geisterromane von Spies und Konsorten! Aber auch Theaterstücke! Es waren die Lustspiele von Kotzebue nebst dem elenden Geistinger'schen Nachdruck von Goethe's Werken mit den miserabeln Radirungen. Ich saß auf einem der brandigen Balken und las — „Götz", „Egmont", „Clavigo", „Stella" — las Tage lang bis zum Abenddunkel. So hatte ich, noch nicht acht Jahre alt, bereits von dem Baume der Erkenntniß genascht und verdanke meine erste Bekanntschaft mit dem größten deutschen Dichter niemand Geringerem als dem ersten Feldherrn des Jahrhunderts.

Den hatte ich leibhaftig gesehen, in Schönbrunn, als er Revue hielt. Mein Pflegevater hob mich auf den Armen empor und flüsterte: „Der ist's!" — Es herrschte Todten-

stille, nur ein paar Kommandoworte ertönten. Die Soldaten präsentirten, schlugen an, drückten los, ohne Ladung, nur die Hähne knackten — darauf nahm der Imperator eine Prise und kehrte in das Lust- und Schmerzensschloß der Habsburger zurück. Wenige Wochen später hatte Friedrich Staps, nur um zehn Jahre älter als ich, die Welt von dem Tyrannen befreien wollen und sich selber nutzlos geopfert, wie zehn Jahre später der Theologe Sand, welcher einen Lustspieldichter erdolchte, weil dieser nebstbei Spion war. Warum machte er sich nicht an diejenigen, welche die Spione senden und benutzen? Diese Tyrannenmörder sind meist ungeschickte Leute! Entweder sie verfehlen ihren Mann oder sie treffen nicht den Rechten.

Als Knabe war ich ein paar Mal in's Theater mitgenommen worden. Die Lekture Kotzebue's und Goethe's mahnte mich an jene seltenen und seligen Stunden, deren Erneuerung mir immer mehr am Herzen lag.

Welcher Knabe, welcher junge Mensch nährt nicht eine mehr oder minder heftige Leidenschaft für die Bühne! So auch ich und meine Schulfreunde im Gymnasium. Alles und Jedes wurde angewendet, um die unbezwingliche Lust zu befriedigen, und jeder ersparte Groschen wanderte in die Casse des Burgtheaters, gelegentlich wohl auch in die der Vorstadtbühnen.

Auf dem Josephstädter Theater waren damals eine Gattung Ritter- auch Geisterstücke gang und gäbe, in denen sich Romantik und Komik, freilich in etwas roh ursprünglicher Weise, die Hand reichten — so der „rothe Thurm in Wien“, „die eiserne Jungfrau“, „der Graf von Gleichen“, „der Teufelsstein in Mödlingen“, „die Teufelsmühle auf

dem Wienerberge“ u. s. w. In allen diesen und ähnlichen Stücken spielte der, erst später berühmt gewordene Ferdinand Raimund die komischen Knappen, und die reizende Louise Gleich (in der Folge Madame Raimund) als Gräfin oder Ritterfräulein war ein Lockvogel für die Habitués jener Bühne, der auch auf uns Knaben-Jünglinge einen bezaubernden Reiz auszuüben nicht verfehlte. Kurz, so oft Mademoiselle Gleich spielte, mußten wir dabei sein! Nebstbei waren mir die Stücke selbst, mit ihren phantastischen, romantisch-burlesken, theilweise auch historischen Elementen völlig an’s Herz gewachsen, und schon damals keimte der Gedanke in mir auf, etwas dem Aehnliches, nur in höherem Styl zu versuchen, wie ich’s denn auch mit einem „Fortunat“ etwa zwanzig Jahre später gewagt und leider nichts Gutes dabei erfahren. — Die deutsche Bühne hat sich von jeher, dem Phantastischen und Märchenhaften gegenüber, ungläubig und ablehnend erwiesen; auch eine große historisch-politische Weltanschauung, wie sie Shakespeare seinen Insulanern in dem gewaltigen Dramen-Cyklus eröffnet, wird von unserem Publikum mehr mit Respect als mit Antheil aufgenommen, und nur Schiller hat es verstanden, das historische Element mit so viel Idealismus, edler Sentimentalität, auch in erhabener Sprache vorgetragenen Pracht-Sentenzen auszuschmücken, daß Logen, Parterre und Galerien ihrem Lieblingsdichter die „Marotte“ verzeihen, seinen Stoff aus der Geschichte gegriffen zu haben. Schon Goethe hat, das Zustandekommen einer Nationalbühne wiederholt bezweifelnd, dem deutschen Theater das bürgerliche Element als seine eigentliche Sphäre angewiesen — und so war es, ist es noch! Leider sind Iffland und Kotzebue, der Trost und die

Wonne unserer Väter, längst veraltet, auch der fruchtbare Raupach ist verschwunden, und die Birch-Pfeiffer all ein reichte lange nicht aus, um die Thränendrüsen und Lachmuskel der Enkel in Bewegung zu setzen — so war nun unser Publikum in letzterer Zeit gezwungen, über ausländische Schmerzen in „supplice d'une femme“ und dergleichen zu weinen, und über eine ihm wildfremde Familie „Benoiton“ und deren raffinirte Pariser Narrheiten zu lachen. — Auch eine feinere ironische Behandlung des Lustspiels, etwa in der Art und Weise von Tieck, Grabbe und Platen, selbst mit mehr theatralischem Geschick, würde auf der prüden deutschen Bühne nicht durchgreifen, und nur die Volkskomödie durfte sich von jeher einige kühnere Bocksprünge erlauben. — Die Geschichte der komischen Bühne ist so mit dem Wiener Boden verquickt, daß man mir vielleicht nicht ungern gestatten wird, durch ein kleines Intermezzo über Entstehung und Fortbildung der Wiener Volkskomödie den Lauf der Erzählung später zu unterbrechen.

Jede Zeit hat ihre Jugend, jede Jugend hat ihre Zeit! Und so lebt denn auch ein jeder Mensch in einer doppelten Atmosphäre: in der seines Alters und seiner Zeit. Nun ist die Jugend zwar immer jung, allein die Jugend der alten Zeit, der Restaurations-Epoche, war doch himmelweit verschieden von der der neuen Zeit, der Revolutions-Periode. Man lebt jetzt rasch; Demokratie und Naturwissenschaften drängen vorwärts — gesicherte Legitimität und staatliche Bevormundung hielten mit einander still, waren eigentlich der Stillstand selber. Das berüchtigte österreichische System mit seiner Devise: „abwarten“ bremste auch die Staatsmaschine so lange, bis sie zuletzt völlig in's Stocken gerieth, wenn gleich die gedan-

kenarme und kraftlose Gerontokratie, welche in der Folge an's Ruder gelangte, im schläferigen Regierungs-Dusel und in unnützer Geschäftigkeit inzwischen ihre Actenstücke rastlos weiter erledigte.

Gegen Ausgang der zwanziger Jahre herrschte in Oesterreich noch der vollkommenste Geistesschlummer und erst nach den Julitagen fing es sich hier allmälig zu regen und zu rühren an. Bei diesem holländischen Stillleben, in welches kein Geräusch der Welt, kein Licht des Tages drang, bei dieser hermetischen Abgeschlossenheit von allen äußeren und öffentlichen Dingen, wie konnt' es anders kommen, als daß wir damals jungen Leute uns in das Innere versenkten, uns vertieften in das Gemüthsleben! Freundschaft, Liebe, Humanität und Literatur gaben unseren grünen Tagen ihre Färbung und die Kunst wurde nicht mit Raffinement und Reclame betrieben, sondern um ihrer selbstwillen, aus innerem Trieb und Drang.

Mit J. G. Seidl, dem frühreifen und frühzeitig geschiedenen Ludwig Halirsch, Franz von Hermannsthal, Eduard von Badenfeld und anderen Schriftstellern „en herbe" stand ich bereits zu Anfang der Zwanziger-Jahre in freundlichem Verkehr; so auch mit dem weit jüngeren und weit bedeutenderen Ernest Feuchtersleben, der in der Folge einer meiner treuesten Freunde wurde und bis an sein Lebensende verblieb. In den Entwicklungsjahren war der junge Mensch in sich gekehrt, verschlossen, zum Grübeln geneigt, voll Zweifel an sich selbst — erst im Mannesalter klärte sich die innige, sinnige, wahrhaft edle Natur, die sich langsam entwickelte, um sich, gereift, rasch wieder zu verzehren. — Seidl hatte bereits seine „Lieder der Nacht" ge-

dichtet, Halirsch seinen „Morgen auf Capri“ auf das Burgtheater gebracht. Beide Freunde waren jünger als ich, der ich zwar insgeheim eine Menge geschrieben, jedoch ohne es an Mann bringen zu können. Das fing mich zu wurmen an. Da ertheilte mir ein Vorstadtschauspieler, welchen ich zufällig kennen gelernt, den höchst ehrenvollen Auftrag, ihm zu seiner Benefizvorstellung einen „Epilog“ zu schreiben. Ich vollbrachte das Werk mittelst einiger Dutzend pompöser Verse, die ich mit eigenen Ohren beklatschen hörte; der dankbare Benefiziant nannte mich dafür ein Genie, machte mich auch mit anderen „Mimen“ bekannt, so mit Stegmeyer, Regisseur des Theaters an der Wien und Verfasser des „Rochus Pumpernikel“.

Der Mann versammelte in seinem Vorstadtgarten einen munteren Kreis von Schauspielern, Musikern, Poeten, auch an jungen Priesterinnen der Kunst fehlte es nicht; da wurde deklamirt, gesungen, musizirt, auch sonst allerlei Kurzweil getrieben. Wer war nun glücklicher als ich, auf diesen „Parnaß“ (so nannten wir den Gartenhügel, den Produktionen geweiht) mit einem Male Zutritt zu bekommen! Ich lernte dort Heurteur kennen, Friedrich Demmer, Küstner — lauter gefeite Wesen! Unter den jungen und hübschen Kunsteleven auf Stegmeyer's Parnaß befand sich auch die reizende Wilhelmine Schröder mit den himmlisch-blonden Haaren. Ihre große Mutter hatte sie anfangs dem Schauspiel gewidmet. Wilhelmine, kaum fünfzehn Jahre alt, machte ihren ersten Versuch als Aricia in der „Phädra“ (am 14. Oktober 1819). Sie wurde gerufen. Die Mutter führte sie an der Hand. — „Seien Sie ferner nachsichtig und freundlich, aber auch — strenge!“ — So wurde das

Publikum von der tragischen Mama interpellirt, die es selber an Strenge nicht fehlen ließ — wenigstens ihren Töchtern gegenüber. — In der Folge der Oper zugewendet, wurde die göttlich-blonde Wilhelmine die große dramatische Sängerin, welche als Schröder-Devrient den Kulminationspunkt ihrer Kunst erreichte. Zur Zeit, als sie ein reifes Mädchen ward, hatte sich das Verhältniß zwischen Mutter und Tochter nicht zum Besten gestaltet. Die Schuld lag an „Phaon“-Daffinger, der nicht übel gewillt schien, seine hehre „Sappho“ um der reizenden „Melitta“ willen laufen zu lassen. — Als ich Minchen kennen lernte, war sie noch eine Melitta — ohne Phaon. Wir declamirten mit einander (ich Schiller's Hoffnung!!), spielten Pfänder und tanzten. Wir waren eben Kinder von siebzehn und fünfzehn Jahren! Ein Jahr später war Manches anders geworden.

Als junger Mensch macht man rasch Bekanntschaften, wird auf Bälle geladen, zu Landpartien und dergleichen. So trieb ich mich bald in den verschiedensten Kreisen herum, abwechselnd in guter wie in schlechter Gesellschaft. Auch an vorübergehenden Liebschaften fehlte es natürlich nicht, oder an kleinen „metaphysischen“ Verhältnissen. Mein Klavierspielen kam mir bei manchen derselben zugute, Dank meinem wackeren Musiklehrer, dem Compositeur des „Dorfbarbier“, Johann Schenk, der mich in meinen Knabenjahren tüchtig einexerzirt hatte. So las ich ziemlich fertig vom Blatt — doch in den Quattromanis mit der hübschen Haustochter traten bisweilen bedenkliche Kunstpausen ein, besonders wenn die Mama zeitweise die Stube verließ, da gab es feurig zugeflüsterte Worte, Händedrücke, Küsse, auch Briefchen wurden gegenseitig zugesteckt. Diese kindischen Liebesspiele

wichen bald einer ernsthafteren Neigung, die sich durch mehrere Jahre meines jungen Lebens fortspann und mich so durch geraume Zeit von aller schlechten Gesellschaft abzog. Das Mädchen war mir auf das Innigste zugethan. In den ersten Tagen der neuen Leidenschaft vertiefte ich mich zugleich in ein romantisches Schauspiel, dessen Heldin (die bekannte „Clemence d'Isaure") ich mit allen Vortrefflichkeiten auszuschmücken bemüht war, die ich bei meiner Angebeteten entdeckt oder vorausgesetzt hatte.

Mitten in dieses poetisch-erotische Treiben fiel eine ernste Geschichte. Eine Studentenverschwörung sei entdeckt worden, hieß es — ganz Wien war in Aufruhr! Die jungen Verbrecher kämen insgeheim in einem Bierhause zusammen, erzählte man sich, und sprächen und sängen dort ganz entsetzliche und verruchte Dinge. Mir fiel es auf's Herz. Der junge Karl Stegmeyer hatte mich unlängst zu einem vertrauten „Kommers" eingeladen, doch unter dem Siegel der Verschwiegenheit; ich weiß nicht mehr, was mich abhielt, an dem verabredeten Abend die mir bezeichnete Kneipe zu besuchen. Aber das mußte es wohl sein — mein Freund ist bebedroht, ist in Gefahr — ich eilte zu Stegmeyer. Es war wie ich geahnt — der Kommers war verrathen worden! Eine Hausuntersuchung im Parnaßhause ward eingeleitet, Stegmeyer verhört, ihm ein Burschenlied und — horribile dictu! — ein „Ziegenhainer" abgenommen. Die Herren Studenten hatten Stöcke getragen und ein paar zahme Freiheitslieder gesungen — das war das Verbrechen! Wien und Europa beruhigten sich bald — auch sonst hatte die Geschichte vorderhand keine schlimmen Folgen, nur daß der arme junge Mensch von nun an im „schwarzen Buche" stand, wie bald

darauf auch ich. Und so eine „gravis notae macula“ vergißt sich nicht! Stegmeyer, der sich später den Bergstudien gewidmet, hatte alle Mühe als Praktikant unterzukommen und rückte nur äußerst langsam vor — warum mußte er auch vor mehr als zwanzig Jahren schlechte Verse gemacht und sich mit dem Ziegenhainer bewaffnet haben! Im Jahre 1848 gehörte er natürlich zur liberalen Partei, wie wir Alle — später als die Reaktion siegte, wurde ihm als Beamten der Prozeß gemacht, das schwarze Buch von Anno 1820 über ihn nachgeschlagen. Sein Frau — denn er war längst Gatte und Vater — klagte mir, daß sie beim Minister Dr. Alexander Bach gewesen: „ihr Mann habe nur im Sinne des Ministers gehandelt“ — erklärte sie ihm — „und der Herr Minister habe sich ja selbst an die Spitze der Bewegung gestellt!“ — Sehr naiv! Ich gab der guten Frau die Gegenerklärung: wenn mein Freund Bach sich bewegt habe, so war das vor dem Portefeuille; mit einem derlei in der Hand bewege man sich nicht mehr, sondern halte es fest und bleibe selber fest sitzen, lasse allenfalls die Andern fest setzen. — Die Frau beharrte aber auf ihrer Meinung! Sie verstand eben nichts von Politik und vom österreichischen „System“.

Die Freundschaft spielte bei uns Jünglingen kaum eine geringere Rolle als die Liebe. So wohnte ich in den Jahren 1823 und 1824 mit zwei Freunden zusammen, Beide etwas älter als ich und mir an Geist und Kenntnissen weit überlegen. Besonders der Eine, Joseph Fick (in der Folge einer der Lehrer des Erzherzogs Franz Joseph und Professor der Geschichte in Olmütz) war ein ausgezeichnetes, ja außerordentliches philologisches Talent, aber ein krankes,

schon in frühester Jugend von Religionszweifeln und Selbstquälereien schwer heimgesuchtes Gemüth. Dem Jahre langen Umgange mit ihm verdanke ich Vieles; er war auch mein erster Lehrer im Englischen und las Terenz und Plautus mit mir. Der andere Freund, Karl Spina aus Brünn, hatte mehr eine philosophische Richtung, der ich mich nach Kräften anbequemte. Aber außer den philosophischen, historischen und philologischen Studien sollte noch ein anderes, ganz eigenes Werk in Angriff genommen werden, in welches die Freunde mich einweihten. Man dachte nämlich an nichts Geringeres, als sich aus den Quellen selbst von der Wahrheit der Offenbarung die gehörige Ueberzeugung zu verschaffen. Eine Ausgabe des neuen Testamentes in griechischer Sprache diente uns zur Grundlage. Wir verglichen die Evangelisten, ihre verschiedene Auffassung und Darstellung, ihre anscheinenden Widersprüche unter einander. — Niemand wußte um unsere geheimen Studien, und wenn uns junge Freunde und Kollegen des Abends besuchen kamen, wurden die Evangelien flugs bei Seite geschoben, dafür die Whistkarten zur Hand genommen. Wenn die Gesellen fort waren, oft erst nach Mitternacht, begann die religiöse Unterhaltung auf's Neue. — Spina vertraute mir in der Folge, daß unser gemeinschaftlicher Freund durch Lekture und gesprächliche Mittheilung nur immer unruhiger geworden, und daß er nicht selten im Stillen an meinen skeptischen (gelegentlich ironischen) Bemerkungen und Einwürfen ein wahres Aergerniß genommen habe. Kurz die Theologie gerieth in's Stocken und die vier Kartenkönige wurden immer häufiger zu Hilfe gerufen, um die vier Evangelisten zu ersetzen. Insgeheim aber hatten sich die beiden Freunde den Vorschriften der Kirche ange-

schlossen, fasteten und gingen zur Beichte, wie ich wohl gewahren konnte, ohne daß es mich besonders angefochten hätte. Doch blieb ich den Freunden, wie sie mir, treu gesinnt, wenn auch unser eigentliches Verhältniß gelockert war. Spina, seit lange kränkelnd, verhauchte übrigens sein junges Leben frühzeitig; Fick nahm eine Hofmeisterstelle an. So war die fromme Trias aufgelöst und ich bezog eine stille Klause auf der Landstraße für mich allein. — Schon während unserer exegetischen Studien, die im Grunde meiner Natur zuwider waren, hatte ich mich ab und zu in's Theater, wohl auch in die italienische Oper geflüchtet; der nie unterbrochene Umgang mit meinen jungen poetischen Genossen so wie mit Freund Schwind und den Malern frischte mich gelegentlich auf, und die oben erwähnte Herzensneigung führte mich bald auf Wege und Gedanken, die dem Grübeln und Spintisiren ziemlich ferne lagen. Kurz, ich war und blieb ein Weltkind. Zuletzt mußt' ich mir bekennen, was Gentz dem frömmelnden Renegaten Adam Müller schrieb, der ihn bekehren wollte: „Mir fehlt das Talent des Glaubens!“

An einer früheren Stelle dieser Memoiren hatte ich meiner humanistischen und anderen Studien erwähnt, denen ich bis in mein Alter treu geblieben; so hatt' ich denn auch damals, in den Tagen der jugendlichen Religionsschwärmerei, an Goethe, Lessing, Kant und dem „kategorischen Imperativ“ fest gehalten — oder ich war in des „Teufels Klauen gerathen“, wie man das nehmen und nennen will!

III.

(Intermezzo. — Die Wiener-Volks-Komödie.)

„Wie reizt doch das die Leute so sehr?
Was laufen sie nur ins Schauspielhaus?“ —
Es ist doch etwas Weniges mehr,
Als säh' man g'rade zum Fenster hinaus.
Goethe.

Nirgendwo in Deutschland erhielt sich der „Hannswurst“ so lange als in Wien! Bereits vor nahe an zweihundert Jahren trieb er sein Wesen oder Unwesen in hölzernen Buden auf der Freiung, auf dem Hohen Markt und auf dem Judenplatz. Etwa ein Seculum vorher, unter Ferdinand I., waren sämmtliche Schalksnarren, „Landfahrer, Sänger und Reimsprecher“ aus Wien verbannt und auf das strengste verfolgt worden; in demselben rigorösen Sinne erging auch eine Verordnung, daß ein Jeder, welcher ein Buch verfänglichen Inhalts oder auch nur ohne obrigkeitliche Erlaubniß drucken ließ, „ohne alle Gnade stracks am Leben mit dem Wasser gestraft werden“ sollte. — Kein Schalksnarr läßt sich gern einsperren, und kein Schriftsteller nimmt so leicht die Gefahr auf sich, „Ersäufliches“ zu schreiben! Die

Hannswurste, Singer und Reimsprecher wanderten also beim Thor hinaus, und Wien blieb ohne „verfängliche“ Bücher, woraus es sich nicht eben viel machte, aber auch ohne Spaß, ohne Sang und Klang den damaligen Protestanten-Verfolgungen, Judenhetzen, Jesuiten-Predigten, türkischen Belagerungen und anderen Annehmlichkeiten überlassen. Es war eine triste Zeit!

Ein Fürst mag Steuern einfordern, Recruten ausheben, die Glaubenslehren vorschreiben, Hofräthe ernennen, kurz Alles und Jedes thun, was zum sogenannten „Regieren“ gehört — aber das Lachen verbieten! Wofür ist das gut? Ein Mensch, den man zum Lachen bringt, zahlt ja die Taxen und Abgaben beiweitem williger, als ein greinender Heraklit oder ein schwarzgallichter Apemanthus! Schon Julius Cäsar, der sich auf's Regieren trefflich verstand, wollte „wohlbeleibte“ Staatsbürger um sich haben, die gut essen, behaglich verdauen und sich eines gesunden Schlafes erfreuen; Shakspeare, welcher den Mann mit dem Lorbeer auf der Glatze genau kannte, versichert uns, daß dem Kaiser in spe Niemand so zuwider war als der „hagere Cassius“ mit dem „hohlen Blick“, der niemals lächelt, viel liest, wenig ißt, schlecht verdaut, jeden Regierungsact beschnüffelt und bekrittelt und sich um die Singer und Reimsprecher nicht so viel kümmert! In solche appetitlose, hagere, nergelnde Cassiusse würde man die gern und viel essenden dick-gemüthlichen Wiener nach und nach umwandeln, wenn man ihnen den Hannswurst oder irgend einen seiner Stellvertreter für immer entzöge. Doch besserte sich's bald damit, schon unter Maximilian II., unter dessen mildem Scepter die Protestanten und Hannswurste wieder etwas freier aufathmen durften. Leider regierte der

humane Kaiser nicht lange genug, wie auch Joseph II. und andere der besseren Regenten Oesterreichs, während — — aber wir wollten ja von den Schalksnarren sprechen! —

Im Jahre 1707 wurde ein neues Theater am Kärntnerthor erbaut und dem berühmten Hannswurst jener Zeit, Joseph Stranitzky, sowie der „sämmtlichen deutschen Komödianten-Bande" die Bewilligung ertheilt, darin ihre Vorstellungen zu eröffnen. Somit war der Hannswurst officiell anerkannt und gewissermaßen „privilegirt", ohne daß er jedoch damals schon einen „Hofraths-Titel" bekommen oder etwa den hohen Auftrag erhalten hätte, ein „Tagesblatt" herauszugeben. Für derlei Opportunitäts-Maßregeln war die Bildung noch nicht weit genug vorgeschritten! Die Zeit der ernsten Hannswurste war noch nicht da! — Die Aera der Haupt- und Staatsactionen und der halb improvisirten Komödien mit dem unvermeidlichen Hannswurst hielt sich durch eine geraume Zeit. Wie Molière, dem er sonst wenig glich, schöpfte auch Stranitzky seine Stoffe häufig aus den altitalienischen Komödien; ein theatralisches Programm wurde entworfen, einige ernsthafte Scenen, auch Lieder und Arien wurden aufgeschrieben, im Uebrigen hatte die Komik freies Spiel, laut der selbsteigenen Weisung des Komödien-Fabrikanten: „Hier kann der Hannswurst seine Lazzi und Foppereien nach Belieben machen."

Da jeder Sterbliche älter und bisweilen auch alt wird, sogar ein Narr und ein Hannswurst — denn Thorheit schützt vor Alter nicht — so mußte Stranitzky, dem das Spaßmachen bereits sauer ankam, endlich daran denken, sich um einen Nachfolger in seiner „gay science" umzusehen. Er glaubte hiezu ein taugliches Individuum in dem Statisten

Prehauser gefunden zu haben. Dieser, von seinem Principal dem Publikum vorgestellt, fällt schnurrstracks auf die Kniee und fleht mit der unwiderstehlich dummsten Miene: „Meine Herren, ich bitt' Sie um's Himmelswillen, lachen's über mich!“ Das verehrte Publikum jubelt über diese geistreiche Improvisation, der alte Hannswurst überreicht dem jungen sein bisheriges Scepter, die Pritsche, und der neue König des Wiener Humors war gemacht. Die Hannswurst-Komödien erreichten die Spitze ihrer Vollkommenheit durch eine Anzahl komischer Schauspieler, welche sich ihre Charaktere meist selber schufen. Da traten neben einander auf: Weiskern (Odoardo), Joseph Kurz (Bernardon), Leinhas (Pantalon), Schröter (Bramarbas), Huber (Leander, später Leopoldl, auch Lipperl), Frau Nuth (Columbine). Diese guten Leutchen betrieben ihr lustiges Handwerk mit Humor und Virtuosität und gegen äußerst mäßige Wochengage; da aber jede Arie, jedes In-die-Luft-fliegen, Ins-Wasser-springen oder Begossenwerden mit Einem Gulden extra honorirt wurde, eine Ohrfeige oder ein Fußtritt — immer real und derb zugetheilt — ein Schmerzensgeld von dreißig Kreuzern und darüber dem Empfänger eintrug, so suchten die „Künstler“ diese komischen Behelfe in ihren Rollen so häufig anzubringen, als nur immer möglich. Die Prügel, Fußtritte und dergleichen wurden auch von dem Prinzipal gewissenhaft allwöchentlich gegen Quittung honorirt.

Ein liederliches Wiener Tuch, aber genial in seiner Begabung, Philipp Hafner, der erste österreichische Possendichter oder auch Lustspieldichter von Bedeutung, war zugleich im Leben voll Lust und Uebermuth, voll Possen und Schnurren, ein beliebtes, allenthalben aufgesuchtes und ein-

eladenes Talent. Die Komödie und das Komödiespielen
)ar seine Leidenschaft, nebst den Schmausereien und nächtli-
hen Trinkgelagen; so kam er an der Geselligkeit um oder an
hren Folgen, der Schwindsucht, kaum 33 Jahre alt, und
pazierte in die andere Welt, noch mit einem Spaß auf der
Zunge.

Im Gegensatze zu dem lustigen und geistverschwen-
erischen Wiener hat sich später der witzige norddeutsche
Kotzebue (drei Jahre vor Hafner's Tod geboren) in
jeselligen Kreisen meist schweigsam verhalten, aus Charakter
ınd Neigung nicht minder als aus Berechnung, um still und
ühl beobachten zu können und um ja keinen guten Einfall
u vergeuden, der sich in einem Lustspiele nutzbringend ver-
venden ließe.

Hafner war Assessor beim Wiener Stadt-(Criminal-)
Bericht, wie hundert Jahre später unser Deinhardstein;
)on Beiden erzählt man sich die merkwürdigsten Schnurren
ınd Eulenspiegeleien, welche sie, sowohl innerhalb als außer-
)alb ihrer Amtsthätigkeit, mit Hausmeistern, Wäscherinnen,
Fiakern und Polizeimännern zu Tage gefördert. Der Schalk
Deinhardstein war in der Erfindung von allerlei Humbug
vahrhaft genial — als Bühnendichter nimmt aber sein Vor-
gänger in Apollo, Themis und Komos im Grunde eine weit
bedeutendere Stelle ein. Hafner ist in der That ein Origi-
ıal und ein erfinderischer Kopf. Und er schöpfte Alles aus
sich selbst, der Stoff seiner Stücke ist neu, wie auch die
Form. In seiner „Hexe Megära“ schloß er sich noch zum
Theil der damals gang und gäben extemporirten Komödie
ın, die Lustspiele und Hannswurst-Komödien aber: „Der
Furchtsame“, „Die bürgerliche Dame“, „Die lächer-

lichen Schwestern von Prag", „Der beschäftigte Hausregent", sind bereits völlig dialogisirt und gehen ihren eigenen Weg.

Diese und anderere Stücke Hafner's, in Erfindung neu, in Charakteristik wahr und frisch, sind im Wiener Localton gehalten, theilweise im Dialekt geschrieben und haben sich noch lang nach dem Ableben des Verfassers auf der Bühne erhalten und bis in die ersten Decennien unseres Jahrhundertes hinein gerettet, nur in neuen Ueberarbeitungen von Perinet und mit Musik von Wenzel Müller — der „Furchtsame" als „Neusonntagskind", der „Hausregent" als „Lustiges Beilager". Hafner war auch der Schöpfer eines auf der komischen deutschen Bühne vor ihm unbekannten Genre's, der Parodie. Sein „Evakathel und Schnudi" war der Vorläufer und das Vorbild all' der späteren unzähligen Helden- und Götter-Travestien, welche in anderer Form auch in neuester Zeit wieder aufgetaucht sind.

Die extemporirten Komödien hatten sich mit und nach Hafner beiläufig ausgelebt, obwohl sie noch immer sporadisch vorkamen. Hatte doch sogar der berühmte Brockmann ihnen noch das Wort gesprochen, als einer unschätzbaren Uebung für den Schauspieler, welchem sie Sicherheit und Gewandtheit im Spiel verleihen; selbst Goethe im „Wilhelm Meister", in der Wasserfahrt-Scene, läßt seine Personen etwas Aehnliches äußern. In Wien dagegen, zur Aufklärungszeit, sah man die Sache anders an, sprach von der Würde der Kunst, von Läuterung des Geschmackes und dergleichen.

Kurz, im Jahre 1768 wurde das Extemporiren gänzlich verboten; zugleich übte Sonnenfels das Amt des Thea-

ter-Censors aus. Als Bernardon-Kurz, durch längere Zeit auf Hannswurst-Kunstreisen, im Jahre 1770 nach Wien zurückkehrte, wollten seine Späſſe auch nicht mehr „ziehen.“ Mit ihm starb das Geschlecht der eigentlichen Hannswurste aus. Die derbe Komik zog sich bald gänzlich aus dem Stadttheater zurück und wanderte nach den Vorstädten.

Im Jahre 1781 eröffnete Marinelli sein Theater in der Leopoldstadt. Perinet füllte das Haus mit seinen Bearbeitungen der Hafner'schen Possen und Parodien, meist in Knittelversen. „Der travestirte Aeneas“ von Gieseke machte Aufsehen.

Nebst Perinet und Gieseke hatte auch Gewey mit seinem „Pygmalion, oder: Die Musen bei der Prüfung“ die Götter des Olymps herbeigezogen, um in dem Contraste zwischen Pathos und Wiener-Sitte mit Wiener-Deutsch die neueste Gattung des Komischen zur Erscheinung zu bringen.

Wenzel Müller verlieh diesem neuen Genre, sowie manchem später auftauchenden noch einen besonderen Reiz durch seine nationalen und gefälligen Melodien, die sich freilich vorzugsweise im Dreivierteltacte zu bewegen pflegten. Doch hatte er jedenfalls seine musikalischen Verdienste! Man erzählt sich sogar, der große Mozart habe dem viel und leicht schreibenden Compositeur, dem Vater der berühmten Sängerin Grünbaum, bei der Aufführung der „Schwestern von Prag“ während einer musikalischen Ensemble-Scene au die Schulter geklopft und ausgerufen: „Wenzel, das hätt' ich wohl gern selber geschrieben!“

Die olympischen Theaterspiele waren in Wien bald vorüber, wie nichts, nebst der weiblichen Laune, so schnell wechselt als ein Theater-Repertoire — doch wer erinnert

sich hier nicht an die Olympiaden von heute, an „Orpheus in der Unterwelt“, an „Die schöne Helena“ und an den jetzigen deutsch-französischen Wenzel Müller, Jaques Offenbach?

Auch dieser ist ein ausgesprochener Liebhaber des Dreiviertel- und Dreiachteltactes, nur daß er ihn raffinirter zu bringen und zu benützen versteht, als der naive böhmisch-österreichische Wenzel! Und auch die neuen Götter und Helden des alten Homer, welche in den früheren Parodien echt wienerisch auftraten, mußten sich erst zu einem französischen Fricassée zerhacken lassen und können dem Hautgoût unserer Theater-Habitués nur genügen, wenn der feine Pariser Parfum aus der Pastete hervorduftet.

Diese Fabel lehrt, daß sich Welt und Theater in einem ewigen Kreislauf bewegen, daß auf unserem Planeten nur äußerst wenige originelle Ideen cursiren, die immer in anderer Gestalt wiederkehren, und daß sich nur die Form ändert, das Wesen aber und die Materie, der alte Sauerteig, ewig derselbe bleibt.

Nach den Götter-Travestien kamen Hensler und Huber mit ihren Ritter- und Zauberstücken, und „Das Donauweibchen“, „Die Teufelsmühle am Wienerberge“, „Der Teufelsstein in Mödlingen“, „Die zwölf schlafenden Jungfrauen“, „Wendelin von Höllenstein“, „Caspar der Zauberfagottist“ und Anderes erhielt sich eine geraume Zeit zur Freude und Lust der Wiener, theilweise auch der Berliner, die sich nur etwa das harmlose „Donauweibchen“ in die vornehmer klingende „Nymphe von der Spree“ umtauften.

In den genannten Stücken erweckte der dicke, behagliche La Roche den alten Hannswurst zu neuem Leben in

dem beliebten Kasperl. Wenn der Ritter nach einem patheti-schen Monolog seinen Knappen herbeirief: „Käsperle, wo bleibst du?“ so stand wohl schon La Roche, mit Mühe aus dem Bierhause herbeigeholt, noch kaum halb für seine Rolle angekleidet, hinter den Coulissen und schickte seine Stimme voraus. Auf das schnarrende: „Er—r— kommt schon!“ erhob sich ein Vorjubel auf den Galerien wie im Parterre, ein Vorge-schmack der so lang ersehnten komischen Seligkeit — und wenn endlich der Knappe Käsperle mit den geschwärzten Augenbrauen, dem ziegelroth angestrichenen Gesicht und den noch halb herunter hängenden Inexpressibles, die er erst im Auf-treten völlig zunestelte, vor Ritter und Publicum mit einer ziemlich derb angedeuteten Entschuldigung seines Verspätens erschien und seine übrigen Dummheiten vorbrachte, da kannte der Enthusiasmus kein Ziel und Maß! — Glückliche, kin-dische oder kindliche Wiener! Warum habt ihr den „Kasperl“ verloren? Er ist und bleibt unersetzbar — auch in den par-lamentarischen Tagen von Greuter und Konsorten. —

Der Zulauf in das Leopoldstädter Theater war zu jener Zeit ungeheuer. Castelli, der immer voll alter Anek-doten war, erzählte mir, daß der Director Marinelli an Sonntagen, wenn der Andrang an das noch geschlossene Theaterthor bereits zur Mittagsstunde begann, im Uebermuth einige Silberstücke (damals gab es noch dergleichen!) in den dicken Menschenknäuel warf, und wenn der süße Pöbel gar zu laut und ungestüm wurde, mit gebieterischer Stimme über's Fenster rief: „Still da unten! Sonst lass' ich heut' gar nicht spielen“ — worauf sogleich das Publicum wie eine Heerde Schafe zusammenschrack und lammfromm stille hielt. Das waren Theaterzeiten! Herr Steiner, Herr Strampfer

e tutti quanti, wässert Euch der Mund nach diesen halcyonischen Tagen? Umsonst! Sie sind vorüber — für immer vorüber!

Die mittelalterliche Romantik, welche noch in diese Aera der Wiener Volksbühne hineinragte, machte sich auch ohne allen Beisatz von phantastischen Elementen rein geltend in gewissen Ritter- und halbhistorischen Stücken, wie: „Friedrich mit der gebissenen Wange", „Das Faustrecht in Thüringen", „Hasper a Spada", in welch' letzterem die Darstellung des immer durstigen Ritters Feige von Bomsen durch Sartory für eine Meisterleistung galt. Aber die eigentlichen Zauberstücke waren doch noch immer gern gesehen auch auf Schikaneder's Bühne im Freihause, welche zu irgend einer Zeit auch unter der Oberleitung eines Bauernfeld, eines meiner Ahnen gestanden hatte. Schikaneder war nicht so glücklich wie Marinelli. An der Neigung, das Geld zum Fenster hinauszuwerfen, gebrach es ihm zwar durchaus nicht — allein das Publicum fand sich nur spärlich ein, und dem Director brannte es auf den Nägeln. Wie ein neues Zugstück schaffen? Das war die Lebensfrage. Die Muse so mancher Künstler und Erfinder, die Noth, hauchte ihm nun den Gedanken ein, ein theatralisches Ding oder Unding zusammenzustoppeln, welches Ernst und Spaß, Zauberei und die damals so beliebte Freimaurerei bunt durcheinandermischend, einen ungeheuern Erfolg versprach, wenn neben Romantik und Komik darin auch für die Schaulust, sowie für das musikalische Ohr des Wiener Publicums gehörig gesorgt würde.

Gedacht, gethan! Mit dem halbfertigen Libretto der „Zauberflöte" wendet sich nun der bedrängte Theater-Director an seinen Freund Mozart, welchem er zugleich, der

Sage nach, einige leichte Melodien vortrillerte, wie sie etwa für den lustigen „Papageno“ passen dürften, dessen Rolle sich Schikaneder selber zugedacht. Mozart, welchem der Plan gefiel, besonders in seinem mysteriösen Theile, ließ sich bereitwillig finden, und so war die Oper binnen sechs Monaten componirt und einstudirt und kam im Herbst 1791 zur Aufführung.

Papageno konnte mit dem riesigen Erfolge zufrieden sein; allein der Schöpfer dieses vielleicht originellsten aller musikalisch-dramatischen Werke lebte nur kurze Zeit über seinen letzten und größten Triumph hinaus.

Der „Zauberflöte“ mußte hier gedacht werden, da sie, ihrer Genesis nach, der Wiener Volksbühne angehört, ja als die schönste Blüthe und Frucht jener damals noch so beliebten romantisch-komischen Richtung zu betrachten ist. Und kein Zweifel, die Schlange, die Affen, die fliegenden Genien, Wasser und Feuer wie Papagenoschloß und Glockenspiel haben nicht wenig dazu beigetragen, das Meisterwerk populär zu machen, und die Priester mit ihren Hörnern, in welche sie dreinbliesen, sowie die geheimnißvoll-dunklen Pyramiden-Eingänge waren gleichfalls nothwendig, um das Volk mit dem gehörigen Respect und Schauer zu erfüllen; denn das Volk ist das frisch aufnehmende Kind, welchem man, Gott Lob, noch mit Scherz und Ernst beikommen kann! Die sogenannten gebildeten Leute rümpften dagegen sehr bald die Nase über den, wie es ihnen dünkte, unglaublich albernen Text der „Zauberflöte“. Es sind das dieselben Leute, welche man auch das „gebildete Publicum“ nennt und welche an der Ziege in der „Dinorah“ oder an den anderen Dummheiten der „Afrikanerin“ so wenig ein Aergerniß nehmen,

als ihre Vorfahren an der Schlange und am Papagenoschloß. Das macht, die gebildeten Leute glauben an keine Dummheit, als die just in der Mode und en vogue ist! Mozart hat nun freilich die Poesie in die „Zauberflöte“ erst hineingebracht, aber die Erfindung Schikaneder's ist darum nicht zu verachten.

Hat doch sogar der große Goethe dem Librettisten die Ehre erwiesen, „der Zauberflöte zweiten Theil“ zu dichten, in welchem verschiedene junge Papageno's und Papagena's aus Eiern hervorkriechen. Wir — um im Recensenten-Ton zu sprechen — wir ziehen den ersten Theil ohne Eier vor, und sind der Ansicht, daß der große Mann nicht nur diese lebendige Eierspeise, sondern auch die eingebrockte Milchsuppe in seinem „Bürger-General“, ohne seinem Ruhme zu schaden, unaufgetischt lassen konnte.

Das Romantische und Phantastische hatte sich nach und nach auf der Wiener Volksbühne verloren, inzwischen war ein bürgerlich-hausbackenes Element aufgetaucht, welches sich späterhin noch ein letztesmal mit dem Feen- und Zauberwesen verquickte.

Jean-fesse est mort, vive Jean-fesse! Der Hannswurst stirbt nicht oder lebt immer wieder auf's neue auf, in veränderter Gestalt, unter einem andern Namen — aber wenn ihr ihn beim Lichte beseht, ist es der alte Schalksnarr mit Schellenkappe und Pritsche, über welchen der gravitätische Professor Gottsched und die respectable Frau Neuberin ein vergebliches Autodafé gehalten, denn der Narr, der sich nicht im Mörser zerstampfen läßt, widersteht auch dem Flammentode.

Die Narrheit ist der wahre Vogel Phönix. Schon der ernste Homer hat seinen Göttern und Heroen die Thorheit in Gestalt eines Momos und Thersites beigesellt. Das Leben wäre nicht vollständig ohne seine eigene lebendige Parodie — darum, wie die Hannswursten-Natur unverwüstlich ist, so fühlt sich auch die Menschheit unwiderstehlich von ihr angezogen, zu ihr hingezogen. Niemand hat den Zwiespalt von Weisheit und Narrheit, zugleich von Idealismus und Realismus, welcher sich im Menschen ebenso bekämpft als vereinigt, tiefer und geistreicher empfunden, so wunderbar abgeschildert und für alle Zeiten hingestellt, als der göttliche Cervantes. Sein Held strebt nach dem Erhabenen, Himmlischen und Idealen, und erntet Prügel dafür; der dicke Schildknappe hält sich an die reale Erde und ihre Freuden und Genüsse — aber da regnet's wieder Prügel! Die Beiden mit einander, diese getrennten und mißhandelten Hälften, sind der Mensch — der Prügelknabe der Schöpfung. Auch Pferde, Esel und Hunde bekommen zwar Prügel, doch sie fühlen nur den physischen Schmerz davon; der Mensch allein genießt den Vorzug, über die erhaltenen Schläge des Schicksals nachgrübeln zu können, was man auch philosophiren nennt.

Das alte Wien, von den groben Possen und Parodien übersatt, war nach und nach gesitteter, nüchterner und zahmer geworden, was sich auch in den Volksstücken jener Zeit kundgab, in welchen statt des früheren phantastischen von nun an das bürgerliche Element immer mehr zur Geltung kam.

Auch die Stadtheater hatten ihre Volkskomiker, wie eine Art Volksstücke. Baumann als Adam im „Dorfbarbier", und als Bettelstudent (nach Cervantes) bezeichnet die ganze harmlose Richtung jener Periode, welche dem „Wiener

Spaß" ausschließlich huldigte und für die der eigentliche Humor eine terra incognita blieb.

Auf demselben Felde wirkte auch der urspassige Wiener-Rüpel Anton Hasenhut (vom Theater an der Wien) in seinen Thaddädl-Rollen; er vereinigte Natürlichkeit und selbst Grazie des Spieles und der Mimik mit Fertigkeit und Geschick im Vortrage komischer Lieder, (trotz seiner krähenden Stimme) und mit Gewandheit und Beweglichkeit im Tanze. Als Peter in „Menschenhaß und Reue" neben dem großen Iffland (als Bittermann) brachte er den ernsthaften Künstler durch sein echt komisches stummes Mienenspiel in der Tabakpfeifen-Scene beinahe gänzlich aus der Haltung.

Ein Hannswurst erschlägt den anderen, und der Jüngere und Ueberlebende bleibt im Recht, im Besitz. Hasenhut fing bereits zu altern an, als sich ihm im „Kasperl-Theater" ein gefährlicher Nebenbuhler erhob. Der kleine Mann mit dem kleinen Höcker, den er mit vielem Anstande trug, unterstützt von einem lebhaften Auge, einer höchst beweglichen Miene, einer angenehmen Baßstimme und einem Spiel voll Feinheit und Charakteristik — Ignaz Schuster hatte Stranitzki's Pritsche übernommen, die er mit mehr gebildeter Anmuth zu handhaben wußte, als alle seine Vorgänger.

Er war es, für welchen Bäuerle den „Staberl" erfand — eine eigenthümliche Wiener Schöpfung, die man nicht gering anschlagen darf und die bald die Runde durch ganz Deutschland machen sollte.

Das Stück hatte in Wien bereits weit über hundert Vorstellungen erlebt, als die Censur plötzlich dahinterkam, daß sich die Posse über die ehrsame Wiener Bürgerschaft und

ihren naiven Patriotismus lustig mache — worauf dem ehrlich-lustigen Staberl mit seiner „Decreter-Uniform“ und seinem: „Da sitz' ich und steh' Schildwacht“ ein ewiges Stillschweigen auferlegt wurde. Director Carl hatte in der Folge die vortrefflich erfundene Figur zum Zerrbilde und zur Fratze umgewandelt, wodurch sie, wenn auch von grotesk-komischer Wirkung, doch ihrer ursprünglichen Bedeutung völlig verlustig ging.

Bäuerle's Stücke bewegten sich meist im bürgerlichen Elemente, doch nahmen sowohl er als seine Nebenbuhler Gleich und Meisl gelegentlich den Zauber- und Feenspuk wieder auf. Das neue Genre war amüsant genug — es fehlte nichts, als der meist lose und zwecklos gehaltenen Fabel eine tiefere poetische oder sittliche Idee unterzulegen, und das neue bessere Volksstück war gewonnen. Ein ähnlicher Gedanke mag einem begabten, aber wenig gebildeten jungen Manne, der sich bisher nur als Schauspieler versucht hatte, seit Langem unklar vorgeschwebt haben, bevor er sich des schöpferischen Talentes bewußt ward, welches in ihm schlummerte. — Ferdinand Raimund, eine ernste Natur, die es auch mit der Kunst ernsthaft nahm, hatte sich gelegentlich selbst in tragischen Rollen versucht. Sein Gottlieb Koke, an und für sich eine dramatische Carricatur, die im Grunde ein Jeder dem Effecte zu Dank spielt, war nicht übel, dagegen sein Franz Moor überladen, abscheulich, nichts als Grimasse.

Die Jugend, in der das Ideal noch frisch ist, traut sich oft das Ungeheuere zu, und das gilt nicht blos von dem Künstler. Es gibt keinen so ledernen Philister, der nicht im Mai seines Lebens wenigstens ein paar sentimentale Liebes-

oder Jenseitsgedichte fabricirt hätte. Und nun gar ein junges Genie in seinem dunklen Triebe! Wie häufig geht das auf falsche Fährte, geräth auf Irrwege und unter theatralische Dornen, in dramatisches Gestrüppe!

Das war auch bei dem guten Raimund zuweilen der Fall, der seine Jugendmarotten nicht loswerden konnte. Längst ein berühmter Komiker und gefeierter Volksschauspiel-Dichter, was aber seinem Ehrgeize nicht genügte, wollte er durchaus noch immer tragisch dichten, tragisch spielen. — „Ich bin zum Tragiker geboren", sagte er mir einst in edler Aufwallung, „mir fehlt dazu nix, als die G'stalt und 's Organ!" —

Diese Worte, mit seiner immer nervös zuckenden Miene, der schiefen Kopfhaltung, der heiser-vibrirenden Stimme und in echtem Wiener Jargon vorgebracht, verfehlten bei mir jede Wirkung; doch verbiß ich das Lachen aus Respect. Ein andermal, bald nach der Aufführung der „Unheilbringenden Zauberkrone", die dem Verfasser selber kein Heil brachte, lud er mich zu Tisch. Wir Beide waren allein, nur Landner dabei, ein nicht übler Komiker und höchst bescheidener Mensch.

Landner war Raimund's getreuer Schildknappe und folgte ihm wie sein Schatten. Daß über Tisch von nichts die Rede war, als von der unseligen „Zauberkrone", versteht sich von selbst. Es gibt Leute, die ihr liebes, oft so unbedeutendes Ich stets zum Mittelpunkt allen Gespräches machen — das kam bei Raimund gewissermaßen gleichfalls vor, aber nur, weil es ewig in ihm gährte, weil er unablässig mit sich selbst und seiner Doppelkunst beschäftigt war; auch brachte man ihn selber gerne auf seinen Lieblingsgegenstand,

hörte ihn mit dem höchsten Antheil sprechen, denn er sprach so lebhaft, so naiv-aufgeregt, so natürlich und wahr, so liebenswürdig! Ich hatte mich bemüht, ihm das durchgefallene Stück, welches in der That an Schwulst und Bombast seinesgleichen suchte, auf das schonendste zu kritisiren — aber vergebens! Raimund ließ nicht den geringsten Tadel gelten.

So sind wir Autoren! Die mißrathensten Kinder sind uns häufig die liebsten. —

Trieb ich den Dichter doch bisweilen in die Enge und wußte er sich keinen Ausweg, so zog er, obwohl selbst Schauspieler, über die Darsteller los — gleichfalls eine üble Gewohnheit verunglückter Theater-Schriftsteller! Die schlechte Darstellung hat dem Meisterwerk zuerst geschadet, das kalte oder undankbare oder wohl gar unverständige Publicum hat es fallen lassen und eine böswillige Kritik hat ihm den Garaus gemacht! In ähnlicher Weise raisonnirte damals Raimund. Die Schauspieler des Leopoldstädter Theaters, nur an Possen und derlei gewöhnt, hätten ihm die ernsten und poetischen Scenen verdorben, besonders gewisse pathetische Stellen, von denen sich der Dichter Wunder versprochen hatte. So die lange Tirade, mit welcher der Held des Stückes einen Löwen anredet. Zum Schlusse hatten ein paar Hände applaudirt, aber auch ein leises Kichern habe sich im Parterre vernehmen lassen.

„Warum hat das Publicum gelacht? Warum? Was ist daran zum Lachen?“ Hier sprang Raimund vom Tische auf und recitirte den in Trochäen geschriebenen Monolog auswendig und mit flammendem Auge, mit den heftigsten Gesticulationen und mit einer heiseren Donnerstimme, die immer accelerato darauf losging, bis sie polternd-unverständlich

erlosch, was eine kunstvoll nachgeahmte Seelen- und Körper-erschöpfung des Helden hätte ausdrücken sollen.

Raimund hielt inne; Landner, den er als Löwen apostrophirt hatte, machte ein Schafsgesicht, und ich wußte nicht, was ich sagen sollte, schwieg also und wartete die Dinge ab. Da stellte sich der tragische Komiker dicht vor mich hin und sagte mit dem Tone der tiefinnersten Ueberzeugung: „Sehen Sie, hätte der Mensch die Stelle so gesprochen, dann hätt' sie Furore machen müssen!" —

Meine Ansicht im Stillen und meine Ueberzeugung war, daß das Lachen bei einer solchen Deklamation erst recht ausgebrochen wäre. Da ich mich aber schon mit dem Dichter nicht völlig einverstanden erklären konnte, so wollte ich zum Ueberfluß nicht auch noch dem Mimen und Declamator wehe thun. Ich gab ihm also im Princip Recht, und wirklich war die Aufführung im Ganzen mittelmäßig und gereichte dem an sich wunderlichen Stücke jedenfalls zum Nachtheil, was man der Wahrheit gemäß immerhin bestätigen konnte. Damit gab sich der kindliche Dichter zufrieden und umarmte mich von Herzen. Landner hatte während der ganzen Mahlzeit und wohl dreistündigen Discussion den Mund nur zum Verschlingen geöffnet.

Raimund's Stücke, jene gemüthlich-komischen, allegorisch-poetischen Märchen, tauchten noch vor den Zwanziger Jahren auf, bald nachdem er in den Verband des Leopoldstädter Theaters aufgenommen worden. Auf dieser Bühne war damals die Wiener Volkskomödie zu ihrer höchsten und glänzendsten Blüthe emporgeschossen. Neben J. Schuster und Raimund bewegte sich noch der alte Bomsen-Sartory in frischer, immer behaglicher Thätigkeit; Korntheuer,

voll unerschöpflicher parodistischer Laune, gründete sich ein eigenes Fach in seinen gehorsamen Ehemännern und Simandeln, sowie in den bornirten Geisterkönigen; Landner war in komischen Nebenrollen fast ein geringerer Hasenhut, Swoboda (der Grois von damals) in niedrig-komischen Partien ausgezeichnet. Von den Frauen wirkten zu gleicher Zeit die Huber, Ennökl und Krones; die Erste durch ihre derbe, gesunde Komik und tüchtige Stimme immer siegreich, die Zweite, als Gegensatz, auch dem Anstand und feineren Ton auf den lustigen Brettern einen Platz zusichernd und behauptend. Wie läßt sich aber die Natur einer Krones beschreiben, dieser keck-genialen wienerischen Déjazet? Hoffmann's Gestalten von phantastischen Prinzessinnen, einer „Brambilla" und dergleichen, schwebten mir beständig vor, wenn ich die schlanke, kühne und dabei zierliche Frau über die Bretter schreiten und sich selber parodiren sah, wenn ich ihre tollen Possen, ihre wilden Gesänge vernahm, die man keinem weiblichen Munde verzeihen konnte als dem ihrigen — denn wie Ophelia Schwermuth und Leid, so war die Krones im Stande, Zweideutigkeiten, ja offenbare Zötlein in Anmuth und Zierlichkeit umzuwandeln. Der Gedanke läge vielleicht nahe, sie mit unserer Gallmeyer zu vergleichen — doch sind dies zwei höchst verschiedene Individualitäten. Josephine Gallmeyer ist vielseitiger und hat bei weitem mehr dramatisches Genie als die Krones; sie wäre eigentlich im Stande, Alles zu spielen, auch das feinere Naive, wie das halb Rührende, und sie spielt sich mit Allem, liebt es, sich selbst zu parodiren (darin gleicht sie der Krones), und Publicum und Director obendrein. Früher, im Theater an der Wien, hatte sie sich gefallen, mit ihrem Cancan und an-

deren Zuthaten eine Art weiblichen Nestroy vorzustellen — aber die kleine gemüthliche Rolle, welche sie im „Hanns Jörge" neben Dawison zu übernehmen hatte, zeigte uns wie im Blitzesleuchten auf einen Moment die Künstlerin, welche, wenn sie nur will, einen Charakter von Grund aus zu schaffen und durchzuführen versteht, mit schöner Wahrheit, Consequenz und Discretion, mit den feinsten Nuancen und ohne alle Uebertreibung. Auch in ihrem neuen Wirkungskreise hat sie sich in dieser Richtung bethätigt, wo man ihr etwas Gelegenheit dazu bot, wie in: „Hohe Gäste", „Alte Sünden" und Aehnlichem. Man konnte Herrn Ascher nur Glück wünschen, ein solches Talent gewonnen zu haben.

Aber kehren wir aus dem Carltheater zu dem Kasperl-Theater der Zwanziger-Jahre zurück, wo neben der gesprochenen und gesungenen Posse sich eine ebenso ausgezeichnete tanzende bewegte, eine Pantomime mit Rainoldi als Groteskkänzer und komischen Liebhaber, mit seiner Frau als Columbine, mit Einweg als Pantalon (durch vierzig Jahre!) Brinke als Harlekin und Hempel, später Schadetzky, als Pierrot. Man darf wohl behaupten, daß die komische Muse nirgendwo und zu keiner Zeit bacchantischere Feste gefeiert, als damals in Wien. Es ist begreiflich, daß ein Talent wie das unseres Raimund in solcher Umgebung den Antrieb und Stachel fand, die Art von Komik, die in ihm lag, im regen Wetteifer mit seinen Kunstgenossen immer mehr zu entfalten; doch galt es vor Allem, sich seinen Standpunkt zu gewinnen. Die Komik und Laune, welche Raimund eigen war, hatte der Basis der Gemüthlichkeit, ja selbst einer gewissen Rührung vonnöthen, die in den Stücken und Rollen, wie sie sich eben vorfanden, nur selten ihre Anwendung

fand. Raimund besprach sich nun mit den Dichtern, die für ihn schrieben, schnitt sich die Rollen beiläufig selber zu, machte Zusätze, legte Lieder ein, bis er zuletzt den Entschluß faßte, sich selbst an die Composition einer dramatischen Fabel zu wagen. Gleich der erste Versuch wurde mit dem glänzendsten Erfolge gekrönt. „Der Barometermacher auf der Zauber-Insel" (mit Raimund, Korntheuer und der Krones) schien in seiner harmlosen Munterkeit und doch besseren Richtung, zugleich mit der Beimischung des Phantastischen wie des Gemüthlichen, eine neue Aera für die Wiener Volksbühne herbeizuführen. Und so war es auch. „Der Diamant des Geisterkönigs" erschien als eine ausgebildetere Fortsetzung der glücklich angeschlagenen Weise. Eine tiefere Wirkung brachte „Das Mädchen aus der Feenwelt" und „Der Alpenkönig und der Menschenfeind" hervor; man erfuhr, daß man es mit einem wahren und wirklichen Poeten zu thun habe, dessen „Rappelkopf" bald zum Typus ward. Dem Dichter aber wurden seine eigenen Schöpfungen ein neuer Sporn, die versäumte Bildung nachzuholen und durch Studium und Aufnahme desjenigen, was seine Vorgänger geschaffen, sich für neue gediegenere Leistungen vorzubereiten und zu befähigen. Mit einer wahren Heißgier fiel der ehemalige Darsteller des Franz Moor über Shakespeare und Calderon her und vertiefte sich in die Romantik und tiefe Charakteristik des Engländers, in die Allegorienwelt und den Mysticismus des Spaniers. Das erste Product dieser Studien: „Die gefesselte Phantasie" fand zwar nicht den enthusiastischen Beifall, den sich der Dichter erwartet haben mochte; das Publicum nahm die ernsten Scenen hin,

hielt sich aber mehr an das glücklich beigemischte Komische, an die zuckenden Flügel der Krones und an die Bänkelsängereien Raimund's als blinder Harfenist. Dagegen wollten die späteren Leistungen: die mehrerwähnte „Zauberkrone" und „Moisasur's Zauberfluch" in ihrer wunderlich mystischen Poesie dem gesunden Volkssinn durchaus nicht zusagen, was den ohnehin reizbaren und gereizten Dichter völlig zur Verzweiflung brachte. Auch die Schauspielerei war ihm beiläufig verleidet, obwohl er, von der Leopoldstädter Bühne und der späterhin übernommenen Direction zurückgetreten, auf seinen Kunstreisen in Berlin und sonst in seiner Doppel-Eigenschaft die höchste Anerkennung gefunden. Er sammelte sich nun durch längere Zeit und trat endlich im Josephstädter-Theater mit seinem „Verschwender" wieder an's Lampenlicht. Der treue Valentin mit seiner Natürlichkeit, Gemüthlichkeit und komischen Rührung war vorzugsweise geeignet (besonders im letzen Act), die darstellende Kraft des Dichters in ihrer vollsten Eigenthümlichkeit erscheinen zu lassen. Das Stück machte Furore, auch mit den ernsten Scenen, und wurde über vierzigmal ohne Unterbrechung wiederholt.

Raimund hatte in den letzten Jahren seines Wirkens mit richtigem Tact herausgefühlt, daß er schlechterdings nur in seinen eigenen Stücken auftreten müsse; hier ist er einzig, originell; die geschriebene und gespielte Rolle wächst erst hier zu einem wahren Naturproducte zusammen: zu Raimund's Stücken gehört seine Persönlichkeit. Merkwürdigerweise hat man dies allgemein im Stillen gefühlt, ohne es auszusprechen; jeder Schauspieler, welcher nach Raimund eine seiner Rollen spielte, fühlte sich wie unwiderstehlich ge-

trieben, ihn nachzuahmen. Ich muß gestehen, daß ich nur ein einzigesmal einer solchen Second sight-Darstellung beiwohnte und trotz Kunst und Fleiß des nachahmenden Schauspielers nicht bis zum Ende auszuhalten vermochte. Wie sehr Alles jubelte, so erschien mir doch das Ganze nur wie ein geschmackloses Kunststück; der Geist fehlte, das Leben, die schöne Wirklichkeit — kurz, ich bleibe dabei: man kann Raimund nicht ohne Raimund spielen!

Das Leopoldstädter Theater hatte seinen Höhepunkt bereits erreicht — vor Raimund! Er war ein edlerer Zusatz, ein besseres Element, er wie seine Stücke mit ihren poetisch-sittlichen Tendenzen; doch war die alte, frische, gesunde Wiener Posse durch jene, wenn auch zum Theil genialen, aber nicht selten verworrenen Zwitterstücke verdrängt worden, auch war die Raimund'sche Muse nicht geeignet, eine Schule zu gründen. Er war der König des gemüthlichen Humors, doch war die Dynastie zugleich mit ihm erloschen. Inzwischen hatte das Wiener Leben selbst eine bedeutende Umwandlung erfahren, der Ausbruch der Juli-Revolution bereits auch auf das behaglich-bequeme, „Backhendel"-verzehrende Phäakengeschlecht seine Wirkung zu äußern angefangen. Die Skepsis regte sich, sociale und politische Unzufriedenheit begann ihr erstes leises Gemurmel, welches nach und nach lauter und lauter wurde, bis es sich achtzehn Jahre später in articulirten Tönen aussprach und Preßfreiheit und Constitution verlangte. Der Barometer der öffentlichen Meinung, die Polizei, hatte schon vor 1830 in den „Stimmungsberichten" auf „schlechtes Wetter" gewiesen, doch hatten die damaligen Machthaber das Geschriebene beiseite gelegt und in olympischer Ruhe „abgewartet", Decrete unterfertigt, den Kanzleistyl verbessert und

Untersuchungen gegen Demagogen und „einzelne Uebelgesinnte“ eingeleitet, auch in den Gasthäusern „Fastentische“ aufzustellen befohlen — eine geistreiche Maßregel, durch welche man das Uebel in der Wurzel zu ersticken glaubte, die aber, an dem Leichtsinn der Wiener und an ihrer Gleichgiltigkeit gegen Alles, was Gesetz heißt, scheiternd, bereits nach acht oder vierzehn Tagen in Vergessenheit gerathen war und nur, wie die vielen anderen tausende von erlassenen und nicht gehaltenen Gesetzen und Verordnungen, in das Repositorium eingetragen und mit einer Registraturs-Nummer versehen wurde, um sie bei Gelegenheit „auszuheben“ und als „Simile“ oder „Schimmel“ (ein Beamtenwitz!) benützen zu können. Die Göttin der Narrheit aber, den Machthabern wie den Wienern gleich hold, schüttelte den Kopf bei dieser Sorglosigkeit der Regenten wie der Regierten! Nicht gewohnt, sich unmittelbar mit der Politik zu beschäftigen, obwohl diplomatisch und im Stillen bei jedem öffentlichen Acte daran betheiligt, hatte die Himmlische bei sich beschlossen, den guten Leuten wenigstens über die böse Zeit gelinde hinüberzuhelfen und das murrende, auch bereits etwas hungernde Volk, welches „Panem“ schrie, vorläufig durch neue „Circenses“ zu beschwichtigen. Die muntere Fee mit der Schellenkappe schwang daher ihren Zauberstab, berührte damit das Theater an der Wien und verwandelte es urplötzlich in einen Tempel des Jocus, in welchem die Triumvirn des neuen Narrenthums, Carl, Scholz und Nestroy, unter bacchantischem Volksjubel und in Begleitung des bösen Geistes „Lumpacivagabundus“, des ersten Repräsentanten und Vorläufers des modernen Lumpenthums, ihren feierlichen Korybanten-Einzug hielten; hierauf drehten sie sich, die

Branntweinflasche in der Hand, mehrmals im Kreise herum wie die verzückten Derwische und warfen sich schließlich unter tausend Lazzis auf ausgebreitete Strohbündel nieder, um im Schlafe das Vergessen ihrer Volksleiden und den Glücksterno zu erwarten, welcher dem Zunftzwange, der Gewerbebeschränkung, der Recrutirungs-Pflichtigkeit, dem Paßwesen, dem nächtlichen Aufgreifen durch die Polizei, kurz all' den Nergeleien und Quängeleien ein Ende machen sollte, womit arme Teufel in einem wohleingerichteten Staate zur Aufrechthaltung der Ruhe, Ordnung und Sicherheit von jeher geplagt wurden, geplagt werden und werden werden!

Das jubelnde Zuschauervolk, nicht minder arme Teufel wie dieser Tischler, Schneider und Schuster auf der Bühne, griff die leichtfaßliche Allegorie flugs begierig und scharfsinnig auf. Das Sardanapal'sche und Lord Byron'sche:

„Eat, drink and love, the rest
s'not worth a filipp!"

wurde augenblicklich in die Wiener Localsprache übertragen. Ins Wirthshaus gehen, nichts arbeiten, sich über Alles lustig machen und in der Lotterie gewinnen — das war von heute an das Ideal der Volksmassen, und die Regierung mit ihrer Verzehrungssteuer, ihrem Lottogefäll und ihrem sogenannten „System" schien vollkommen damit einverstanden. Abwarten wurde im Grunde das Losungswort beider Parteien, wogegen sich nichts einwenden läßt, bei Individuen sowie bei Völkern, wenn sie auf ein bestimmtes Ziel lossteuern, — ein gefährliches Schiboleth aber, wenn man nicht recht weiß, worauf man denn eigentlich wartet, wie es hier bei beiden Theilen leider der Fall schien!

Director Carl aber, ein feiner Kopf, den die Göttin der Narrheit zu ihren weitaussehenden Planen mit Weisheit auserkoren, war sich vollkommen klar und bewußt, was Wien von ihm, was er von Wien zu erwarten hatte.

Ueber den Mann ließe sich viel und Vieles sagen. Ich sah ihn noch den Grafen Wetter von Strahl spielen, neben Margarethe Carl als Kätchen. Als Mann von Geist, Routine und praktischem Blick wußte er sich aus jeder theatralischen Affaire zu ziehen, warf sich aber zuletzt aus Opportunitäts-Gründen völlig auf die Carricatur und entzückte die Wiener jahrelang als eine Art dramatischer Hogarth. Der speculative Director war ihm aber stets die Hauptsache, und so hatte er in kurzer Zeit und mit wenig Aufwand eine tüchtige Gesellschaft bei einander, die es mit dem bereits allmälig zerfallenden Leopoldstädter Theater mehr als aufnehmen konnte.

Der Komiker Scholz vom Josephstädter Theater machte damals Aufsehen. Obwohl von Geburt ein Preuße, war er doch völlig in dem Wiener aufgegangen und darf als der letzte und unvergleichliche österreichische Clown gelten. Scholz war aber auch Charakteristiker, kein gewöhnlicher obendrein! Sein „Agamemnon Pünktlich“, „Magister Losenius“ und andere Figuren voll feiner Komik, Natur und Wahrheit, hatten sogar die Aufmerksamkeit der damals ziemlich zurückhaltenden Direction des Hofburgtheaters auf den Künstler gelenkt, welcher, in andere Verhältnisse und in eine bessere Umgebung versetzt, wol befähigt sein mochte, sich zum komischen Alten des höheren Lustspiels auszubilden. Das Burgtheater hatte klug gethan, auf einen solchen Charakter-Darsteller zu fahnden, aber Carl war noch klüger, jedenfalls

schneller, und fesselte den beliebten Komiker, der immer in Geldverlegenheiten war, durch einen anscheinend günstigen Contract auf Lebenszeit an sich und sein Haus. Mein Freund Holtei, dieser preußisch-schlesische Idealist, hat mir wie oft auseinanderzusetzen gesucht, wie edel und uneigennützig Director Carl im Grunde immer handle und wie irrig und böswillig der Ruf sei, der ihn gern für eine Art Seelenkäufer ausgeben möchte — mag sein, man hat den Mann vielleicht zu hart beurtheilt. Allein ein Blick in die Contracte mit seinen Schauspielern, welche sämmtlich ad nutum amovibiles waren, ohne daß sie sich selber, wenn anderwärts eine bessere Aussicht winkte, losmachen konnten, falls es dem Director beliebte sie festzuhalten; ferner sein Verhältniß zu Scholz und Nestroy, seinen theatralischen Bureau-Chefs und den Hauptstützen der Carl'schen Hannswursten-Dynastie, die sich erst nach Jahren und nach rastlosen Kämpfen mit dem Director eine etwas bessere Stellung zu erringen vermochten — dies und Anderes, wie sein Benehmen gegen den armen Gämmerler, den er nicht selten vor dem Publicum, ihn bei seinem Namen nennend, zur Zielscheibe seines Witzes und Spottes machte, das Alles nebst verschiedenen Realitäten anderen Kalibers ließe sich gegen Holtei's idealistisch-carlistische Tendenzen vielleicht mit einigem Erfolge anführen und geltend machen.

Die bedeutendste geistige Kraft, welche sich Director Carl gewinnen konnte, war unstreitig Johann Nestroy. Der Sohn eines Advocaten, hatte er sich den Rechtsstudien gewidmet, allein eine unwiderstehliche Neigung lockte ihn bald auf die Bretter. Durch eine stattliche Gestalt und eine nicht unbedeutende Baßstimme von der Natur begünstigt, wendete

er sich anfangs der Oper zu und debütirte im Jahre 1821 im Kärntnerthor-Theater als Sarastro, erhielt auch einen Ruf als erster Bassist nach Amsterdam, ging später zum Schauspiel über und trieb sich auf verschiedenen Provinzbühnen herum. Im Jahre 1831 kam er wieder nach Wien.

Gleich im Anfange vermochte Nestroy in Wien weder durch seine Spielweise, noch durch die Stücke, die er aus Graz mitbrachte, eine besonders nachhaltige Wirkung zu erzielen; aber ein fähiger Kopf, wie er war, und im Vereine mit dem gewandten Director Carl hatte er bald sein Terrain erkannt, ausstudirt und den Plan entworfen, es dauernd zu beherrschen in seiner doppelten Eigenschaft als Schauspieler und dramatischer Dichter. Mit einem scharfen und zersetzenden Verstande begabt und, zu Raimund's gemüthlicher Richtung im diametralen Gegensatz, ein mehr kritischer als dichterischer Menschenbeobachter, dessen unerbittlichem Auge kein Gebrechen der Gesellschaft entging, brachte er das neue Volksstück in der gutgegliederten Posse „Lumpacivagabundus" zur Erscheinung und Geltung. „So einen gemeinen Titel hätt' ich nicht niederschreiben können!" bemerkte mir Raimund kopfschüttelnd, als wir damals den Anschlagezettel mit einander lasen.

Der Aristophanes an der Wien hatte aber bald Sieg auf Sieg errungen! Da, vor den satyrischen und ironischen Spiritus- und Branntwein-Geistern, vor „Robert der Teuxel" und seinem „Nur Böses!" erblaßte der harmlose, etwas bornirte „Geisterkönig" Raimund's wie sein unschuldiger „Ajaxerle", auch die „Jugend" entfloh, die „Phantasie" blieb gefesselt und die alte allegorische Zufriedenheit fand keinen Anklang mehr — dafür traten die Skepsis, die Welt-

verachtung und der crasse Egoismus im Bunde mit der gröbsten Sinnlichkeit gewissermaßen als handelnde Personen auf, und das Publicum wie sein Lieblingsdichter waren immer bereit, jede bessere Empfindung, jeden freien, edlen Gedanken zu verspotten, zu verhöhnen, in den Staub zu ziehen. Die Wiener Jugend, auch die aristokratische, nährte sich zu jener Periode mit lauter Nestroy'schen Witz- und Stichworten, eine frivole Speise, von der Polizei zwar äußerst begünstigt, allein durchaus nicht geeignet, um Kämpfer für die Freiheit zu erziehen, die bereits mit rauschendem Fittig zu ihrem Dienste rief.

Ich will dem Satyriker Nestroy übrigens durchaus keinen Vorwurf machen. Er schilderte die Welt wie sie war, so erbärmlich, so haltlos, richtungslos, wie er sie vorfand, und befreite sich durch Spott und keckes Spiel von dem Drucke, der auf ihm lastete wie auf jedem Andern. Er stand weit über den Figuren, die er schuf, und war im Leben der ehrenhafteste Charakter. Ueber sein Doppeltalent als Bühnenschriftsteller und Schauspieler brauche ich mich nicht näher zu äußern — beide stehen noch lebhaft vor Jedermanns Erinnerung. Allein das Theater ist der wahre Saturn, der seine eigenen Kinder verschlingt; auch Nestroy's Schöpfungen treten bereits in den Hintergrund. Von ihm mag dasselbe gelten wie von Raimund: man kann Nestroy nicht ohne Nestroy spielen.

Je mehr wir uns dem nicht wegzuläugnenden Verfalle der specifischen Wiener Volksbühne nähern, desto kürzer kann sich diese referirende Skizze fassen. Eines muß aber erwähnt werden: von Hafner bis Nestroy hat die komische Wiener Volksmuse nicht nur den Platz Wien, sondern beiläufig auch

das übrige Deutschland beherrscht, auch sind die Hanswurste, die darstellenden Kräfte, von jeher reich und üppig aus dem Wiener Boden hervorgequollen; allein dieser Boden ist allmälig dürr und unfruchtbar geworden, es wollen ihm keine frischen, lustigen Saaten mehr entsprießen. Sogar der Wiener Dialect verliert sich nach nnd nach von der Volksbühne; bereits mit Beckmann (früher im Theater an der Wien) mußte sich die einheimische komische Muse entschließen, Berlinisch zu lernen, und Ascher, Knaack und andere Komiker nöthigen sie, diese Studien fortzusetzen. Wie kein vorherrschender Localkomiker (den weiblichen, die Gallmeyer, etwa ausgenommen), so ist auch kein Localdichter aufgestanden, welcher die Bühne, wie ihrerzeit Hafner, Perinet, Bäuerle, Raimund, Nestroy, als Autokrat beherrschte und ihr den Stempel einer mächtigen Individualität aufzudrücken verstände. Talente sind zwar noch vorhanden; die besseren Sachen von Berg, Langer und Anderen machen ihren Weg, und Stücke mit echt komischen Elementen, wie „Die leichte Person“, werden auch in Berlin nicht verschmäht; allein diese einzelnen Producte sind nicht mächtig genug und bringen zuletzt nicht das Neue, Zeitgemäße, Schlagende, dessen die Volksbühne von jeher bedurfte.

Die paar politischen Anspielungen, die ohne Wahl und Richtung bald nach rechts, bald nach links ausschlagen, machen aber das Neue nicht aus. Was ist aber dieses Neue, nach welchem wir schmachten? Das Phantastische, das Parodistische, das Romantische, das Halbhistorische, das rein Bürgerliche, das Satyrisch-Ironische, kurz alle früheren Phasen sind erschöpft und der moderne theatralische Eklekticismus will nicht mehr ausreichen — was also bringen? Vor mehr als zwei-

tausend Jahren gab es in dem alten Athen einen theatralischen Volksdichter, der gab seinen „Rechenäern“, was sie eben nöthig hatten. Der Mann war ein hartnäckiger Anhänger der (seiner) alten Zeit und zog gegen die moderne Sittenverderbniß, gegen die Gebrechen des Staates, gegen den verderbten Richterstand, gegen die ihm besonders verhaßten Demagogen, gegen den dummen und leichtgläubigen Demos, gegen den Unsinn des Kriegführens, wenn man Eintracht und Frieden zu Hause haben könnte, mit allen Waffen von Poesie, Geist, Witz. echt komischer Laune, wohl auch göttlicher Grobheit los — mit Einem Worte: er brachte das social-politische Element zur dramatischen Anschauung und Geltung, mit der gar nicht verhehlten Absicht, das Volk von Athen zu bessern und es von Privatschlechtigkeiten wie von öffentlichen Dummheiten abzuhalten. Leider ist das weder dem witzigen Aristophanes noch dem weisen Sokrates (gelegentlich von dem Dichter gleichfalls durchgehechelt) besonders gelungen! Die Athenienser blieben das Gesindel, das sie bis zum heutigen Tage sind; das alte Athen führte zu seinem Verderben den absurden peloponnesischen Krieg trotz der schönsten „Parabasen“, die davon abmahnten, und das neue will gelegentlich nach Konstantinopel marschiren, ohne Truppen, ohne Geld und ohne Führer. Aber gleichviel! Ein braver und gescheiter Mann, zugleich ein guter Dichter, warnt seine Landsleute und sucht sie zu leiten, zu bessern — was kann er mehr? Wollen sie ihm nicht folgen, um so schlimmer für sie! Er wäscht sich die Hände wie Pilatus. Dixi et animam salvavi! Diesen alten und ehrlichen Aristophanes sollten sich nun die Wiener Volksdichter zum Muster nehmen und etwa seine „Vögel“ oder seine „Ritter“ bearbeiten.

Aber die Theater-Censur! — In Athen gab es nichts dergleichen. Aristophanes, wenn er den Gärber Kleon spielte, brauchte nicht zu „streichen“. Er riskirte freilich seinen Kopf, der angegriffenen Partei gegenüber. Nun, der Kopf bleibt den Wiener Possendichtern trotz der Scheere der Censur gesichert.

Kein politisches Lustspiel also! Begnügen wir uns vor der Hand mit dem „Pariser Leben“, mit der „Großherzogin von Gerolstein“ und mit der „Prinzessin von Trapezunt“, welche letztere uns beiläufig wieder in die alte Hannswurst-Komödie zurück bugsirt!

IV.

(Jugendfreunde. — Schwind und Schubert.)

Das Gemüth ist die Unruh' in der Uhr.
Fischart.

Mit Moriz v. Schwind bin ich im Gymnasium auf der Schulbank gesessen. Seitdem ist weit über ein halbes Jahrhundert verstrichen, und die Jugendfreunde waren sich traute Freunde geblieben, bis zum Scheiden des Einen. Den Jünglingen hatte sich ein Dritter beigesellt: Franz Schubert — leider nur für wenige Jahre! Das Verhältniß zwischen den Beiden war eigen und einzig. Moriz Schwind, eine Künstlernatur durch und durch, war kaum minder für Musik organisirt, als für Malerei. Das romantische Element, das in ihm lag, trat ihm nun in den Tonschöpfungen seines älteren Freundes zuerst überzeugend und zwingend entgegen — das war die Musik, nach der seine Seele verlangte! Und so neigte er sich auch dem Meister mit seiner ganzen jugendlichen Innigkeit und Weichheit zu, er war völlig in ihn verliebt, und ebenso trug Schubert den jungen Künstler, den er scherzweise seine Geliebte nannte, im Herzen sei-

nes Herzens. Er hielt auch große Stücke auf Schwind's musikalisches Verständniß, und jedes neue Lied oder Clavierstück wurde dem jungen Freunde zuerst mitgetheilt, welchem das immer wie eine neue Offenbarung seiner eigenen Seele klang.

„Wie der componirt, so möchte ich malen können!“ rief es in seinem Innern. Und die Wirkung nach Außen ließ nicht lange auf sich warten. Eine Jugendarbeit, eine Reihe Blätter von reicher Erfindung und reizender Zeichnung: „Die Hochzeit des Figaro“, konnte nur von einem musikalischen Maler herrühren, und die Cartons zur „Zauberflöte“, für das neue Opernhaus bestimmt, sowie die Entwürfe zu den Opernscenen für's Foyer führten den alten, aber noch lebenskräftigen Mann wieder der Richtung zu, den Keimen, die in der Seele des Jünglings gelegen.

Diese Skizzen, poetisch-musikalisch gedacht und empfunden und mit Grazie gezeichnet, sind längst nach ihrem vollen Werthe gewürdigt worden. Was die Ausführung im Großen und die Farbe betrifft, so sind tadelnde Stimmen darüber laut geworden, zumeist über die Fresken der „Loggia“. Ich überlasse diese Streitpunkte mit Recht den competenten Kennern und Kunstrichtern. — Cornelius und seine Schule, wie auch Kaulbach, gehen ihrer innersten Natur nach nur wenig auf blendende Farbeneffecte aus, sie wirken durch Conception und Erfindung, Geist und Symbolik. Auch die Schwind'schen Märchenbilder erfordern Stimmung, wie sie sie erwecken; das reiche und mannigfaltige Leben, welches sie enthalten, schließt immer ein neues Schönes auf, je mehr man sich darein vertieft und es Einem zuletzt klar wird, daß es nur der innere Gehalt ist, die edle

Harmonie zwischen Stoff und Form, wodurch irgend eine Schöpfung sich zum wahren Kunstwerke erhebt.

Der junge Künstler hatte lange gebraucht, bis er sich emporgerungen und geschwungen, doch gilt er nun seit geraumer Zeit als das, was er längst war. In poetischer Conception kommt ihm kein Lebender gleich, kaum nahe; da ist Alles frisch empfunden, menschlich wahr, voll Humor, Geist und Grazie — ich erinnere nur an die „sieben Raben“, an die „Fresken auf der Wartburg“ und im Wiener-Opernhause, sowie an sein letztes: „Melusine“. Die Meisterschaft in der Zeichnung sprechen ihm selbst seine Gegner nicht ab. Von seinen nicht zahlreichen Oelgemälden darf man „Ritter Kurt's Brautfahrt“ herausheben. In dieser Jugendarbeit geben sich bereits alle Vorzüge des Maler-Dichters in Erfindung und Charakteristik kund.

Moriz Schwind ist und bleibt Romantiker, ein Stück Mittelalter ist in ihm wieder ins Leben getreten, zugleich von dem lebendigsten Hauch der Gegenwart angeweht. Mein alter und immer junger Freund, eine urwüchsige Natur, ist zugleich ein Wiener, auf München gepfropft und seinerzeit durch Meister Cornelius gepelzt. Wenn man ihm sein bisweilen derb sarkastisches Wesen, seine anscheinend einseitige Richtung, sein künstlerisches Parteinehmen zum Vorwurfe macht, so wird sich manches Schroffe an ihm in weit milderem Lichte zeigen, kennt man erst seinen Lebensgang. Im Ganzen ist's ein Kernmensch, dessen Wesen und Genesis ein wenig zu verfolgen jedenfalls der Mühe lohnt.

Freund Moriz war noch zu Schubert's Zeiten ein schlanker junger Mensch von Mittelgröße, mit einer angenehmen, wohl geschnittenen, echt deutschen Physiognomie, frisch-

rother Gesichtsfarbe, kleinen, aber bedeutenden, scharf blitzenden Augen, das lange wallende Haupthaar wie Schnurr- und Spitzbart röthlich-blond. Eigentlich ein hübscher Junge, welchem sich Frauen und Mädchen durchaus nicht abgeneigt erwiesen, und er sich ihnen ebensowenig. Er machte unter Scherz und Possen den Hof, die hübschen Kinder kamen ihm vertraulich entgegen, behandelten ihn wie einen guten Kameraden. Darum erhielt er auch von den Freunden den Spitznamen „Cherubin"; sonst hieß der junge Romantiker wohl auch „Giselher". — Beherbergte die Natur des jungen Künstlers viel des Zarten, Weichen, beinahe Weiblichen, so grübelte und spintisirte er nicht wenig, war immer bewegt, unruhig, eine Art Selbstquäler, von seinem eigenen Thun und Lassen unbefriedigt. Dieser hamletische Zug findet sich mehr oder minder in jeder zart besaiteten jugendlichen Seele, die nach einem Ideellen gerichtet ist, und in diesen Schmerzen des jugendlichen Vollebens ist zugleich eine Art Wollust, die dem ruhigen, aber gleichgiltigen Alter immer fremder wird. „La mélancholie c'est le bonheur d'être triste", wie Victor Hugo bemerkt. Wenn Schwind zeitweise ein Kopfhänger war, so hatte ihn die Natur dafür mit Frische und Humor ausgestattet, daß er über die üblen Stunden bald wieder weg kam. Leicht aufregbar, ging er in Freundeskreisen, wenn er kaum von Wein oder Punsch genippt hatte, von der düstersten Grübelei urplötzlich in die ausgelassenste Lustigkeit über, gab wohl auch mit schlagendstem Witz und trefflichster Selbstironie das komische Zerrbild seiner künstlerischen Zerrissenheit zum Besten.

Schwind war und ist in seinen Briefen, deren ich eine Unzahl besitze, so originell und ursprünglich, wie in seinen Reden. Er schreibt immer geistreich und prägnant. Seine

Aussprüche über Kunst und Leben wie Personen sind jederzeit treffend, ja schlagend. Die Phrase kennt er nicht; jeder seiner Zettel ist individuell. Und so kommt mir eben ein vergilbter Brief in die Hand, den er mir von seinem ersten Ausfluge nach München (in den Zwanziger-Jahren) geschrieben und worin er sich über unser Wiener Jugendtreiben lustig macht. Eine Stelle der humoristischen Epistel, die gelegentlich in Hexameter à la Voß übergeht, lautet folgendermaßen:

„Du wirst vielleicht lachen, aber die Götter des Cornelius umarmen ihre Weiber auf eine solche Art —

Daß mir die Lust für itzo verging nach süßem Gemädel,
Denen zuletzt kein ander Verdienst, als ein sammtener Nacken,
Leicht hintänzelnder Fuß, Capuchon und ein Pelzchen am Halse!
Anders wohl wird dir's zu Muth, wenn du schaust, wie Peleus der Thetis
Goldenen Gürtel löset in Lieb', als wenn Resi und Susi
Zart den gewichseten Boden voll Scham und Anstand behupfen;
O Geschlecht, für Ohrringe gut und an Uhren zu hängen,
Das zum Leben nicht Muth und zum Entsagen nicht Kraft hat,
Dessen Tugend so groß als ihr Unterrock oder ihr Mieder!
Götter ruhen im Arm der Göttinnen frisch und befriedigt,
Und hinhaspelten wir durch die Nacht und gaben noch Geld aus,
Sandten auch Steinchen und Staub an das unerreichbare Fenster,
Daß uns die Holde zuletzt en silhouette noch zunick'!
An Stricknadeln, o Schmach, zapft Unsereines sich Blut ab,
Stopfelt' Verse zusammen und ließ sich schimpflich ertappen,
Wenn er das saub're Geschreib' erzdumm unter'm Tisch in die Hand steckt';
Gräulich wechselt Mama die Farb', und der Padre erhebt sich.
Herkules spann, es ist wahr, am Rocken — aber du mein Gott,
Anderes that er wohl früher genug, nun verübt er auch das noch,
Und doch ward er dafür ein Aushängschild und ein Stichwort
Jedem beherrscheten Mann, er, der sie Alle noch einsteckt!" — —

Wenn der Freund hier seiner Ketten spottet, so saß ihm doch der Angelhaken tief in der Brust. Ein junges Fräulein, nicht eben hübsch zu nennen, aber zierlich, gebildet, mehr häuslich-bürgerlich als genial, hatte es verstanden, den urwüchsigen Huronen zu fesseln, ihn auch gehörig im Zaum zu halten. Das Verhältniß, welches sich lange hinschleppte, hatte aber auch seine ernsthafte Seite und sollte endlich zum Ziele führen. Schwind, noch in der Entwicklung begriffen, ohne Stellung, ohne künstlerischen Namen, lebte vom Tage auf den Tag, war genöthigt, „Bilderbogen" für Tretsensky zu zeichnen und ähnliche Aufträge zu übernehmen. Der poetische und geniale Künstler konnte es in Wien zu nichts bringen, während weit geringere Talente nicht genug oberösterreichische Landschaften, Alpenscenen, sentimentale Genrebildchen, „Rastelbinder", ungarische Heubauern und dergleichen fabriciren konnten, wie es eben dem Verständnisse und dem Geschmacke eines naiven Publicums entsprach, dessen Bildungsstufe beiläufig auf gleicher Höhe mit dem Kunstsinn jener „Künstler" stand. Trotz seiner precären Lage hatte der treue Mensch seine Geliebte im Frühjahr 1828 feierlich begehrt, war auch als Bräutigam angenommen worden. Die Sippschaft des Mädchens wurde nun zusammengetrommelt, ein kleines Heer von Tanten und Basen, Onkeln und Cousins, alten Hofräthen und dergleichen — kurz, eine Kaffee- und Whist-, nebenbei Brautgesellschaft. Freund Moriz wollte erst gar nicht dabei erscheinen, oder im Malerrock, da ihm der schwarze Frack fehlte, mit welchem ihm zuletzt einer der Freunde aushalf; dann dachte er daran, gleich in der ersten Viertelstunde wieder auszureißen — die Braut hatte alle Noth, ihn bis zehn Uhr festzuhalten.

Ich hatte den glücklichen Bräutigam mit Schubert im Kaffeehause erwartet. Er trat ganz verstört ein, schilderte uns die philisterhafte Gesellschaft mit einer Art verzweifelten Humors. Schubert kam aus seinem gemüthlichen Kichern nicht heraus. Schwind stürzte ein Glas Punsch nach dem anderen hinunter, versicherte uns dabei, er fühle sich total vernichtet und hätte nicht übel Lust, sich auf der Stelle zu erschießen. Und seine Lage war darnach.

In einem Familienrathe ward nun beschlossen, der Bräutigam in spe sollte sich ein zweitesmal nach „Monacho Monachorum" begeben, sich in der Malerstadt par excellence, vielleicht mit Beihilfe des großen Cornelius, eine Stellung zu gründen suchen.

Und so geschah's. Schwind blieb über Jahr und Tag weg, Briefe liefen hin und her, es gab Zweifel, Mißverständnisse, die rechte Stellung wollte sich nicht finden — die Sippschaft schüttelte die Hofrathsköpfe! Nach seiner Rückkehr fand der Brautwerber manches verändert. Die Braut selbst, mehr und mehr einer pietistischen Richtung hinneigend, machte ihm Vorwürfe nach dieser Seite. Er war ihr nicht fromm genug, wenn er gleich ihr zuliebe gewissenhaft zur österlichen Beichte ging. Da wurde er toll.

„Sagte ich: Verlieben Sie sich in den Papst!" hatte er ihr schließlich geantwortet, wie er mir mittheilte, und war kopfüber davongerannt.

Kurz, die Sache hatte sich zerschlagen. Schwind ging ein drittesmal nach München.

Im Sommer 1834 besuchte ich den Jugendfreund, fand ihn nicht wenig verändert, von Außen wie nach Innen. Das Münchener Bier hatte ihm nicht übel bekommen! Das

immer rothe Gesicht glänzte voll und frisch und noch immer jugendlich — aber wo war die schlanke Gestalt geblieben? Der Körper hatte bedeutend an Umfang gewonnen, der Ansatz zum künftigen stattlichen Bauche war bereits sichtbar. Schwind war in der neuen Residenz beschäftigt, malte am Tieckzimmer. Er machte meinen Cicerone, führte mich überall herum, und so auch zu den Schöpfungen des großen Cornelius, zu den Fresken der Glyptothek. Ich hatte sogleich begriffen, von welchem Einfluß die Nähe und Anleitung dieses Meisters, der vertrautere Umgang mit ihm auf einen jungen Künstler sein mußte, der in Anlage und Richtung so manchen gemeinschaftlichen Zug mit dem großen Manne in sich fühlte, dessen Art und Weise des Vortrages und der Zeichnung wie der zarten und poetischen, freilich nicht eben glänzenden Farbengebung ihm seit seinen Jünglingsjahren als Ideal vorgeschwebt hatte. Er arbeitete und rang auch seinem gewaltigen Vorbilde rastlos nach, und der Meister wie auch Schnorr und andere Künstler von Bedeutung ließen dem unter ihnen emporstrebenden Genie alle Anerkennung widerfahren — allein das große Publicum nahm damals noch wenig Notiz von ihm. Wie seinerzeit an Schubert's poetischen Liedern nur ein kleiner auserwählter Kreis theilgenommen, so ging es auch mit den geistreichst erfundenen und innigst empfundenen Schwind'schen Bildern und Skizzen. Die Sachen wurden als poetisch belobt, aber Niemand wollte sie kaufen, keine Bestellung lief ein, und während Kaulbach bald der Mann des Tages war, wurde Schwind's Name noch durch Jahre nur so nebenbei genannt. Das nagte an ihm, verbitterte seine Stimmung, machte ihn verdrießlich, wol auch ungerecht gegen die Leistungen Anderer, welche er, wenn sie seinem (dem

Cornelius'schen) Ideale nicht entsprachen, mit dem erbarmungslosesten Spotte verfolgte. Dazu kam, daß ihm die Wiener Freunde fehlten, der gemüthliche, auch anregende Umgang, für welchen die jungen Maler, von denen es in München wimmelte, in keiner Hinsicht als Ersatz gelten konnten. Im Ganzen fühlte er sich in dem Bockbier-Athen unbehaglich, vereinsamt, obschon er abermals in neuen Liebesbanden befangen war. Er vertraute mir seine Neigung zu einem Mädchen, einer Art „Rosalinde", die sich diesem Romeo bald freundlich, bald schroff erwies. Zwei Jahre später besuchte ich den Freund abermals, fand seine Stellung wie Stimmung nicht gebessert. Ein Glück, daß er im Jahre 1838 auf längere Zeit nach Wien zurückkam! Dort malte er für Arthaber, entwarf eine Menge neuer Skizzen, fand sein altes Wesen im trauten Freundeskreise wieder, welchem sich auch angenehme weibliche Elemente beigesellt hatten.

Nach München zurückgekehrt, erhielt er später einen Ruf nach Karlsruhe. Dort lernte er das reizende und charaktervolle Wesen kennen, mit welchem er sich im Jahre 1842 verlobte: die schöne Louise Sachs, mit der er nach Frankfurt übersiedelte. In der Folge wurde ihm die Stelle eines Professors der Akademie in München zu Theil, welche er bis zu seinem Ableben bekleidete. Am 5. September 1867 hatte er bereits seine silberne Hochzeit mit der noch immer stattlichen Frau Louise gefeiert. Er war glücklicher Gatte und Vater, und auch an Enkeln fehlte es nicht.

Der poetisch-musikalische Maler war im Alter ruhiger geworden. Künstlerruhm, eine ehrenvolle Stellung, gemüthliche Häuslichkeit, Alles trug dazu bei, sein Gemüth zu

sänftigen — doch war sein Haß gegen alles Schlechte und Verkehrte noch immer so lebendig geblieben, wie seine Verehrung für das Schöne und Große. Und so brauste er noch häufig auf, schnauzte Diesen und Jenen an oder ab — nur war's nicht gar so schlimm damit gemeint. Ein Wort Börne's über Lord Byron mag hier am Platze sein.

„Weiche Herzen, wie das seine, schützt die Natur oft durch ein Dornengeflecht von Spott und Tadel, damit das Vieh nicht daran nage. Aber wer kein Schaf ist, weiß das und fürchtet sich nicht, dem stechenden Menschenfeinde nahe zu kommen."

Nun, Schwind war kein Menschenfeind à la Byron, aber ein Mensch, ein Künstler, der sich fühlt. Dabei gehörte er einer bestimmten Richtung an, in welcher er für ein Unicum gelten konnte. Er lebte und webte nun einmal in dem Zauberkreise, in den er gebannt war. Doch war er nicht blind für das, was ihm fehlte, und der Farbe, die er sein Lebenlang suchte, herzhaft auf den Leib zu gehen, war immer sein Drang. Auch er war in seinen Jugendtagen nach dem Künstler-Mekka gepilgert, und Rafael's Anmuth und blühendes Colorit wie Tizian's große und breite Manier schwebten seiner Seele stets lebendig vor. Aber eben darum liegt sein Form- und Farben-Ideal weit ab von gewissen, mehr schimmernden und gleißenden als wahrhaft glänzenden Erscheinungen des Tages, welche die Technik und den Effect quand même obenan stellen. Diese modernen Künstler sind eine Gattung Virtuosen und haben einen „concertanten Vortrag", wie das der musikalische Schwind mit einer glücklichen Analogie bezeichnete, und so bringen sie auch nur ein „concertmäßiges Entzücken" hervor.

Eine derlei Manier sei aber für ernst componirte, thematische Vorwürfe ebensowenig zu brauchen, als etwa die Abbé Liszt'schen Künste für eine Oper oder für ein wahrhaftes Oratorium ausreichen. Die Sache bleibt sich gleich in allen Künsten. So hat seinerzeit auch Friedrich Schlegel seine Tragödie „Alarkos" in lauter Terzinen, Sonetten und anderem Reimgeklingel zusammengeschmiedet, weil er eben ein Virtuose war und kein Dichter. Ein Jeder, der es ernsthaft mit der Kunst meint, ringt nach Styl, das heißt nach dem eigentlichen Ausdrucke seines wahren Ich, wobei man freilich voraussetzen muß, daß er eines hat und daß er kein Hannswurst ist! Das gilt von Cimabue bis auf Cornelius, von Sebastian Bach und Händel bis auf Karl Maria Weber und Schubert. Der Styl kann schroff und hart sein und die Verse holperig wie in den Nibelungen — aber da ist Kern, Seele, Lebensathem, wahres pulsirendes Leben! Aus nichts wird nichts. Was hat man von dem Virtuosenstück, wie etwa von einer frömmelnden, süß flötenden und, als Composition betrachtet, hin und her flatternden, völlig zerfahrenen „Amaranth!" Derlei ist für Weiber und Kinder. Die Kunst ist ewige Heiterkeit, aber kein Spielzeug von heute auf morgen! Wo sich Charakter zeigt, da ist Bestand — das Manierirte, wenn es sich auch der Gunst des Tages erfreut, wird zuletzt in Dunst und Nebel zerfließen. —

Ich habe hier beiläufig die Gedanken und die Gesinnungen meines Freundes ausgesprochen. Man sieht, Moriz Schwind hatte seinen festen Standpunkt und den Muth seiner Meinung. Bruder Mattherz und die „Alles Gutheißer" mögen sich darüber aufhalten! Das Kunst- wie das

Lebensmotto meines feurigen Jugendfreundes, welches er gern und häufig im Munde führte, ist das Wort aus Goethe's „Pandora“:

„Des thät'gen Manns Behagen sei Parteilichkeit!“

Am 8. Februar 1871 verlor ich meinen besten Freund, die Künstlerwelt Eine ihrer schönsten Zierden. Der Werth des einzigen und unersetzlichen Mannes wurde in der „Schwind-Ausstellung“ erst völlig klar. Ein ganzes Menschenleben in Bildern! Phantastisches und Märchenhaftes, Gemüthliches und Häusliches; auch das Heroische fehlte nicht — und Alles frisch, ursprünglich, in Geist und Humor getaucht, wie es aus der ewig jugendlichen Seele, aus dem goldenen Herzen des Mannes herausgequollen! — Schwind war ein musikalischer Maler, er ist der malende Schubert — sie gehörten zusammen, und man kann des Einen nicht gedenken, ohne sich des Andern zu erinnern. —

Franz Schubert war im Convict erzogen und wohnte später wieder im elterlichen Hause, wo er seinem Vater (Schullehrer in der Roßau) als Schulgehilfe zur Seite stand. Daß dem jungen Genie diese pädagogische Beschäftigung nicht besonders zusagen mochte, ist wohl begreiflich. Indessen componirte der Jüngling, zwischen Sorgen und Plagen aller Art, frisch darauf los, unbekannt, namenlos, das Talent nur von einigen Freunden gewürdigt.

Franz v. Schober*), ein geistreicher junger Mann, nur um ein paar Jahre älter als Schubert, nahm nun diesen

*) Verfasser der „Palingenesien“, eines Bandes Gedichte, im Verlag von Cotta, der Oper „Alphons und Estrella“ u. s. w.

gastfrei in die Wohnung auf, die er mit seiner Mutter theilte. Vom lästigen Schulzwang befreit, athmete der junge Künstler frisch auf, ergab sich leidenschaftlich einem rastlosen Produciren, fühlte sich auch lebhaft angeregt, da er, seinen kümmerlichen Verhältnissen entrückt, plötzlich in eine für ihn neue Welt, zugleich in einen bedeutenden Freundeskreis gerieth, darunter der Dichter Mayrhofer, der Maler Kupelwieser, der philosophische Bruchmann und Andere. Dort kam er auch zuerst mit dem berühmten dramatischen Sänger Michael Vogl in Berührung. Der Darsteller des Orest, des Patriarchen Jacob, des Telasko, Grafen Almaviva u. s. w., in Kunst wie Literatur heimisch, ein musikalisch und artistisch vollkommen ausgebildeter Sänger, damals im Zenith seiner Berühmtheit, fand sogleich heraus, was für ein reicher musikalischer Quell aus den ersten Liedern und Balladen des jungen Menschen hervorströme. Vogl war es auch, welcher unsern Franz zuerst dem Wiener Publicum vorführte.

Der „Erlkönig", von Vogl im Kärntnerthor-Theater gesungen, von Schubert am Clavier begleitet, schlug gehörig ein und machte bald seine Runde durch die Welt. So war das Eis gebrochen, auch die harten Herzen der Kunsthändler fingen an, ein wenig aufzuthauen, obwol sich ihre Geldbörsen, dem neu entdeckten und gehörig auszubeutenden Genie gegenüber, durchaus nicht weit genug öffnen wollten.

Schubert brachte sich eine geraume Zeit nur kümmerlich durch, gab Clavier-Lectionen, componirte, was man ihm auftrug, auch Kirchensachen.

Im Winter 1824/25, als Jurist im vierten Jahre, war ich zugleich mit der Wiener Shakspeare-Ausgabe, so wie mit eigenen Productionen über und über beschäftigt. Eine Menge

Dramen und Lustspiele lagen mir nach und nach aufgehäuft, darunter die „Geschwister von Nürnberg", später „Der Musicus von Augsburg", „Fortunat" und anderes Ideelle und Romantische, wovon das reale und praktische Theater vor der Hand nichts wissen wollte. Doch arbeitete ich rastlos weiter, brachte damals auch fast alle meine Abende in meiner einsamen Stube zu.

So saß ich auch im Februar 1825 eines Abends in meiner Klause, als mein Jugendfreund Schwind den inzwischen bereits berühmt, wenigstens bekannt gewordenen Schubert zu mir brachte. Wir waren bald vertraut mit einander. Auf Schwind's Aufforderung mußte ich einige verrückte Jugendgedichte vortragen, dann ging's ans Clavier, Schubert sang, wir spielten auch vierhändig, später ins Gasthaus, bis tief in die Nacht. Der Bund war geschlossen, die drei Freunde blieben von dem Tage an unzertrennlich. Aber auch Andere gruppirten sich um uns, meist Maler und Musiker, ein lebensfrischer Kreis von Gleichgesinnten, Gleichstrebenden, die Freud' und Leid mit einander theilten.

Das Alter wird ab und zu geschwätzig, aber nur in der Jugend hat man sich eigentlich etwas mitzutheilen und wird nie damit fertig.

So erging es auch uns. Wie oft strichen wir Drei bis gegen Morgen herum, begleiteten uns gegenseitig nach Hause — da man aber nicht im Stande war, sich zu trennen, so wurde nicht selten bei Diesem oder Jenem gemeinschaftlich übernachtet. Mit dem Comfort nahmen wir's dabei nicht sonderlich genau! Freund Moriz warf sich wohl gelegentlich, blos in eine lederne Decke gehüllt, auf den nackten

Fußboden hin, und mir schnitzte er einmal Schubert's Augengläser-Futteral als Pfeife zurecht, die eben fehlte. In der Frage des Eigenthums war die communistische Anschauungsweise vorherrschend; Hüte, Stiefel, Halsbinden, auch Röcke und sonst noch eine gewisse Gattung Kleidungsstücke, wenn sie sich nur beiläufig anpassen ließen, waren Gemeingut, gingen aber nach und nach durch vielfältigen Gebrauch, wodurch immer eine gewisse Vorliebe für den Gegenstand entsteht, in unbestrittenen Privatbesitz über. Wer eben bei Kasse war, zahlte für den oder die Andern. Nun traf sich's aber zeitweilig, daß zwei kein Geld hatten und der dritte — gar kein's! Natürlich, daß Schubert unter uns Dreien die Rolle des Krösus spielte und ab und zu in Silber schwamm, wenn er etwa ein paar Lieder an Mann gebracht hatte oder gar einen ganzen Cyclus, wie die Gesänge aus „Walter Scott", wofür ihm Artaria oder Diabelli 500 fl. W. W. bezahlte — ein Honorar, mit welchem er höchlich zufrieden war, auch gut damit haushalten wollte, wobei es aber, wie stets bisher, beim guten Vorsatz blieb. Die erste Zeit wurde flott gelebt und tractirt, auch nach rechts und links gespendet — dann war wieder Schmalhans Küchenmeister! Kurz, es wechselte Ebbe und Fluth. Einer solchen Fluthzeit verdanke ich's, daß ich Paganini gehört. Die fünf Gulden, die dieser Concert-Corsar verlangte, waren mir unerschwinglich; daß ihn Schubert hören mußte, verstand sich von selbst, aber er wollte ihn durchaus nicht wieder hören ohne mich; er ward ernstlich böse, als ich mich weigerte, die Karte von ihm anzunehmen. „Dummes Zeug!" rief er aus — „ich hab' ihn schon Einmal gehört und mich geärgert, daß Du nicht dabei warst! Ich sage Dir, so ein Kerl kommt nicht wieder! Und ich hab'

jetzt Geld wie Häckerling — komm' also!“ — Damit zog er mich fort. Wer hätte sich da nicht erbitten lassen? Wir hörten also den infernalisch-himmlischen Geiger, über dessen Phantasien Heine so schön phantasirt, und waren nicht minder entzückt von seinem wunderbaren Adagio als höchlich erstaunt über seine sonstigen Teufelskünste, auch nicht wenig humoristisch erbaut durch die unglaublichen Kratzfüße der dämonischen Gestalt, die einer an Drähten gezogenen, mageren schwarzen Puppe glich. Herkömmlicherweise wurde ich nach dem Concert noch im Gasthause freigehalten und eine Flasche mehr als gewöhnlich auf Kosten der Begeisterung gesetzt.

Das war die Fluthzeit! Dagegen kam ich ein andermal zu früher Nachmittagsstunde in das Kaffeehaus beim Kärntnerthor-Theater, ließ mir eine „Melange“ geben, verzehrte ein halb Dutzend Kipfel dazu. Bald darauf stellte sich auch Schubert ein und that desgleichen. Wir bewunderten gegenseitig unsern guten Appetit, der sich so früh nach Tisch eingestellt hatte.

„Das macht, ich hab' eigentlich noch nichts gegessen“, erklärte mir der Freund, etwas kleinlaut. — „Ich auch nicht!“ versetzte ich lachend.

So waren die beiden ohne Verabredung in das Kaffeehaus gekommen, wo wir hinlänglich bekannt waren und hatten die Melange „auf Puff“ genommen, anstatt des Mittagsmahls, welches heute Keiner von uns zu bestreiten im Stande war. Es war zur Zeit der beiderseitigen völligen Ebbe.

In ähnlicher Lage hatten wir uns auch das „Du“ — mit Zuckerwasser zugetrunken! Dann kamen wol wieder

Schubert-Abende, sogenannte „Schubertiaden“ mit munteren und frischen Gesellen, wo der Wein in Strömen floß, der treffliche Vogl alle die herrlichen Lieder zum Besten gab und der arme Schubert-Franz accompagniren mußte, daß ihm die kurzen und dicken Finger kaum mehr gehorchen wollten. Noch schlimmer erging es ihm bei unseren Hausunterhaltungen — nur „Würstelbälle“ in jener einfachen Zeit — wobei es aber an anmuthigen Frauen und Mädchen durchaus nicht fehlte. Da mußte nun unser „Bertel“, wie er im Schmeichelton bisweilen genannt wurde, seine neuesten Walzer spielen und wieder spielen, bis ein endloser Cotillon sich abgewickelt hatte, so daß das kleine, corpulente und schweißtriefende Männchen erst beim bescheidenen Souper sein Behagen wiederfinden konnte. Kein Wunder, daß er uns bisweilen ausriß und sogar manche „Schubertiade“ ohne Schubert stattfinden mußte, wenn er just nicht gesellig gestimmt war oder ihm dieser und jener Gast nicht besonders zusagen wollte. Nicht selten, daß er eine geladene Gesellschaft vergebens auf sich warten ließ, während er mit einem halben Dutzend Schulgehilfen, seinen ehemaligen Collegen, in einer verborgenen Kneipe behaglich beim Weine saß. Wenn wir ihm Tags darauf Vorwürfe machten, so hieß es mit einem gemüthlichen Kichern: „Ich war nicht aufgelegt!“ —

Hier mag es am Platze sein, gewisse Irrthümer zu berichtigen, welche über den ungenirt-genialen Künstler noch immer zeitweise in Umlauf sind, besonders unter Leuten, die sich auf ihre sogenannte Bildung nicht wenig zugute thun. „Das Talent ließ sich nun wol dem guten Schubert nicht absprechen; aber der feine Schliff, der gute Ton, auch das Wissen, kurz jede weltmännische wie literarische Bildung

fehlten ihm gänzlich", behauptete man, und man war zuletzt nicht übel gewillt, sich den zarten Liedersänger als eine Art genialen „besoffenen Wilden" vorzustellen, wie sich seinerzeit der prosaische Voltaire den Riesenpoeten Shakspeare in usum Delphini zurechtgelegt hatte.

Schubert besaß nun allerdings keine eigentliche akademische Bildung; seine Studien reichten kaum über das Gymnasium hinaus und er blieb sein kurzes Leben lang Autodidakt. In seinem Fache kannte er die Meister und Muster ziemlich genau, hatte sich auch, unter Salieri's Leitung, mit der Theorie seiner Kunst hinlänglich abgegeben. Auch in der Literatur war er übrigens nichts weniger als unbewandert, und die Art und Weise, wie er die verschiedensten dichterischen Individualitäten, als Goethe, Schiller, Wilhelm Müller, J. G. Seidl, Mayrhofer, Walter Scott, Heine poetisch-lebendig aufzufassen, in neues Fleisch und Blut zu verwandeln und eines Jeden Wesen in schöner und edler musikalischer Charakteristik treu wiederzugeben verstand — diese Sanges-Palingenesien dürften allein genügen, um ohne allen weiteren Beweis blos durch ihr eigenes Dasein darzuthun, aus welchem tiefen Gemüth, aus welcher zart besaiteten Seele diese Schöpfungen hervorgequollen. Wer die Dichter so versteht, ist selbst ein Dichter! Und wer ein Dichter ist und mit Freunden und Gleichgesinnten ab und zu anakreontisch zecht, hat noch weit zum besoffenen Wilden! Auch hatte sich dieser Wilde nicht selten an ernste Lectüre gewagt, es finden sich Excerpte von seiner Hand aus historischen, selbst philosophischen Schriften vor, seine Tagebücher enthalten seine eigenen, zum Theil höchst originellen Gedanken, auch Gedichte, und sein Lieb-

lingsumgang waren Künstler und Kunstverwandte. Dagegen trug er eine wahrhafte Scheu vor gewöhnlichen und langweiligen Leuten, vor Spießbürgern, hoch oben oder in der Mitte, die man gewöhnlich die „Gebildeten" nennt, und Goethe's Aufschrei:

„Lieber will ich schlechter werden
Als mich ennuiren!"

war und blieb sein, wie unser Aller Motto. In mittelmäßiger Gesellschaft fühlte er sich einsam, unbehaglich, gedrückt, und verhielt sich meist schweigsam, gerieth wohl auch in üble Laune, so sehr man dem berühmt werdenden Manne entgegenkam. Kein Wunder, wenn er sich dann bei Tisch zuweilen ein herzhaftes Räuschchen antrank und sich nebstbei von der lästigen Umgebung durch einige derbe Ausbrüche zu befreien versuchte, so daß man erschrocken von ihm zurückwich.

Die Lebensweise Schubert's war einfach, wie er selbst. Jeden Morgen um neun Uhr besuchte ihn die Muse und verließ ihn selten vor zwei Uhr Mittags ohne eine bedeutende Gabe. Wenn ihm nun was recht Tüchtiges gelungen war, so schlug sein guter Humor vor und belebte des Abends den ganzen Freundeskreis. Aber man hat nicht lauter gute Stunden! Melancholie und zeitweiliger Katzenjammer bleiben keinem Sterblichen aus. Nebenbei lief es auch bei dem, in gewissen Dingen ziemlich realistischen Schubert nicht ohne einige Schwärmerei ab. Eigentlich war er zum Sterben in eine seiner Schülerinnen verliebt, in eine junge Comtesse Eszterhazy, welcher er auch eine seiner schönsten Claviersachen, die vierhändige Phantasie aus F-moll, gewidmet hatte. Er kam auch außer den Lectionsstunden bisweilen in das gräfliche Haus, unter Schutz und Schirm seines Gönners,

des Sängers Vogl, der mit Fürsten und Grafen wie mit Seinesgleichen verkehrte, überall das große Wort führte und sich, wenn er den genialen Compositeur unter seine Flügel nahm, wie der Cornac geberdete, der eben eine besondere Rarität aus dem Thierreiche vorzuzeigen hat. Schubert ließ sich bei dieser Gelegenheit nicht ungern in Schatten stellen, hielt sich im Stillen zu der angebeteten Schülerin, drückte sich den Liebespfeil immer tiefer ins Herz. Für den lyrischen Dichter wie für den Tondichter ist eine unglückliche Liebe, wenn sie nicht gar zu unglücklich ist, vielleicht von Vortheil, indem sie seine subjective Empfindung erhöht und den Gedichten und Liedern, die ihr entströmen, Farbe und Ton der schönsten Wirklichkeit aufdrückt. Productionen, wie die „beiden Suleika", die „zürnende Diana", Vieles aus den „Müllerliedern" und der „Winterreise", lauter musikalische Selbstbekenntnisse, in die Glut einer wahren und tiefen Leidenschaft getaucht, sind geläutert und abgeklärt als echte Kunstwerke in schönster Form aus dem zarten Innern des Liebenden hervorgegangen. In Schubert schlummerte übrigens eine Doppelnatur. Das österreichische Element, derb und sinnlich, schlug im Leben vor wie in der Kunst. Neue und frische Melodien wie Harmonien und Rhythmen sprudelten in Hülle und Fülle aus einer reich begabten Brust, trugen auch nicht selten den Charakter des von jeher sangreichen Bodens an der Stirne, welchem ihr Schöpfer entsprossen war — was übrigens kein Tadel sein soll, weit davon! Wie das Volkslied überhaupt die Grundlage der Oper ist, so wird und muß sich auch Lied und Oper einer Nation nach ihrer eigenthümlichen musikalischen Empfindungsweise gestalten und ausbilden. Es genügt, Rossini,

Auber und Weber zu nennen, um die verschiedensten nationalen Opernrichtungen anzudeuten. Die italienische Barcarole, die französischen Chansons und Romanzen verharren beiläufig in ihrer stereotypen Form; das deutsche Lied scheint einer unendlichen Weiterbildung fähig. Im Anfang war es einfaches Strophenlied, wie unter Reichardt und Zelter; späterhin brachte Zumsteg die durchcomponirte Ballade in Schwung, bis Schubert seine kleinen lyrischen und Seelendrama's schuf. Seitdem hat das deutsche Lied nun freilich keine weiteren erheblichen Fortschritte gemacht, denn wenn man auch die rein künstlerische, edle und poetische Form, welche ihm Mendelssohn aufzudrücken wußte, nicht gering anschlagen darf, so geht doch bei diesem Meister die Erfindung, das Ursprüngliche und Schöpferische nicht gleichen Schrittes mit seiner Bildung und Kunstausbildung. Bei Schubert dagegen läßt sich an der Form, an der musikalischen Declamation, an den frischen Melodien selbst so Manches tadeln. Die letzteren klingen bisweilen zu vaterländisch, zu österreichisch, mahnen an Volksweisen, deren etwas niedrig gehaltener Ton und unschöner Rhythmus nicht die volle Berechtigung hat, sich in das poetische Lied einzudrängen. In dieser Richtung kam es gelegentlich zu kleinen Discussionen mit Meister Franz. So wenn wir ihm nachzuweisen suchten, daß gewisse Stellen in den „Müllerliedern“ an einen alten österreichischen Grenadiermarsch und Zapfenstreich erinnerten, oder an Wenzel Müller's: „Wer niemals einen Rausch hat g'habt!“ — Er wurde wohl ernstlich böse über solche kleinlich nergelnde Kritik, oder er lachte uns aus und sagte: „Was versteht Ihr? Es ist einmal so und muß so sein!“ — Aber es mußte und sollte nicht sein, wie sich's die erste

sprudelnde, übermüthige und unausgebildete Jugend in den Kopf gesetzt, und in den späteren und reiferen Erzeugnissen ist auch keine jener von uns getadelten burschikosen und trivialen Weisen fürder zu entdecken.

Kam in dem kräftigen und lebenslustigen Schubert, so im geselligen Verkehr wie in der Kunst, der österreichische Charakter bisweilen allzu stürmisch zur Erscheinung, so drängte sich zeitweise ein Dämon der Trauer und Melancholie mit schwarzem Flügel in seine Nähe — freilich kein völlig böser Geist, da er in den dunkeln Weihestunden oft die schmerzlich-schönsten Lieder hervorrief. Allein der Kampf zwischen ungestümem Lebensgenuß und rastlos geistigem Schaffen ist immer aufreibend, wenn sich in der Seele kein Gleichgewicht herstellt. Bei unserm Freunde wirkte zum Glück eine ideelle Liebe vermittelnd, versöhnend, ausgleichend, und man darf Comtesse Caroline als seine sichtbare wohlthätige Muse, als die Leonore dieses musikalischen Tasso betrachten.

Meister Franz erging es wie allen deutschen Compositeuren, er sehnte sich sein Lebelang nach einem tüchtigen Operntext. Zwar lagen fertige Opern vor, wie „Alphons und Estrella“ und „Fierabras“, so die Operette: „Der häusliche Krieg“, die einige dreißig Jahre später zur Aufführung gelangte, Furore machte, aber bei der Gleichgiltigkeit aller Theater-Directionen für das Poetische und wahrhaft Schöne bald wieder vom Repertoire verschwunden war, weil es — der Theaterkasse nicht zusagte, daß für eine solche Kleinigkeit die ersten Opernkräfte verwendet werden mußten. — Auch mich hatte Schubert längst um einen Operntext angegangen. Nun hatte ich den Frühling und Sommer 1826 in Begleitung eines Freundes im Kärntner-

gebirge zugebracht und mir an kalten oder regnerischen Tagen die Sage vom „Grafen von Gleichen“ als Opernstoff zurechtgelegt, darüber auch an Schubert berichtet, der mit der Antwort nicht lange warten ließ. Der Brief, an beide Freunde gerichtet, obwohl ich wunderlicherweise nur ganz allein angesprochen werde, lautet wie folgt:

„Lieber Bauernfeld!

Lieber Mayrhofer!

Daß Du die Oper gemacht hast, ist ein sehr gescheidter Streich, nur wünschte ich, daß ich sie schon vor mir sähe. Man hat hier meine Opernbücher verlangt, um zu sehen, was damit zu machen sei. Wäre Dein Buch schon fertig, könnte man ihnen dieses vorlegen und bei Anerkennung des Werthes, woran ich nicht zweifle, in Gottes Namen damit anfangen oder es nach Berlin zur Milder schicken. Die Mlle. Schechner ist hier in der „Schweizerfamilie“ aufgetreten und hat außerordentlich gefallen. Da sie viel Aehnlichkeit mit der Milder hat, so kann sie gut für uns sein. — Bleibe doch nicht so lang aus, es ist sehr traurig und miserabel hier — — die Langweiligkeit hat schon zu sehr um sich gegriffen. Von Schober und Schwind hört man nichts als Lamentationen, die viel herzzerreißender sind, als die wir in der Charwoche gehört haben. — In Grinzing war ich, seit Du fort bist, kaum einmal, mit Schwind gar nicht.“ (Hier folgen ein paar Privat-Anspielungen, zur Mittheilung nicht geeignet.) „Aus allem diesen kannst Du Dir ein schönes Sümmchen Lustigkeit zusammendividiren. Die „Zauberflöte“ wurde an der Wien sehr gut gegeben. Der „Freischütz“ im k. k. Kärntnerthor-Theater sehr schlecht. Der Herr Jacob und die Frau Baberl in der Leopoldstadt unübertrefflich.

Dein Gedicht, welches in der Modezeitung erschienen ist," — (ich weiß nicht mehr welches!) „ist sehr schön, doch schöner ist das Gedicht in Deinem letzten Brief. Die erhabene Lustigkeit und die komische Erhabenheit und besonders der zarte Schmerzenslaut am Ende, wobei Du die gute Stadt Villach — ach — ach! meisterhaft benützest, erheben es unter die schönsten Muster dieser Gattung." (Ich hatte nämlich eine Art Parodie: „Die Lustigen in Villach" geschrieben, und darin unser bukolisches Leben mit Bauern, Verwaltern Förstern, Pfarrern, auch deren Köchinnen abgeschildert.) — „Ich arbeite gar nichts. — Das Wetter ist hier wirklich fürchterlich, der Allerhöchste scheint uns gänzlich verlassen zu haben, es will gar keine Sonne scheinen. Man kann im Mai noch in keinem Garten sitzen. Schrecklich! fürchterlich!! entsetzlich!!! für mich das Grausamste, was es geben kann! Schwind und ich wollen im Juni mit Spaun" (in der Folge Hofrath und mein Chef) „nach Linz gehen. Dort oder in Gmunden könnten wir uns ein Rendezvous geben, nur laß es uns bestimmt wissen — sobald wie möglich. Nicht erst in zwei Monaten.

Lebt wohl!"

Damit endet die Epistel. Der zerstreute Mensch hatte vergessen, seinen Namen beizusetzen. Das ist zugleich der einzige Brief Schubert's an mich, der sich noch vorfindet. Die übrigen, wie auch Briefe Raupach's, Immermann's, Tieck's, Meyerbeer's, Mendelssohn's und anderer bereits geschiedener Celebritäten sind in die Hände jener verwünschten Autographensammler gewandert, die nicht müde werden, Einen anzubetteln. So erinnere ich mich, daß nach

Gräffer's Ableben eine Autographen-Licitation stattfand; in dem Katalog war auch ein Brief Schubert's an mich verzeichnet. Ich wollte mein ehemaliges Eigenthum wieder erstehen, kam aber zu spät. Der vertrauliche Brief, etwas verfänglichen Inhalts, war bereits von fremder Hand erstanden. Vergebens beklagte ich meinen Leichtsinn im Verschwenden von Documenten, die unschätzbar sind, wenn es sich darum handelt, sich Personen, Zustände und Zeiten zu vergegenwärtigen. Das macht, wenn man kein Sammler ist, wie seinerzeit Castelli, sondern ein Streugütlein wie ich!

Daß man dem Freunde endlich eine Oper abverlangte, war mir höchst angenehm zu erfahren. Bisher hatte man sich stets ablehnend und kalt gegen das große Genie verhalten.

Ein wiederholtes Ansuchen Schubert's um eine zweite oder dritte Capellmeisterstelle im Kärntnerthor-Theater oder in der Hofcapelle wurde kaum einer Antwort gewürdigt. Schubert litt aber auch an dem Unglück, ein Oesterreicher zu sein! Das österreichische System bewahrt übrigens seine Ehren und Würden nur für die goldene Mittelmäßigkeit und hält einen Jeden, der nur ein Bischen Talent an den Tag legt, für seinen gebornen Feind, was er freilich auch ist und sein Leben lang bleiben wird, bis der zähe Polyp System endlich niedergekämpft ist! —

Im August 1826 brachte ich die fertige Oper mit und Schubert machte sich sogleich darüber her, hatte auch den Text vorläufig der Regie des Kärntnerthor-Theaters überreicht, welche sich der Censur wegen einigermaßen besorgt zeigte. Grillparzer trug sich bereitwillig an, für den Fall des Verbots in Wien die Aufführung der Oper auf der

Königsstädter Bühne zu vermitteln. Im Laufe des nächsten Winters hatte Schubert den Text beiläufig durchcomponirt, mir auch Einiges davon auf dem Clavier vorgetragen, zur Noth vorgesungen. Es klang gar reizend und poetisch! Doch fehlte noch die Instrumentation, die nur hie und da angedeutet war und deren volle Ausführung erst die gehörige Färbung gibt. Dabei überraschte ihn aber der Tod. Beinahe erst nach vierzig Jahren tauchte die Partitur, von Schubert's Hand geschrieben, durch des rastlosen Herbeck's Bemühungen wieder auf, der mit allem Feuereifer daran ging, die Oper nach des Maestros Andeutungen vollständig zu instrumentiren. Die einzelnen Stücke, die eines der Gesellschafts-Concerte brachte, machen jedenfalls auf das ganze musikalische Werk begierig, dem ich so glücklich war, das poetische Substrat liefern zu dürfen. Ich hatte mir dabei Mozart's Ausspruch vor Augen gehalten: „Und ich weiß, bei einer Oper muß schlechterdings die Poesie der Musik gehorsame Tochter sein." — Richard Wagner denkt freilich anders über den Punkt!

Schubert lebte zumeist von seinen Liedern, die ihm nach und nach besser honorirt wurden, und sonst von Bestellungen der Kunsthändler. Unter seine besonderen Gönner gehörte Ladislaus Pyrker, früher Patriarch in Venedig, in der Folge Abt in Lilienfeld. Die Gönnerschaft beschränkte sich aber vorzugsweise darauf, daß er ihn im Hochsommer bisweilen nach Gastein mitnahm, nie aber habe ich vernommen, daß der reiche, nur etwas genaue Kirchenfürst die Dedication der „Allmacht" und anderer Werke anders als mit — Freundlichkeit erwidert hätte.

Die Freunde und Genossen, in deren Mitte Schubert am liebsten weilte, waren wenig in der Lage, ihm thatkräftig

unter die Arme zu greifen; in höhere Kreise sich zu drängen und Gönner zu suchen, die ihn emporzuheben vermöchten, dazu fehlte ihm Neigung und Geschick. Kein Wunder also, daß er es weder zu einer Anstellung brachte, noch irgend eine seiner Opern zur Aufführung gelangte. So verharrte er sein Lebelang in einer mehr als mittelmäßigen Stellung, und die Kunsthändler, die ihn genugsam gedrückt und ausgebeutet, waren und blieben vor wie nach seine einzige Zuflucht und Hilfsquelle. Zeitweise fühlte er sich auch völlig muth- und hoffnungslos, voll düsteren Ausblicks in die Zukunft. So erinnere ich mich des Sommers 1827, als ich mir in dem neuen Kreisamtsdienste so wohl gefiel, zugleich Aussicht hatte, mit Nächstem, nach langem Harren endlich, auf die geheiligten Bretter des Hofburgtheaters zu gelangen.

Auf einem Spaziergange erzählte ich dem Freunde frohen Muthes von meinen Hoffnungen und Planen. „Mit Dir gehts vorwärts!" sagte er, in sich gekehrt. „Ich sehe Dich schon als Hofrath und als berühmten Lustspieldichter! Aber ich! Was wird mit mir armen Musikanten? Ich werde wohl im Alter wie Goethe's Harfner an die Thüren schleichen und um Brod betteln müssen!" Ich sah den hypochondrischen Freund groß an und rieth ihm zu einem Concert, nur von seinen eigenen Sachen und unter Mitwirkung der tüchtigen Wiener Virtuosen, welche sich's gewiß zur Ehre schätzen würden, dem Maëstro mit ihren Talenten beizustehen. — „Du magst vielleicht recht haben!" versetzte der Freund nachdenklich, „wenn ich die Kerls nur nicht bitten müßte!"

Er bat sie doch und das Concert kam im Frühjahre 1828 zu Stande. In der nachfolgenden Einladung ist das Programm enthalten.

Einladung

zu dem Privat-Concerte, welches **Franz Schubert** am 26. März, Abends 7 Uhr im Locale des österreich. Musikvereins unter den Tuchlauben Nr. 558 zu geben die Ehre haben wird.

Vorkommende Stücke.

1. Erster Satz eines neuen Streich-Quartetts, vorgetragen von den Herren **Böhm**, **Holz**, **Weiss** und **Linke**.
2. a. Der Kreutzzug von **Leitner**
   b. Die Sterne von demselben
   c. Der Wanderer a. d. Mond v. **Seidl**
   d. Fragment aus dem Aeschylus
   } Gesänge mit Begleitung des Piano Forte, vorgetragen von Herrn **Vogl**, k. k. pensionirten Hofopernsänger.
3. Ständchen von **Grillparzer**, Sopran-Solo und Chor, vorgetr. v. Fräulein **Josephine Fröhlich** und den Schülerinnen des Conservatoriums.
4. Neues Trio für das Piano Forte, Violin und Violoncell, vorgetragen von den Herren **Carl Maria von Boklet**, **Böhm** und **Linke**.
5. Auf dem Strome von **Rellstab**, Gesang mit Begleitung des Horns und Piano Forte, vorgetr. von den Herren **Tietze** und **Lewy** dem Jüngeren.
6. Die Allmacht, von **Ladislaus Pyrker**, Gesang mit Begleitung des Piano Forte, vorgetragen von Herrn **Vogl**.
7. Schlachtgesang von **Klopstock**, Doppelchor für Männerstimmen.

Sämmtliche Musikstücke sind von der Composition des Concertgebers.

Eintrittskarten zu fl. 3 W. W. sind in den Kunsthandlungen der Herren **Haslinger**, **Diabelli** und **Leidesdorf** zu haben.

Der Saal war vollgepfropft, jedes einzelne Stück wurde mit Beifall überschüttet, der Compositeur unzähligemale hervorgerufen. Das Concert warf einen Reinertrag von beinahe achthundert Gulden (Wiener Währung) ab — was damals für eine Summe galt! Die Hauptsache aber: Schubert hatte sein Publicum gefunden und war mit dem frischesten Muthe erfüllt!

Das Concert hatte am 26. März 1828 stattgefunden. Merkwürdig genug! Das Jahr vorher, an demselben Tage, war Beethoven gestorben.

Am 29. März 1827 hatte ich mit Schubert den Leichenzug nach dem Währinger Kirchhofe begleitet, wo Anschütz die von Grillparzer verfaßte Leichenrede hielt. Und das Jahr nachher Schubert's erstes Concert! Und über's Jahr?!

Im September 1828, nach dem Succès d'estime, oder dem Ehrendurchfall meines nichts weniger als ersten, aber von allen zuerst zur Aufführung gelangten Lustspiels „Der Brautwerber“, fand der Freund Gelegenheit, mich zu trösten wie ich früher ihn. Nach dem Theater hatte ich mich mit Grillparzer, Schubert, Schwind, Schober und anderen Freunden in unser gewöhnliches Gasthaus bestellt, war aber nicht im Stande, das Rendezvous einzuhalten, hätte mich lieber in den Bauch der Erde verkriechen mögen. So lief ich in den dunkeln Straßen herum und stieß nach Mitternacht auf Grillparzer, der mich auf die liebenswürdigste Weise aufzurichten bemüht war. Am nächsten Morgen besuchten mich Schwind und Schubert, der meine Hypochondrie gar nicht begreifen konnte. „Mir hat das Lustspiel ganz außerordentlich gefallen“ — versicherte er wiederholt — „uns Allen! Und wir sind doch keine Esel!“

„Was hilfts? wenn ich Einer bin!“ versetzte ich halb ärgerlich, halb lachend.

Schubert wohnte damals in der Vorstadt Wieden, ich auf der Landstraße — so kam es, daß wir uns im November bei schlechtem Wetter ein paar Tage nicht gesehen hatten. Er war auch im Gasthause nicht erschienen, weder des Mittags noch des Abends. Schon früher hatte er über Mangel an Appetit geklagt, sich unwohl gefühlt, doch kam das bisweilen vor und schien uns nicht von Bedeutung.

Da erhielt Schober einen Brief des Freundes — vermuthlich den letzten seines Lebens. Die Zeilen lauteten:

„Lieber Schober!

Ich bin krank. Ich habe schon elf Tage nichts gegessen und nichts getrunken, und wandle matt und schwankend von

Sessel zu Bett und zurück. Rinna behandelt mich. Wenn ich auch was genieße, so muß ich es gleich wieder von mir geben.

Sei also so gut, mir in dieser verzweiflungsvollen Lage durch Lectüre zu Hilfe zu kommen. Von Cooper habe ich gelesen: Den letzten der Mohikaner, den Spion, den Lootsen und die Ansiedler. Solltest Du vielleicht noch was von ihm haben, so beschwöre ich Dich, mir solches bei der Frau v. Bogner in Kaffeeh. zu depositiren. Mein Bruder, die Gewissenhaftigkeit selbst, wird solches am Gewissenhaftesten mir überbringen. Oder auch etwas Anderes.

Dein Freund
Schubert."

Der Zettel war ohne Datum. Ohne Zweifel die letzten Zeilen des kranken Freundes! Aber wer glaubt in der Jugend an Krankheit und Tod?

Als ich Schubert zum letztenmal besuchte — es war am 17. November — lag er hart darnieder, klagte über Schwäche, Hitze im Kopf, doch war er noch des Nachmittags vollkommen bei sich, ohne Anzeichen des Delirirens, obwohl mich die gedrückte Stimmung des Freundes mit schlimmen Ahnungen erfüllte. — Sein Bruder kam mit den Aerzten — schon des Abends phantasirte der Kranke heftig, kam nicht mehr zum Bewußtsein — der heftigste Typhus war ausgebrochen. Bereits am Elisabethstage, bald nach 3 Uhr des Nachmittags, war er eine Leiche. Noch die Woche vorher hatte er mir mit allem Eifer von der Oper gesprochen, und mit welcher Pracht er sie orchestriren wolle! Auch völlig neue Harmonien und Rhythmen gingen im Kopfe herum, versicherte er — mit diesen ist er eingeschlummert.

Am 21. November 1828 wurde Franz Schubert mit seinen Melodien im 32. Jahre seines Alters zu Grabe getragen.

Schwind und ich konnten lange Zeit nicht begreifen, daß dieser Dritte im Bunde nicht mehr mit uns wandeln sollte. Jeder von uns Beiden wäre gern statt des Freundes gestorben — ein verzeihlicher Egoismus! Man will keinen ungeheuern Verlust erleiden, und darum lieber nicht sein, als Schmerz und Qual empfinden. „Nicht sein ist besser als sein!“ sagt eine Formel alt-egyptischer Weisheit. Und im Oedipus lautet das:

„Nie geboren zu sein, ist der Wünsche größter!“

V.

(Ein Schubert-Sänger. — Der Compositeur des „Dorfbarbier" und sein mündliches Testament.)

Der Mensch lebt! ein paar Tage
und wie schnell hat er vergessen.
Der Mensch stirbt! ein paar Tage
und wie schnell ist er vergessen.
Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Die besten Schubert-Sänger waren ihrer Zeit der theatralische Vogl und dessen vorzüglichster Schüler, der noch lebende Baron Schönstein. —

Johann Michael Vogl war ein ebenso großes Talent als eine höchst merkwürdige Persönlichkeit. An ihn knüpft sich zugleich die Erinnerung an die goldene Zeit der Wiener Oper. Ihrer wie seiner darf daher in diesen Wiener Memoiren wohl einige Erwähnung geschehen.

Vogl war im Jahre 1768 in dem oberösterreichischen Städtchen Steyr geboren. Als Sängerknabe an der dortigen Pfarrkirche erhielt er gründlichen Musikunterricht, legte später die Gymnasial- und philosophischen Studien in dem Stifte

Kremsmünster zurück. Nun waren in dem Kloster bisweilen kleine geistliche Schau- und Singspiele aufgeführt worden, die letzteren von der Composition und unter der Leitung des talentvollen Süßmayer und unter der thätigsten Mitwirkung des jungen Vogl, welcher als Schauspieler und Sänger reichlichen Beifall erntete.

Mit diesen theatralischen Lorbeern geschmückt, begab er sich nach Wien, um die juridischen Studien anzutreten, die er auch vollendete. Der Sänger stand eben auf dem Punkte, seine amtliche Praxis zu beginnen, als er durch Süßmayer (inzwischen Hoftheater-Kapellmeister), der sein Talent längst erkannt hatte, einen Ruf zum Hofoperntheater erhielt. Vom Jahre 1794 bis 1822 gehörte Vogl nun einem Künstlerkreise an, welcher für die Entwicklung und Weiterbildung der deutschen und dramatischen Sangkunst von hoher Bedeutung war. —

Mit Vogl wirkten zu gleicher Zeit: Weinmüller, Saal, Sebastian Mayer, Baumann und Gottdank als Komiker, die Damen Saal, Laucher und Bondra; später Anna Milder, Anna Buchwieser (Forti, Wild), zuletzt Wilhelmine Schröder und Karoline Unger.

Sowohl die große Oper wie das Singspiel waren durch diese Kräfte gehörig vertreten, man war im Stande, auch kleinere Partien durch geschickte Repräsentanten zu besetzen und so dasjenige zu erreichen, was eigentlich das Ziel und die Seele alles theatralischen Unternehmens ist oder sein soll: ein künstlerisches Ensemble. Durch Vogl's Hinzutreten gelangte übrigens der Geist der an sich vortrefflichen Gesellschaft erst völlig zum Durchbruch. — Eine

imposante, kräftige Persönlichkeit, eine ausdrucksvolle Miene, freier, edler Anstand, der wohltönendste Bariton, waren die äußeren Vorzüge des deutschen Sängers; dabei erschienen allerdings die Bewegungen der Hände und der allzu großen Füße nicht immer als die anmuthigsten, auch war hie und da eine Stellung in einer griechischen Heldenrolle etwas zu absichtlich der Antike entnommen. —

Im Gesang verfolgte Vogl mit strenger Consequenz und mit vollem Bewußtsein den einzig richtigen Weg der dramatischen Gesangskunst. Er besaß ein feines Ohr für den Rhythmus der Verse, und hatte das, seitdem, wie es scheint, beinahe verloren gegangene Geheimniß des rezitativischen Vortrages vollkommen inne; ebenso wenig waren ihm die Gesetze der Harmonie fremd, durch deren Kenntniß und Studium es dem Sänger einzig möglich wird, in Ensemblestücken gehörig mitzuwirken, bald hervorzutreten, bald sich unterzuordnen, und Licht und Schatten so zu vertheilen, daß dem Sinne des mehrstimmigen Gesangstückes sein ihm gebührendes Recht werde.

Vogl's Element war vorzugsweise die Darstellung des Charakteristischen; hier, in der Verbindung der Wahrheit mit der Schönheit, feierte er seine höchsten Triumphe, auch erfreute er sich wahrhaft nur an Rollen, die es ihm möglich machten, einen entschiedenen dramatischen Charakter darzustellen, während ihm zum Beispiel die Nebelgestalten der (damals) modernen italienischen Oper zum Gräuel und Abscheu dienten. Dafür machten ihm die Gegner seiner Gesangsweise häufig den Vorwurf, er vernachlässige allzu sehr den bindenden, flüssigen Gesang, wie ihn etwa die Arie erfordert.

So stellte man ihm auch den künstlerisch weit minder ausgebildeten Wild nicht ungern entgegen, der freilich den Zauber der Jugend voraus hatte und der sich schon durch den wunderbaren Schmelz seiner Tenorstimme Aller Herzen leicht gewann. Vogl konnte nicht umhin, bei allem Selbstbewußtsein, die glänzenden Gaben und Vorzüge seines jungen Nebenbuhlers anzuerkennen, wenn er auch gelegentlich über das Publicum in Harnisch gerieth, welches den Fehlern und Unarten seines Lieblings beinahe noch mehr zujubelte, als es über sein wirklich Gutes und Lobenswerthes entzückt war.

Von seiner Seite verharrte Vogl fest auf seinem, nun einmal klar erkannten, viel durchdachten, wohl auch an sich richtigen Princip, zu welchem er sich in Wort und That leidenschaftlich bekannte und nicht einen Schritt von seiner idealen Bahn abwich.

Dem dramatischen Sänger und Menschendarsteller hat es übrigens durchaus nicht an Methode gefehlt; bei dem Ernste, der ihm innewohnte, bei dem unabläßigen Triebe zum Lernen ließ er auch kein Hilfsmittel unbeachtet, welches ihn bei Lösung seiner Lebensaufgabe fördern konnte. Ein günstiges Geschick fügte es, daß er im Anfang seiner Laufbahn auch für kleinere Partien der italienischen Oper verwendet wurde, wobei er mit dem berühmten Crescentini in ein freundliches Verhältniß gerieth. Von jeher waren die Italiener im Besitz einer richtigen Methode. Sie articuliren deutlich, wissen mit der Stimme Haus zu halten, sie durch häufiges Solfeggiren geschmeidig zu bewahren, zu beherrschen, die tauglichen Punkte zum versteckten Athemholen verstehen sie geschickt aufzufinden, und ihre Verzierungen sind immer präcis, auch geschmackvoll. Was sich von solchen Künsten

und Fertigkeiten erwerben und verwerthen ließ, entging nun dem deutschen Sänger durchaus nicht; dabei hütete er sich aber sorgsam, in die Fehler des hohlen Pathos oder des Concertgesanges auf dem Theater zu verfallen. So wußte er sich auch in der italienischen Oper Geltung zu verschaffen, doch nur in der deutschen und französischen erreichte er den Gipfel seines Ruhmes. Von der erschütterndsten Wirkung war sein Orest in der „Iphigenia auf Tauris“, wo er die Lorbeern mit der Milder theilte, über welche sich Schubert freilich gelegentlich äußerte: „Sie singt am schönsten und trillert am schlechtesten.“ — Allein das Trillern ist nicht überall am Platze! So auch nicht in der „Schweizer-Familie“, deren bedeutender Erfolg dem Zusammenwirken jener beiden Künstlergrößen hauptsächlich zu danken war. — Unter den hervorragenden Rollen Vogl's wären noch zu nennen: der Patriarch Jakob in „Joseph und seine Brüder“, Graf Dunois in „Agnes Sorel“, der Oberst im „Augenarzt“ (Beides von Gyrowetz); ferner Spontini's „Milton“, Creon in Cherubini's „Medea.“ — Es lassen sich kaum zwei verschiedenere Persönlichkeiten erdenken, als die des Telasko in „Ferdinand Cortez“ und des Grafen Almaviva in „Nozze di Figaro.“ Wenn Vogl als wilder Mexikaner durch seine leidenschaftliche Gluth hinriß, so zwang der stolze, vornehme Graf, nach seiner Arie im zweiten Act, einem damals bekannten Schriftsteller und Theater-Enthusiasten den Ausruf ab: „So und nicht anders singt ein spanischer Grande erster Classe!“ —

Vogl's letzte bedeutende Schöpfung war die des Propheten Daniel in „Baal's Sturz“ von Weigl. Man vergaß dabei die Lampen und Coulissen, während die alt-

testamentarische Zeit wie verkörpert aus ihrem ehrwürdigen Grabe hervorstieg. —

Sein letztes Auftreten (im Jahr 1822) fand in einer sogenannten Nebenrolle statt, im Gretry's „Blaubart“ mit Forti und Wilhelmine Schröder. Wenn die Schöne im letzten Act von dem ehelichen Tyrannen an ihren wallenden blonden Locken unbarmherzig über die Bühne gezerrt wurde, so brach der Zuschauerraum in lauten Jubel aus; aber neben Jugend, Schönheit und Anmuth machten sich auch Geist und Kunst des reifen Alters bemerkbar. Vogl als „alter Castellan“ schuf eine Mustergestalt im kleineren Genre, und über den Vers: „Was gehen mich die Weiber an!“ erhob sich fast ein noch größerer Beifallssturm, als ihn die göttliche Minna erregt hatte. —

Mit Schubert bekannt geworden, hatte Vogl den „Erlkönig“ bereits im Jahr 1821 auf dem Theater vorgetragen und den jungen Compositeur, der ihn am Clavier begleitete, gewissermaßen dem Publicum vorgestellt. Jetzt, von der Bühne entfernt, aber die Kunst noch immer im Herzen, bot sich dem Veteranen in den Liedern Schubert's das willkommenste Element dar, sich aufzufrischen und in lebendiger Theilnahme zu erhalten. Er kam den Wünschen gebildeter Kunstfreunde gerne entgegen und sang jene dramatischen Lieder bis in sein hohes Alter, wo dann freilich Geist und gebildeter Vortrag nicht immer ausreichten, den völligen Mangel an Stimme zu ersetzen. „Memnon“, „Antigone und Oedip“, Fragment aus dem „Aeschylus“, „Orest“, „Philoktet“, „Der zürnenden Diana“, „Der Wanderer“, „Der Einsame“, „Ganymed“, „Schwager Kronos“, „Die Müllerlieder“, „Die Winterreise“ und sofort, bildeten

sein reiches Repertoire, welches wir nicht müde wurden, anzuhören. —

Ueber den Mann selbst erübrigt noch Einiges zu sagen. — Vogl war durchwegs kein gewöhnlicher Mensch, wohl aber ein sonderbarer Kauz, ein Sonderling. Das Kloster, die klösterliche Erziehung staken ihm im Leibe und hatten dazu gedient, eine gewisse, schon in den Keimen seines Wesens gelegene Beschaulichkeit zu nähren und zu pflegen, welche nicht selten den wunderlichsten Contrast mit seinem Stande und seinen äußeren Verhältnissen bildete. Der Grundton seines Wesens war eine moralische Skepsis, ein grübelndes Zergliedern seines Selbst so wie der Welt; ein innerlicher, nie ruhender Antrieb, von Tag zu Tag besser, vollkommener zu werden, verfolgte ihn durch sein ganzes Leben, und wenn ihn die Leidenschaft, wie alle reizbaren, zugleich kräftigen Naturen, bisweilen zu gefährlichen, ja frevelhaften Schritten hinriß, so kam er wohl dahin, sich darüber selbst anzuklagen, zu zweifeln, zu verzweifeln, bis ein neuer Fehltritt neue Selbstvorwürfe brachte, Gewissensbisse, Zerknirschung. Lectüre und Studien standen natürlich mit dieser Sinnesrichtung im innigsten Zusammenhang. Das alte und neue Testament, die Evangelien der Stoiker: Mark Aurel's Betrachtungen und Epiktet's Enchiridion, Thomas a Kempis, Taulerus hatte Vogl zu steten Begleitern und Rathgebern seines Lebensganges auserwählt. Das Buch „von der Nachahmung Christi“ übersetzte er und ließ es in Abschriften unter ähnlich gesinnte Freunde vertheilen. So kam mir auch ein Werk des Epiktet zu Gesicht, von Vogl's sauberer Handschrift in vier Sprachen (griechisch, latein, englisch und deutsch) copirt. — Man glaube aber ja nicht, daß erst

der lebensmüde Greis zu solcher Art von Tröstung seine Zuflucht nahm; der religiös-philosophische Faden, bereits im Kloster angesponnen, hatte sich durch Vogl's ganzes Leben ununterbrochen fortgezogen.

Nun war es freilich eine ziemlich wunderliche Erscheinung, wenn man den gefeierten Theaterhelden im Costume des Agamemnon, Orest oder sonst eines heidnischen Heros in der Garderobe sitzen und mit Aufmerksamkeit in den Evangelien lesen sah, oder im Thomas a Kempis! Wer aber die Langeweile des Treibens hinter den Coulissen kennt und die schaalen Reden und Späße, die dort gang und gäbe sind, der wird es wohl begreiflich finden, daß sich ein geistreicher Mann von seiner lästigen Umgebung auf diese Weise zu befreien suchte und lieber für einen Sonderling gelten mochte, als sich dem völlig Geistlosen, Rohen und Absurden preiszugeben. Einige Eitelkeit mochte wohl auch mit im Spiele sein, was die ungebildeteren Collegen bald begriffen und es an Scherzreden über den gelehrten Mimen nicht hatten fehlen lassen. —

Seit Jahren war Vogl durch ein Gichtleiden gequält, welches sich in verschiedenen Formen äußerte und den, trotz seinen Stoikern immer ungeduldigen und des Duldens ungewohnten Mann häufig in die übelste Laune versetzte. Wie erstaunten aber die Freunde, als ihnen der Hagestolz plötzlich seine nahe bevorstehende Vermählung eröffnete! Nach seiner versteckten Weise hatte er nie von einem ähnlichen Vorsatze gesprochen, ja, man konnte aus seinen Aeußerungen weit eher abnehmen, daß er Zeitlebens unverheirathet zu bleiben gedenke. Nun aber erfuhr man mit einem Male, er habe Jahre her mit einem, fast außer Zusammenhang mit der

Welt erzogenen weiblichen Wesen in einer Art von ethisch-pädagogischem Verhältniß gestanden, wobei er sich als berathenden Freund und Lehrer benahm, während ihm das sanfte Gemüth des nicht mehr ganz jungen Mädchens mit leidenschaftlicher Verehrung zugethan war.

Im Jahre 1826, in Vogl's achtundfünfzigstem Lebensjahr, wurde die Verbindung vollzogen, welche den gereiften Sänger noch im Herbst seiner Tage mit einem Töchterlein beglücken sollte. Doch nahmen Kränklichkeit und üble Laune zu, die Welt schien dem Leidenden nun völlig „im Argen" zu liegen (eine seiner Lieblingsphrasen) und es bedurfte der ganzen himmlischen Geduld der sanften und frommen Frau, um weder in der Krankenpflege noch im Zusprechen und Trösten völlig zu ermatten. Bei alledem überlebte der sieche und noch immer singende Greis den lebenskräftigen Liederdichter um volle zwölf Jahre. Die verhängnißvolle Stunde schlug ihm erst am Abend des 19. November 1840 — gerade am Jahres- und Erinnerungstage von Schubert's, bereits im Jahre 1828 erfolgtem Ableben. —

Das Sterben ist nach Friedrich Schlegel ein philosophischer Act; — ich halte das Sterbenmüssen für eine Art Beleidigung, die uns die Natur anthut. Mein Ich soll wieder aufhören — das ist die Bedingung, unter welcher ich existire. Welche Zumuthung! Wer weiß, hätte ich die Existenz, wäre mir die Bedingung im Voraus bekannt, überhaupt angenommen! — —

Vier Jahre vor Vogl's Ableben, im Jahre 1836, hatte ich einen anderen alten Freund und Sonderling verloren, meinen ehemaligen Clavierlehrer, den Compositeur

des „Dorfbarbier", Johann Schenk. Er war ein Schüler des berühmten Wagenseil, der ihn in die Geheimnisse des Contrapuncts und Doppelcontrapuncts eingeweiht, auch die alten Meister von Palästrina bis Händel gründlichst mit ihm durchstudirt hatte. Als Beethoven im Jahre 1792 bei Joseph Haydn die Harmonielehre zu studiren begann, vertrugen sich der stürmisch-geniale Schüler und der etwas pedantische, mit seinen eigenen Arbeiten über und über beschäftigte Lehrer nicht immer zum Besten. So, wenn der Meister, eine Aufgabe flüchtig durchblickend, ganz kurz sagte: „Das stimmt ja nicht!" erwiderte wohl der Feuerkopf von Schüler: „Es muß stimmen!" und rannte spornstreichs davon. —

Durch Abbé Gelinek's Vermittlung wurde nun der gelehrte und bescheidene Schenk in Vorschlag gebracht, um Meister Haydn zu ersetzen. Beethoven war damit einverstanden. Der gradus ad Parnassum von Joseph Fux ward vorgenommen und rasch an's Werk geschritten. Da entstand ein sonderbares Verhältniß, indem der neue Lehrer, die Größe seines Schülers erkennend, den höchsten Respect vor ihm empfand und sich selbst nur als Werkzeug betrachtete, um zur theoretischen Ausbildung des werdenden musikalischen Titanen sein Scherflein beizutragen. Der unruhige Kopf hielt aber nicht lange an, kaum ein volles Jahr währte der Unterricht.

Mitten hinein kam ein Zettel:

„Lieber Schenk!

Ich wünschte nicht, daß ich schon heute fort würde reisen nach Eisenstadt." (Auch Haydn weilte dort und Beethoven war von dem Fürsten Eszterhazy für längere

Zeit dahin berufen.) „Gerne hätte ich noch mit Ihnen gesprochen. Unterdessen rechnen Sie auf meine Dankbarkeit für die mir erzeigten Gefälligkeiten. Ich hoffe Sie bald wieder zu sehen und das Vergnügen Ihres Umgangs genießen zu können. Leben Sie wohl und vergessen Sie nicht ganz

Ihren Beethoven."

Späterhin bildete sich bei aller ihrer Verschiedenheit noch ein innigeres Verhältniß zwischen den beiden Maëstri's aus und dauerte bis zu Beethoven's Ableben im Jahre 1827.

Der alte Schenk hatte in seiner Jugend viele Opern geschrieben, deren sich mehrere, wie „Die Jagd", „Die Weinlese", „Der Faßbinder", durch längere Zeit auf dem Repertoire erhielten. Sein komisches Meisterwerk: „Der Dorfbarbier" war am 6. November 1796 im Kärntnerthortheater zum ersten Male zur Aufführung gelangt, mit Baumann als „Adam" und Weinmüller als „Lutz." Die Oper erlebte viele hundert Wiederholungen und reicht bis in die Neuzeit, wo sich noch Nestroy als „Adam" versuchte. Zuletzt brachte das „Strampfer-Theater" die lustige Arbeit noch im Winter 1872 zur Darstellung und machte Glück damit. — Das Leichte, Gefällige, Zierliche und Anmuthige, mit einem gewissen naiven Humor gebracht, war das musikalische Element, auf welches Meister Schenk (wie auch Dittersdorf mit seinem „Doctor und Apotheker") angewiesen war, wie schon die Wahl ihrer ländlichen und häuslichen Stoffe darthut; die Reinheit des Satzes, die nette Instrumentirung geben dem Gedanken zugleich eine gewisse klassische Vollendung.

Es war ein kleines, aber liebenswürdiges Genre. Damit gab sich aber der im Stillen überaus ehrgeizige Schöpfer des lustigen „Adam“ nichts weniger als zufrieden. Eine große tragische Oper im Gluck'schen Styl schwebte ihm stets als Ideal vor der Seele und sollte endlich in einem heroischen „Achmet und Almazinde“ in's Leben treten. Das Publicum ließ die Oper fallen, das Werk langjähriger Studien, gewissenhaften Fleißes. Der Componist war tief erschüttert, Schwermuth und Trübsinn bemächtigen sich seiner, ein heftiges Nervenfieber erfolgte. Der Kranke genas, wurde körperlich wieder vollkommen gesund und kräftig, allein die Kraft seines Geistes schien durch seinen Mißerfolg wie gebrochen. Der Mann hatte das Vertrauen auf sein Talent verloren. So zog er sich noch in ziemlich guten Jahren für immer von der gleißenden Bühne zurück, arbeitete für sich im Stillen, gab dabei Clavierstunden, doch mit Auswahl, nur in Häusern, die ihm sonst befreundet oder genehm waren. Er unterrichtete auch die Töchter des von ihm hochverehrten Hofcapellmeisters Weigl, die er mir oft genug als Muster anpries, denn der alte Schenk war der Hausfreund meiner Angehörigen und mein Clavierlehrer seit meinem achten oder neunten Lebensjahr. Er war groß und kräftig gebaut, immer nett und sauber gekleidet, nur mußte auch der neue Rock den alten Schnitt bekommen — so ging er stattlich einher, mit weißer Halsbinde, in kurzen Beinkleidern, Strümpfen und Schnallenschuhen. Zu Pantalons ließ er sich nur schwer bewegen, erst in seinen letzten Lebensjahren. Seiner Bildung nach gehörte Schenk der josephinischen Zeit an. Ohne gelehrte Erziehung, ohne geregelte Studien hatte er doch von jeher den größten Respect für Kunst und Wissenschaft. Außer

einer bedeutenden musikalischen Sammlung schaffte er sich nach und nach eine Bibliothek der classischen Schriftsteller an, der nichtdeutschen in Uebersetzungen. Er las viel und eifrig, besonders historische Werke, und Namen wie Gibbon und Robertson kamen nie ohne Ehrfurcht über seine Lippen, wie ihm unter den Dichtern Klopstock und Gellert als die höchsten und unerreichbarsten Muster galten. Wie an seiner Person, so herrschte auch in seinem Wohnzimmer die größte Ordnung; wer ihn besuchte, erhielt den Eindruck einer abgeschlossenen, stillen, reinlichen Existenz, und so bot er im Ganzen das liebenswürdigste Bild eines behaglichen alten Junggesellen und Hagestolzen dar. Es gab Familien (worunter auch die meinige), in deren Kreisen er seit dreißig Jahren und länger heimisch blieb, und für welche er eine rührende Treue und Anhänglichkeit bewahrte, an allen häuslichen Ereignissen liebevoll theilnehmend, auch in bedenklichen Tagen, ohne sich aufzudrängen, immer zu Rath und Hilfe bereit.

Mein alter Jugendlehrer wurde im Laufe der Jahre mein wahrer väterlicher Freund, der auch große Stücke auf mich hielt. Ich machte ihn mit Schubert bekannt, und der alte Classiker ließ der neuen Romantik alle Gerechtigkeit widerfahren, wie er in der Folge auch an meinen dramatischen Versuchen und Erfolgen den innigsten Antheil nahm und den Vorstellungen meiner Lustspiele bisweilen beiwohnte, und zwar im Orchester, da seine Harthörigkeit zugenommen hatte.

Der gute Schenk war inzwischen immer älter und gebrechlicher geworden, hatte zuletzt die Lectionen aufgeben müssen. Ich benützte die Gelegenheit, um ihn auf sein Ge-

wissen zu befragen, ob er nicht etwa in Verlegenheit gerathen, einer Beihilfe bedürftig sei. Der alte Mann, der mich in meinen jungen Tagen wie oft beschenkt hatte, durfte mir gegenüber offen sein, er versicherte mich aber, daß seine Bedürfnisse, wie ich wisse, gering seien, und daß er habe, was er brauche. So war es auch. Er besaß ein kleines aufgespartes Capital und seine Verhältnisse waren vollkommen geregelt; er lebte einen Tag wie den andern, kaum daß er sich ab und zu von mir in unser Gasthaus zu Tisch laden ließ. Er wollte nicht aus seinem Geleise heraus. Seit vierzig Jahren speiste er im „Jägerhorn", saß täglich in demselben Winkel, bekam die gewohnten ausgiebigen Portionen immer um denselben Preis.

Eines Tages eröffnete er mir aber nach einer andern Richtung sein Herz. Er habe in seiner Jugend eine Oper geschrieben, die „Jagd" — berichtete der Greis; das Ding habe gefallen, sei jedoch unreif, erst jetzt, im Alter, und mit hinreichender Erfahrung wisse er, woran es fehle. Vor Allem am Text! Wenn ich ihm den umarbeiten, hübsche neue Strophen für Arien, Duette, Ensembles machen wollte! Ich ließ mich dazu herbei, schrieb ihm einen ganzen neuen ersten Act, worüber er entzückt war, sich gleich darüber hermachte. Ich sah die Arbeit als ein Spielzeug des Alters an, was es auch wohl war, und zögerte mit dem zweiten Act, da mich eben ein neues Lustspiel über und über beschäftigte.

Während dem war mein guter Alter nicht unbedenklich erkrankt; der Arzt und Freund, der ihn behandelte, fing an, vom Geistlichen und vom Testamente zu sprechen, wofür der arme Schenk durchaus keine Ohren hatte. So zog sich die Sache hin, bis die Schwäche des Dreiundachtzigers zunahm

und man ihm die letzte Oelung verabreichen mußte. Nur ein mündliches Testament war mehr möglich. Ich wurde dazu berufen. Kapellmeister Weigl und ein junger Advokat, einer der letzten Schüler des Maëstro, auch einige Hausgenossen wohnten dem Acte bei. — Der schwer Kranke, befragt, wer sein Erbe sein solle, murmelte für sich, gab lange keine Auskunft; auf wiederholtes Drängen von Seite des Advocaten lallte er endlich: „Muß ich denn sterben?"

Man versicherte ihn des Gegentheils, doch gelte es, auf alle Fälle gefaßt zu sein — wem er also sein Hab' und Gut vermachen wolle?

„Vermachen?" wiederholte der Patient und suchte sich aufzurichten. „Einem Anderen vermachen? Dann hab' ja ich nichts, wenn ich am Leben bleibe."

Man suchte ihm begreiflich zu machen, daß er für diesen erwünschten und gehofften Fall unbestrittener Eigenthümer bleibe und daß das Testament nur nach ihm zu gelten habe. — Es war nicht leicht, einem von jeher eigensinnigen und argwöhnischen Manne, der nun nicht mehr im Vollbesitz seiner Sinne war, die Sache begreiflich zu machen. Als es sich aber darum handelte, seinen Erben namhaft zu machen, da blieb der dem Scheiden Nahe vollkommen verstockt. Der junge Advocat fragte nun, ob Schenk Verwandte habe. — Dieser verneinte mit einer leisen Kopfbewegung. — Wen er also zum Erben einsetzen wolle? Der Rechtsfreund nannte mehrere Namen, auch den meinigen.

„Mein lieber Eduard" — hauchte mein ehemaliger Lehrer gerührt, und suchte meine Hand.

Ich war stummer Zeuge geblieben, hatte mich durchaus nicht in die Verhandlung eingemischt, befand mich über-

dies in einer eigenthümlichen Lage. Lange vor der Catastrophe hatte Schenk, wie mir der Rechtsfreund mitgetheilt, diesem eröffnet, daß ich der Erbe seines Vermögens sein solle; dieselbe Erklärung hatte er auch nach der Beichte noch in Gegenwart des Geistlichen von sich gegeben. Von da an verschlimmerte sich aber sein Zustand und er war wenige Stunden darauf nicht mehr vollkommen zurechnungsfähig. — Ein „Ja“, welches mich in Gegenwart der Zeugen als Erben bestätigte, war aus dem Kranken nicht herauszubringen; man nannte ihm also auch andere Namen, auch den Weigl's.

„Mein verehrter Hofcapellmeister“ — hieß es — „mein lieber Eduard.“

Ob vielleicht die Beiden miteinander erben sollten?

„Sind Beide gute, liebe Männer — werden sich vergleichen.“

Das ginge nicht an, eine bestimmte Willenserklärung sei nöthig, der Namen des Erben müsse genannt werden. Der Sterbende brachte endlich nach langem Zureden den Namen „Weigl“ hervor. — Der Advocat sah mich verwundert an. Ich winkte ihm leise, den Leidenden nicht länger zu quälen.

Hier war ein merkwürdiger psychologischer und pathologischer Fall. Kein Zweifel, der alte Schenk hatte mir seit Jahren sein Erbe zugedacht, doch trug er, wie viele Leute, eine gewisse Scheu, seinen letzten Willen niederzuschreiben — jetzt aber, da er sich mündlich erklären sollte, überkam den erschöpften Mann der gewohnte Respect vor dem gleichfalls gegenwärtigen Hofcapellmeister, seine Liebe

für mich trat in den Hintergrund, und der Compositeur der „Schweizer-Familie“, ein mehr als wohlhabender Mann, war zu seinem eigenen Erstaunen de facto Erbe des armen „Dorfbarbier“ geworden.

Der Rechtsfreund war ärgerlich über die unerwartete Wendung und ließ nicht ab, den Kranken zu quälen, bis er aus dem Erblasser heraus bekam, daß mir sein Clavier und seine Bibliothek zufallen solle.

Ich dankte dem Himmel, als die peinliche Stunde vorüber war.

Am Christtag 1836, am frühen Morgen nach dem Abende des mündlichen Testamentes, hauchte mein alter Schenk seine kindliche Seele aus.

Weigl hatte mich ersucht, gemeinschaftlich mit ihm den Nachlaß durchzusehen. Wir fanden Wäsche und alte Kleider in Unzahl, ganze Laden voll Zwieback und Speiseresten, dagegen eine höchst werthvolle Musikaliensammlung. An baarem Gelde waren nur einige hundert Gulden vorhanden, allein eine hübsche Anzahl von „Tausendern“ in Metalliques und Rothschild'schen Losen. Der verschlossene Schenk hatte sich gegen Niemanden jemals über seine verborgenen Schätze ausgesprochen. — Weigl schien fast verlegen über den unerwarteten Zuwachs seines ohnehin nicht unbedeutenden Vermögens. Er bat mich, ihn statt des alten Schenk zum Freunde anzunehmen. Das war wohl nur eine Redensart!

Ich hatte dem Erben von der Oper erzählt. Weigl wollte das Manuscript sogleich durchsehen, die Arbeit „seines verewigten und hoch talentirten Freundes“ ergänzen, sie zu dessen Andenken zur Aufführung bringen. Ich sah Weigl

im Leben nicht wieder, nach ein paar Besuchen und Gegenbesuchen, vernahm auch nichts mehr von der Sache.

So hatten wir meinen alten lieben Lehrer zu Grabe getragen. Das Legat, welches mir zugefallen, ein Brodmann'sches Clavier mit schwarzen Unter- und weißen Obertasten, stellte sich merkwürdiger Weise als dasselbe heraus, welches vor Jahren zu Grillparzer's ersten Uebungen gedient hatte.

VI.

(Beamtenlaufbahn. — Shakspeare als Nahrungsquelle. — Leiden eines jungen Dramatikers. — Hinter den Coulissen.)

So leben wir ein Jeder,
Der von der Gans, der von der Feder!

Wenn ich im Gymnasium ein sogenannter fleißiger Student war, auch in den philosophisch-philologischen Classen nicht zurück blieb, so waren dagegen die juridisch-politischen Studien meinerseits nicht eben auf das Eifrigste betrieben, noch die Collegien besonders frequentirt worden. Nur unmittelbar vor dem Examen ging es immer heiß her! Durch vierzehn Tage, wohl auch die Nächte, wurde „gebüffelt", um die nöthigen „Eminenzen" zusammen zu raffen, deren ich bedurfte, um mein Stipendium nicht zu verlieren. Zufälliger Weise bestand ich besonders glänzend bei Professor Vincenz August Wagner, der auch sonst persönliches Wohlgefallen an mir gefunden hatte. Der lebhafte Mann, noch in den besten Jahren, tradirte Lehen-, Handels- und Wechselrecht, gerichtliches Verfahren und Geschäftsstyl, war zugleich der

Herausgeber der ersten österreichischen juridischen Zeitschrift. Leider daß mit ihm eine bedeutende wissenschaftliche Kraft frühzeitig verloren ging. — Der Antheil, den er an der Literatur überhaupt nahm, hatte ihn auf mich aufmerksam gemacht, der ich, noch als Student, mit der Uebersetzung mehrerer Shakspeare'schen Dramen debutirte, — ein kühnes Unternehmen, dessen in der Folge des Näheren erwähnt werden soll. — Als ich nun meine Zeugnisse bei dem Fachgelehrten abholte, sagte er mir vieles Schmeichelhafte, sowohl über meine Schriftstellerarbeit, wie über meine mündliche und schriftliche Prüfung, meinen Stil und meinen guten mündlichen Vortrag insbesondere betonend. Dabei verkannte aber der treffliche Mann meine etwaigen Anlagen so wie meine eigentliche Natur so sehr, daß er mir schließlich in Aussicht stellte, mich zu seinem Adjuncten annehmen zu wollen, nur müßt' ich mir erst den Doctorhut verschaffen. Dazu fehlten mir aber die Lust wie die Mittel. Ich lehnte daher gerührten Herzens ab — im Stillen verwundert und beschämt, wie sich der elegante Jurist durch mein zwar gut vorgetragenes, aber nur flüchtig und obenhin, ad hoc (des Examens) zusammen gestoppeltes Wissen zu meinem Gunsten und weit über mein Verdienst hatte täuschen lassen. — Auch ein anderer Plan, der meinem Wesen näher lag, mich um eine philologische Lehrkanzel zu bewerben, ließ keinen nahen Erfolg voraussehen — so erübrigte dem Mittel- und Gönnerlosen nichts, als in irgend ein Amt unterzukriechen!

Im August 1825 hatte ich mein Jus absolvirt — so war kein Hinderniß, die Beamtenlaufbahn anzutreten, zu welcher auch meine Angehörigen mich zu drängen suchten. Ich war lange unschlüssig, zögerte, wartete ab. Die Poesie

und das Burgtheater standen als Zukunftslockungen vor mir und Platen's Verse klangen mir im Ohr:

„Wandle Keiner, der den Dichter-Lorbeer tragen will davon,
Morgens zur Kanzlei mit Acten, Abends auf den Helikon!" —

Was hast Du zu eilen, ein Sclave zu werden! rief ich mir zu — Du bist jung und hast ein ganzes Leben vor Dir! —

So ging ich vorläufig noch nicht unter das Joch, sondern machte im Frühjahr 1826 mit einem Freunde eine Gebirgsreise nach Kärnten, Tirol und in das Salzkammergut. Ueber volle drei Monate trieb ich mich mit Bauern, Jägern, Verwaltern und Landpfarrern herum und kehrte gegen Herbst, gestärkt an Leib und Seele, doch mit ziemlich leeren Taschen nach dem heißen und staubigen Wien zurück.

„Gestern hab' ich mein Anstellungsdecret erhalten — es ist mir, als sollt' ich gehängt werden!" — Also steht zu lesen in meinem Tagebuch, unter'm 11. September 1826. Ich diente als Conceptspraktikant anfangs bei der n. ö. Regierung, dann beim Kreisamt V. U. W. W., legte die Prüfung ab für den Dienst als politischer Verwalter und für das Richteramt in „schweren Polizei-Uebertretungen", später auch die Finanz-Prüfung, trat zur Hofkammer über, und beendete meine Beamtenlaufbahn als Concipist der Lotto-Direction. Seit dem 13. März 1848 hatt' ich es verschworen, je ein Bureau wieder zu betreten. —

Als Student bezog ich meinen Unterhalt, mit Beihilfe eines bescheidenen Stipendiums, hauptsächlich durch „Stunden geben"; der junge Beamte, erst nach Jahren mit einem „Adjutum" von 400 Gulden bedacht, war genöthigt,

die pädagogische Robot fortzusetzen. Inzwischen hatte sich mir, schon während der letzten Studienjahre, eine andere, etwas ausgiebigere Nahrungsquelle eröffnet. Der Lithograph Trentsensky suchte mich nämlich zu einem allerdings gewagten literarischen Unternehmen anzuwerben. Keck, wie die Jugend ist, schlug ich ein! Es war eine Arbeit, von der man sich nicht nur anständig ernähren, sondern sich auch tüchtig daran üben, daran lernen konnte. Vorschüsse waren geleistet worden, die Vorarbeiten seit mehr als Jahr und Tag im Vereine mit Freunden und Genossen im stillen Fleiße vollbracht — nun sollte das Werk endlich in's Leben treten!

Im Mai 1824 hatten die Anschlagzettel der Wiener Shakspeare-Ausgabe an allen Straßenecken geprangt, und die Namen von unbekannten Studenten und angehenden Literaten dem des größten Dichters aller Zeiten beigesetzt, mochte wohl Manchem, der die Ankündigung las, fast wie Ironie erscheinen. Aber daran dachten wir kaum in unserer Uebersetzerwuth! Eilf Stücke waren in neuen metrischen Uebersetzungen zu liefern; auf mein Theil kamen: „Die beiden Edelleute von Verona", „Heinrich VIII.", „Troilus und Cressida", „Das Lustspiel der Irrungen", ein paar Acte von „Antonius und Cleopatra", dazu später noch die Gedichte. Der Rest wurde unter literarische Freunde wie Hermannsthal, Andreas Schumacher und Andere vertheilt. Wir Uebersetzer, wie auch Moriz Schwind, der die Vignetten zu zeichnen hatte, standen völlig im Solde Trentsensky's und erhielten jeden Samstag unsere Wochengage, gleich den übrigen Arbeitern der lithographischen Anstalt. Wir gingen übrigens mit aller Gewissenhaftigkeit und Pietät an unsere Arbeit, nur daß der Eine mehr in der Manier des

alten Voß mit derben Sprachquadern bauen wollte, der Andere es vorzog, gleich A. W. Schlegel lauter zarte linguistische Mosaiksteinchen sorgsam zusammenzufügen. So gab es häufig philologischen Streit bis auf's Messer, wir konnten nie völlig einig werden, und zuletzt übersetzte ein Jeder, wie ihm der Schnabel gewachsen war.

Wir hatten uns nach und nach so sehr in unsern Autor eingelebt, daß wir gar nicht mehr conversiren konnten, auch mit fremden Personen, ohne uns Shakspeare'scher Floskeln und der beliebten „Humours" zu bedienen, wie ihrerzeit — si parva licet componere magnis — Goethe mit Lenz und Genossen. Auch die Damen unseres Kreises wurden in diese Geheimsprache eingeweiht, und Trentsensky's geistreiche Schwester Therese wußte sich geschickt in den blühenden Unsinn zu fügen. Reichte ihr z. B. Einer von uns beim Nachtisch einen Apfel mit den Worten des Fähnrich Pistol: „So iß und sei fett, schönste Callipolis!" war sie nicht faul, flugs zu erwidern: „Kommt, gebt uns Sekt!" — „Gebt mir was Sekt!" jubelte der Chorus, worauf wir uns wacker zutranken. Wurden wir zu einem Diner oder auf einen Ball geladen, so lautete die Annahms-Floskel unweigerlich: „Sei's lebend oder todt, ich komme, wenn ich kann!"

Diese Schwänke gaben wohl auch Gelegenheit zu Mißverständnissen. So eines Tages, als wir bei Trentsensky zu Tische waren und der Bediente die Schüssel herumreichte, fragte ich pathetisch: „Ist das gemeiner phrygischer Lungenbraten?" — Trentsensky's Mama, die sich als Hausfrau beleidigt glaubte, erwiderte darauf in etwas gereiztem Tone: „Nein, das ist Rehbraten!" — „Also gemeiner phrygischer

Rehbraten!“ versetzte ich kaltblütig. Ein allgemeines Gelächter klärte die gutmüthige Dame auf, daß man ihre Küche durchaus nicht tadeln, sondern nur eine Shakspeare'sche Redensart habe anbringen wollen. Diese Spässe hatten aber auch ihre ernste Kehrseite. Man tappt nicht ungestraft jahrelang an einem großen Genie herum, welchem zugleich eine gewisse greifbare, zur Nachahmung anreizende äußere Manier nicht abzusprechen ist, an die man sich hält, und wenn man sie tant bien que mal nachäfft, Aehnliches producirt zu haben wähnt. Die Shakspearomanie, an welcher die deutsche Literatur eine geraume Zeit gelitten und welche an dem trefflichen Immermann wie an dem pathologisch-genialen Grabbe vorzugsweise zum Ausdrucke gelangte, ist noch immer nicht völlig überwunden — Zeuge dessen das Preislustspiel v. J. 1868, „Schach dem König“, welches Laube ganz richtig als eine „Shakspeare-Studie“ bezeichnet. Kein Zweifel, daß sich der junge Verfasser in sein großes Vorbild verbissen hatte, wie das bei mir vor einigen vierzig Jahren der Fall war.

So hatte ich im Jahre 1824 ein Lustspiel: „Die Geschwister von Nürnberg“, zu Stande gebracht, in Manier und Ton stark an die „Edelleute von Verona“ mahnend, von meinen damaligen Freunden und Genossen gepriesen, von Grillparzer und Schreyvogel mit Einschränkungen gelobt, doch jedenfalls, der lebendigen Bühne gegenüber, für lebensunfähig, für „unpraktisch“ erklärt, wie vieles Andere von meiner Mache.

In meinen Jünglingsjahren hatte mich nun eine wahre Verzweiflung ergriffen über meine endlos verfehlten Versuche, und ich bekam nicht übel Lust, Shakspeare, Tieck

und die gesammte Romantik über Bord zu werfen. Von der Uebersetzungs-Robot, die mir längst in der Seele zuwider geworden, war ich endlich im Laufe des Jahres 1825 befreit — ich legte das Original einstweilen beiseite.

Das Burgtheater, dem ich seit Jahren gegenüber gewohnt, schaute mich so einladend an. Wie aber auf die heißersehnten Bretter gelangen? Die Neuigkeiten von Deinhardstein, Töpfer, Frau v. Weissenthurn und Anderen wurden immer brühwarm auf die Bühne gebracht — standen sie denn gar so himmelhoch über meinen eigenen Versuchen, die der bärbeißige Dramaturg mit eiserner Consequenz zurückwies! Schreyvogel verlangt durchaus ein modernes Lustspiel — das läßt sich auch noch machen!

„Gebt ihr euch einmal für Poeten,
So commandirt die Poesie!“

Ein bürgerlich-häuslicher Stoff hatte mir längst vorgeschwebt. Ich las nun den halben Kotzebue eifrig durch, ging auch ein paarmal ins Theater, um mir den modernen Ton zu vergegenwärtigen und aufzufrischen, zugleich das Romantische aus den Gliedern zu bringen. Und so an's Werk! — Im Spätherbst 1826 lagen drei Acte des Lustspiels: „Leichtsinn aus Liebe“ fertig vor mir, die sich endlich der Billigung des Dramaturgen erfreuen durften. Im Februar 1827 war das mehrmals überarbeitete Stück glücklich zu Stande gekommen, und ich sollte damit in meinem fünfundzwanzigsten Lebensjahre auf die Bretter des Hofburgtheaters gelangen. Gleich hing mir der Himmel voll Geigen — die sich leider nur zu bald garstig verstimmten.

Schreyvogel, der ehrenwertheste Mann und mir insbesondere geneigt, war in Theatergeschäften äußerst ge-

wissenhaft und bedächtig. Das Erstlingswerk eines beinahe unbekannten jungen Dichters auf die Hofbühne zu bringen, sei keine Kleinigkeit, hieß es. Das Lustspiel war endlich im August unbeanständet von der Censur herabgelangt, aber auch im Herbst und Spätherbst war von der Aufführung nicht die Rede; ich wurde auf die nächste Fastenzeit vertröstet! Bis dahin sollte ich fasten? Denn es brannte mir längst auf den Nägeln. Die Shakspeare-Geldquelle war versiegt und als unbesoldeter Kreisamts-Praktikant war ich auf's neue genöthigt, mir meinen Unterhalt durch „Stunden geben“ zu verschaffen. So hatte ich längst auf das Honorar für die Komödie gerechnet, beinahe aber noch mehr auf eine Freikarte zum täglichen Besuche des Burgtheaters, wonach es mich zumeist sehnte. Beides sollte mir durch Grillparzer's Beihilfe zu Theil werden, wenn auch nur in beschränktem Maße. Ich erhielt nämlich im Verlaufe des Winters 1828 einen Honorarvorschuß, zugleich wurde mir die Erlaubniß ertheilt, mir in der Wohnung des obersten Kämmerers Grafen Czernin eine Freikarte abzuholen, die ich am nächsten Morgen immer wieder zurückbringen und durch den Kammerdiener Sr. Excellenz auf's neue anfragen sollte, ob die Benützung der Karte auch für den heutigen Tag hohen Ortes gestattet würde! Dieser Theaterbesuch „mit Hindernissen“ sagte mir wenig zu, und ich bediente mich der Karte nur bei bedeutenderen Vorstellungen.

Inzwischen war der Honorarvorschuß beiläufig aufgezehrt, dafür aber ein neues Lustspiel zu Stande gekommen: „Der Brautwerber“, in fünf Acten und in — Alexandrinern! Ich hatte das Stück zuerst meinem Gönner Grillparzer überbracht. Als ich ihn das nächstemal besuchte, ging

er mit offenen Armen auf mich zu, drückte mich auf's herzlichste an die Brust — er freue sich immer, wenn sich in unserem Oesterreich etwas Geistiges rege und rühre; bessere Alexandriner wären kaum jemals auf der deutschen Bühne gesprochen worden. (Der Rhythmus also war es, welcher den Dichter für das Stück eingenommen hatte, über dessen sonstige Mängel er leicht hinwegging.) Das Lustspiel müsse aufgeführt werden, behauptete er, denn es gehöre der Literatur an, wenn man sich auch von „Leichtsinn aus Liebe" vielleicht eine größere Theaterwirkung erwarten dürfe.

Grillparzer hat sein Lebenlang die Ansicht fest gehalten, daß ich den mit dem versificirten Lustspiel eingeschlagenen Weg niemals hätte verlassen sollen. Daß die Verse nicht übel waren, mochte ich mir ohne Unbescheidenheit selber zugestehen — aber ob das Publicum Geduld und Ausdauer genug besitzen würde, um das Reimgeklapper durch ein paar Stunden auszuhalten? Sowohl Hofrath Mosel als Theater-Director, wie Schreyvogel als Dramaturg glaubten übrigens für den Erfolg einstehen zu können, und so war von meinem Erstlingswerke weiter nicht mehr die Rede. Der „Brautwerber" wurde angenommen, censurirt, die Rollen ausgetheilt, die Leseprobe für April 1828 angesetzt. Nun aber fingen die eigentlichen Theaterleiden an! Löwe, der anfangs wenig Lust zeigte, die nicht eben bedeutende Liebhaber-Rolle zu übernehmen, ließ sich endlich erbitten, dagegen sandte seine Schwester, Madame Löwe, ihren Part einfach zurück. Sie spiele zwar das Fach der eleganten Anstandsdamen, allein zur Uebernahme einer Mutter-Rolle fühle sie sich durchaus nicht verpflichtet. Merkwürdig, daß diese Damen niemals älter, ja nicht ein-

mal so alt auf dem Theater erscheinen wollen, als sie wirklich sind!'

Auch Anschütz hatte nach langem Bedenken herausgefunden, daß der ihm zugemuthete Part für ihn nicht tauge; statt seiner wurde Koberwein gewählt. Zu gleicher Zeit eröffnete mir Schreyvogel, das Stück sei zu lang; von den mehr als 2000 Versen müßten etwa vierhundert weg — ich sollte mich ohne Zögern darüber machen! Ich war erst wie vom Donner gerührt, bekam aber bald eine wahre Streichwuth und wüthete zuletzt erbarmungslos gegen mein eigenes Fleisch.

Inzwischen wurde Madame Löwe's Weigerung im langsamen schriftlichen Geschäftswege verhandelt, doch stand eine glückliche Beilegung der Sache in Aussicht — allein ein neues Unglück! Madame Anschütz, damals noch die naive Liebhaberin, war nicht unbedenklich erkrankt, und zum Ueberflusse war meinem komischen Alten, Wilhelmi, ein Urlaub für den Monat Juni bewilligt worden. Unter diesen Verhältnissen hatte die Direction beschlossen, das Stück bis zum September hinauszuschieben. Quousque tandem!

Schreyvogel, der meine Entmuthigung sah, suchte mich zu trösten; wer auf's Hoftheater kommen wolle, müsse sich Einiges gefallen lassen! Uebrigens wolle man darauf antragen, daß ich einstweilen die „Hauskarte" und das Honorar bekäme — da geschah es aber, daß sich Graf Czernin, dermalen in Baden, den Fuß gebrochen hatte, wodurch alle Geschäftsanträge wegfielen.

Endlich, am 23. August, kam es zur Leseprobe, die mir nicht den günstigsten Eindruck hinterließ. Der Neuling hatte sich erwartet, die Damen und Herren würden ihre

Rollen völlig im Charakter con amore vortragen, in lebhafter Rede und Gegenrede, so daß sich trotz der mangelnden Action doch immerhin ein geistiges Bild des Ganzen dem aufmerksamen Zuhörer kundgäbe — statt dessen war ein schläfriges Herunterlesen, ein häufiges Stocken und Stottern, von raschem Einfallen keine Rede, auch wurden Worte wie Sätze bisweilen ohne Sinn vorgebracht, die Schreibfehler langsam verbessert, dadurch die einzelnen Scenen wie der Zusammenhang nur zu oft unterbrochen — kurz, man wußte nicht, woran man war, und mein Stück kam mir bei dieser höheren Buchstabir-Uebung geradewegs wie eine Schülerarbeit vor. In der Folge hatte ich mich an dieses summarische Leseverfahren gewöhnt, welches eigentlich zu nichts dient, als den Copisten zu controliren, und wobei die Darsteller der Hauptrollen häufig durch ihr Nichterscheinen glänzen.

Wie oft hatte der dienstthuende Regisseur die zarten Aeußerungen meiner weiblichen Heldin mit der Lorgnette herunterbuchstabiren müssen! Man gewöhnt's. Bisweilen las ich selber mit, und Freund Laube, ein Lesekünstler, ersetzte nicht ungern einen fehlenden Helden oder Intrigant.

Bei den Proben des „Brautwerbers" benahmen sich die Schauspieler äußerst gefällig und zuvorkommend, manche Scene wurde drei-, viermal wiederholt; die gefürchtete Madame Löwe erwies sich unermüdlich, den Versen wurde von allen Seiten ihr Recht angethan, Schreyvogel war ganz guter Dinge, lobte mich, wie seine Schauspieler, und ich selbst, der ich die Tage her vor Aufregung kaum einen Bissen hatte hinunterbringen können, noch in den letzten Nächten ein Auge zugethan, höchstens vom Auspfeifen geträumt, begann bei der Generalprobe etwas frischeren Muth

zu schöpfen. Endlich war der 5. September 1828, der Tag der ersten Aufführung, herangekommen.

Ich schlich im Dunkel durch die Straßen, kam erst auf die Bühne, als der halbe erste Act vorüber war. Ein eigenes Gefühl überkam mich, als ich die Verse vernahm! Du hast einen Unsinn gemacht, mußt' ich mir selber sagen. Schreyvogel zeigte sich zufrieden. Das Publicum hatte hin und wieder gelacht, einige artige Stellen wurden ziemlich lebhaft applaudirt. Doch fiel der Vorhang nach dem ersten Act, ohne daß sich ein Beifallszeichen vernehmen ließ. Ich schwankte zwischen den Coulissen herum. Die Schauspieler, die mich heute Vormittags auf der Generalprobe wie ein werdendes Genie behandelt hatten, schlüpften nun stumm an mir vorüber, nur daß mir der Eine oder der Andere ein flüchtiges und mitleidiges: „Nun, es geht ja!" oder: „Wird sich machen!" an den Kopf warf. „Wenn nur mehr Handlung wäre!" meinte ein Anderer, lobte aber die Sprache, die geistreichen Pointen. Inzwischen wurde der Einbläser über sein schlechtes Souffliren ausgezankt, ebenso der Requisiteur, der irgend einen nothwendigen Gegenstand erst im letzten Moment herbeigeschafft; dem Liebhaber saßen Frack und Halsbinde nicht zurecht, wofür der Ankleider einen „Dummkopf" bekam; die Damen wurden mit der Garderobe nicht fertig; die langen Zwischenacte sind gefährlich, Schreyvogel drängte, der Regisseur schrie herum — „fertig!" riefen endlich Ansager und Nachleser, die Klingel ertönt, der Vorhang erhebt sich zum zweitenmale.

Der zweite und dritte Act gaben ein ähnliches Resultat wie der erste. Ich ward nicht weiter beachtet. Auch Schreyvogel richtete kein Wort an mich. Die unbeschäftigten Schau-

spieler lagerten im Hintergrunde der Bühne, gähnten oder lasen die Zeitung, Andere gingen auf und ab und recapitulirten ihre Rollen. Eine kleine Gruppe schien im eifrigen Gespräch. Wovon kann die Rede sein, als von meinem Stück? Ich schlich in die Nähe und lauschte. Die jungen Leute hatten sich über ein Bierhaus für heute Abend und über eine „fesche" Landpartie für übermorgen, wo sie „frei" waren, „vereinbart." Nebstbei wurden Glossen gemacht über die gar zu jugendliche Toilette der Madame Löwe, zuletzt ein paar mehr als zweideutige Anekdoten erzählt, bis die Klingel auf's neue ertönte und Alles auseinanderstiebte, sich zum nahen Auftreten anschickte.

Der vierte Act fiel etwas besser aus, und einiger Applaus ertönte zum Schlusse. Die Damen und Herren gratulirten dem jungen Autor — aber es ging wohl nicht so recht vom Herzen.

Der Komiker (Wothe) zog mich beiseite. Seine Rolle sei charmant, versicherte er mich, aber zu kurz, nur eine Episode — ob sich nicht für die Wiederholungen etwas hinzufügen lasse? Jedenfalls sollte ich ihn das nächstemal besser bedenken.

Das nächstemal! Gibt es für mich ein nächstesmal? — Der fünfte Act, das Ganze erhielt — was man einen succès d'estime nennt — nach meiner Empfindung war's ein gelinder Durchfall.

Das Lustspiel wurde ein paarmal wiederholt, ich erschien aber nur mehr bei der zweiten Aufführung, in den letzten Acten, saß mit Schreyvogel auf der gewohnten Theaterbank hinter der ersten Coulisse, ließ das verfehlte Zeugs an mir vorübergehen. — „Warum haben wir statt

der verwünschten „Alexandriner“ nicht lieber die „Täuschungen“ aufgeführt?“ sagte ich zu dem Dramaturgen. — „Das ist nun nicht mehr zu ändern!“ versetzte dieser trocken, stand auf und verlor sich hinter den Coulissen, die Vorstellung eines Stückes für den nächsten Abend anordnend. Auf dem Theater geht's wie im Leben überhaupt! Was vorüber ist, ist vorüber, der Tag setzt sich fort und Niemand kümmert sich morgen um den, der gestern gestorben oder verdorben ist.

Die Kritik benahm sich wie immer, wo kein eigentlicher Erfolg vorliegt; die meisten Journale sprachen mir alles dramatische Talent ab, ein wohlmeinender Recensent rieth mir, mich zum „komischen Epos“ zu wenden. Um allem weiteren Gerede zu entgehen und meine bittere Empfindung loszuwerden, erbat ich mir vom Kreishauptmann einen Urlaub von einigen Wochen, die ich in der Brühl zubrachte, im Kreise der mir längst lieb gewordenen und liebenswürdigen Familie des Leopold v. Schmerling. Die Geselligkeit, die Jugend und der raisonnirende Leichtsinn des durchgefallenen Autors frischten ihn bald wieder auf, so daß er im October, den Kopf voll neuer dramatischer Pläne, in seine einsame Klause und in sein Kreisamt zurückkehrte.

Ich wollte die Scharte auswetzen, das Theater im Sturmschritte erobern.

So hatte ich unter Anderem ein fünfactiges Schauspiel — „Braut und Bräutigam“ — binnen drei Tagen zusammengestoppelt und Grillparzer die fingerfertige Arbeit noch am Abende des dritten Schöpfungstages brühwarm vorgelesen. Er sprach sich nicht ungünstig darüber aus, schrieb auch ein Scenarium auf, worin er mir Aenderungen vorschlug; doch warf ich die Arbeit bald wieder beiseite, fing

was Neues an. Die Schreibewuth hatte mich ergriffen. Im Jahre 1828 wurden nicht weniger als neun Stücke zu Stande gebracht, darunter „Der Musicus von Augsburg“ und die Anfänge eines „Fortunat.“

Von „Leichtsinn aus Liebe“ war seit lange nicht mehr die Rede. Im Sommer 1830 änderte und feilte ich zum letztenmale daran, reichte es auf's neue ein.

Endlich, am 12. Januar 1831 (am Vorabend meines Geburtstages und beiläufig fünf Jahre nach der ersten Ueberreichung), kam das Lustspiel auf die Bretter und behauptet sich dort seit vollen vierzig Jahen bis zur heutigen Stunde.

So sauer wurde es Einem gemacht, bevor man in das Heiligthum gelangte, dessen hoher Priester (der Oberstkämmerer) die Dichter nur wie dienende Brüder behandelte. Den Tempel selbst hielt er möglichst rein von aller Poesie — darum wurden auch die Stücke von Goethe und Schiller erst gehörig durchräuchert, das Herz wie alle edelsten dichterischen Eingeweide herausgenommen und verbrannt. Der Rest, mit der gewohnten scharfen Censurbeize zubereitet, ward dann den Logen, welche damals nie ein bürgerlicher Fuß betrat, als beliebte leichte Abendspeise vorgesetzt, um Verdauung und Schlaf des hohen Adels nicht zu hindern.

Das Volk bekam ab und zu einen liberalen „Tell“- oder „Egmont“-Brocken zugeworfen! Bei diesem theatralischen Götzendienst, welcher alles rein Menschliche und Natürliche fanatisch von sich wies, konnte weder Tragödie noch Komödie gedeihen. Ließ sich nun gar ein Dichter beikommen, einen patriotischen Stoff zu wählen, wie Grillparzer mit seinem „Ottokar“ es gewagt, so wurde das Anathem über

ihn ausgesprochen und sein Werk mit unerbittlicher Strenge aus dem aristokratisch-theatralischen Pantheon gewiesen.

Seitdem ist's etwas besser geworden, obschon die reichen Bankiers, die jetzt den Logenbesitz mit dem hohen Adel theilen, ebensowenig wie dieser in ihrer theatralischen Verdauung gestört werden wollen. Im Ganzen haben sich die Hoftheater beiläufig überlebt, so gut wie die Fabriken auf Staatskosten. Die Privaten arbeiten besser, rascher und wohlfeiler. Die deutsche Stadt Wien, wenn sie erst mit der Wasserleitungs-, Gas-, Donau-Regulirungs- und anderen Fragen fertig ist, würde daher wohl thun, ein großes Schauspielhaus zu bauen, einen würdigen und wahren Tempel für den Gottesdienst der deutschen Kunst.

Das Theater war bei uns jederzeit eine Capitals- und Lebensfrage. In der guten alten Zeit, als Kaiser Franz noch täglich sein Burgtheater besuchte, war das österreichische Gouvernement eine Art „Theatrokratie."

Ich kann diesen Artikel nicht schließen, ohne noch ein paar Worte über mich selbst, meine Versuche und Leistungen beizufügen.

Man hat mir häufig den Vorwurf gemacht, daß meine Lustspiele, vom „Liebesprotokoll", den „Bekenntnissen" und „Bürgerlich und Romantisch" bis auf die neueren: „Aus der Gesellschaft" und „Moderne Jugend" die Wiener Localfarbe mehr oder minder zur Schau trügen — ich leugne das nicht! Diese meine Art und Weise hat aber ihre Entschuldigung, vielmehr ihre Berechtigung. Die Lustspieldichter aller Zeiten, von Aristophanes, Terenz und Plautus bis auf den französischen Molière, den Dänen Holberg und den kleindeutschen Kotzebue haben dasselbe

gethan wie ich: sie haben ihre nächste Umgebung und darin ihre Zeit abgeschildert. Mit mehr oder weniger Genie — darauf kommt freilich Alles an! Wir sind eben Epigonen, und ein Schelm, der mehr gibt oder sich zu geben anstellt, als er hat! — Ich bin und bleibe Wiener mit Haut und Haar, und kann und will in meinen Lustspielen wie in den vorliegenden Skizzen schlechterdings nichts bringen, als die Anschauungen eines Deutsch-Oesterreichers, der unsere Zustände, wie sie ihm erscheinen, im Ernst und Scherz, sine ira et studio, wahrheitsgetreu darzustellen sich zur Aufgabe gemacht. Daß ich dabei das deutsche Gesammt-Vaterland, das gemeinsame Bildungs-Element immer und ewig im Auge behalte, versteht sich von selbst!

Ich empfinde mich nun einmal weit mehr als Landsmann Lessing's oder Goethe's, denn irgend eines „Wenzel" oder „Janos" oder sonst eines Menschen auf „inski", „icki" und „vich", mit denen mich ein politisches Schicksal zusammengeschweißt und die im Grunde so wenig mit mir zu schaffen haben wollen, als ich mit ihnen.

VII.

(Literarisches Zusammenleben in den 30er und 40er Jahren. — Grillparzer. — Raimund. — Anastasius Grün. — Nikolaus Lenau.)

Wem ihren Strahl die Freiheit einmal
durch's Herz gegossen,
Abfällt der nun und nimmer, trotz sond'rer
Kampfgenossen!
Nibelungen im Frack.

Mit Schwind, Schubert, Schober, Feuchtersleben und andern Gleichgesinnten innig und treu verbunden, hatte sich mir der Kreis, in welchem ich lebte und strebte, bald vergrößert und erweitert. An Anastasius Grün und Nikolaus Lenau erhielten wir einen neuen und reichen Zuwachs. Alle die jungen Männer, so Künstler als Schriftsteller, waren eben im Beginn ihres Wirkens, dabei in anregendem und lebhaftem Verkehr mit einander. Was ein Jeder schuf, wurde gegenseitig mitgetheilt, besprochen, wie auch neue Stoffe, Pläne und Hoffnungen der Zukunft. Des Censur- und sonstigen Geisteszwanges satt und übersatt, und seit der Juli-Revolution immer ungeduldiger, die Morgen-

röthe der neuen Aera über Oesterreich heraufbrechen zu sehen, fiel in dieser Richtung unter uns manches zündende Wort, welches bald in den „Spaziergängen eines Wiener Poeten“ seinen warmen und schönen Ausdruck finden sollte. —

Inzwischen hatten wir unser geselliges Hauptquartier in Neuner's „silbernem“ Kaffeehause in der Plankengasse so wie im Gasthause zum „Stern“ auf der Brandstatt aufgeschlagen. Grillparzer, Karajan, Witthauer (damals Redacteur der Modezeitung), Christian Wilhelm Huber (in der Folge General-Consul in Alexandria), der Hofschauspieler Schwarz (der berüchtigte Chalife der Ludlamshöhle) bildeten mit mir und dem jungen und überlustigen Alexander Baumann, wie auch anderen Freunden, den Kern der Haus- und Stamm-Gäste, die sich jeden Mittag und Abend zusammen fanden. Der gesellige Kreis vergrößerte sich aber bald und gewann durch das Hinzutreten von anderen Schriftstellern, auch Malern, Musikern, Schauspielern, einen immer mehr literarisch-artistischen Anstrich. Mehrere deutsche Journale brachten Artikel über den „Stern“ — nicht eben zu unserm Behagen, denn die Wiener Polizei konnte leicht aufmerksam auf den „Club“ werden, ihm das Schicksal der Ludlam bereiten. Doch hatten sich die Zeiten inzwischen geändert und so ließ man uns gewähren, auch später, nach dem Tode des Kaisers Franz, als sich der Oppositionsgeist in Wien immer mehr und mehr zu regen begann, der denn auch unter uns gehörig wucherte, sich im dahinrauschenden Gespräch so wie in Aufsätzen in Prosa und Versen kund gab. Dem alten lustigen harmlosen Wiener Leben widerfuhr dagegen nicht minder sein Recht, auch wechselten Scherz und Ernst, und

an lebhaft-geistreicher Mittheilung über Kunst und Literatur fehlte es nicht. Vor Allem war es Grillparzer, der mit Perlen des Geistes und Gemüthes nicht kargte, wie ihm auch in guter Stunde stets die schlagendsten Witzworte in Bereitschaft standen. Wie wir uns der Jahre, die er, der ältere Mann, mit uns zubrachte, in Freude und Dankbarkeit erinnern, so wird er auch gewiß seine treuen „Sterknianer" nicht vergessen haben. Ich schmeichle mir, daß ich ihm Einiges gegolten habe und bis zu seinem Lebensende galt — und mit welchem Wohlwollen, mit welcher Wärme und Liebe er meine ersten Jugendversuche aufgenommen, steht für immer in meiner Brust gegraben.

Im Verlaufe dieser Wiener Skizzen wird wohl noch öfter von Grillparzer die Rede sein — hier nur so viel, daß er damals als treuer Kumpan mit uns hielt, sich auch von keiner Kundgebung unserer bisweilen übermüthigen Geselligkeit ausschloß. So an den Sonntagen, Winter wie Sommer, wo gemeinschaftliche Landpartien unternommen, zur schönen Jahreszeit wohl auch auf ein paar Tage ausgedehnt wurden. Im festen Schnee bei Nußdorf ward gelegentlich ein Wettlauf beschlossen, wobei unser „Sapphokles Istrianus" (sein ludlamitischer Spitznamen) mitrennen mußte, er mochte wollen oder nicht! Im Sommer 1831 machte er sogar mit Karajan und mir eine Fußreise von der Brühl über Heiligenkreuz, Lilienfeld, Mariazell u. s. w. bis Aussee und Ischl. Von Weichselboden aus wurde der „Hochschwab" bestiegen, leider unter Nebel und Regengüssen und sonstigen Beschwerlichkeiten, wobei der tragische Dichter nicht sparsam in ein: „Sei's!" oder: „Liebster Jesus!" — (seine Lieblingsstoßseufzer) ausbrach. —

Ein häufiger Gast im „Stern“ war Ferdinand Raimund, dessen Talent wie Charakter Grillparzer überaus hoch hielt. Beide Dichter, auch in den feinen und nervös durchfurchten Gesichtszügen einander nicht unähnlich, waren zugleich echte Oesterreicher Naturen, nichts Gemachtes an ihnen, Alles einfach, wahr, Raimund mehr primitiv, ein wunderliches Gemisch von Naivem und Sentimentalem in seinem ganzen Wesen. Sein Humor war im Grunde harmlos, seine Scherze ab und zu kindlich; der tragische Grillparzer, weit schärfer in seiner Satyre, hatte dagegen einen aufmerksamen Blick für alles Lächerliche und Verkehrte. Das Sonnleitner'sche Blut floß in ihm. Grillparzer's Onkel von mütterlicher Seite war ein berühmter Wiener Witzbold; in dem Tragiker verdichtete sich der Spaß zur geistreichsten Ironie, die sich noch bis zu seinen letzten Tagen in Tausenden von Epigrammen Luft machte.

Eines Abends saß Raimund bis tief in die Nacht unter uns und gab seine Liebes- und Heirathsgeschichte mit Louise Gleich zum Besten. Das verehrte Publicum des Kasperl-Theaters, welches um das Verhältniß der Beiden wußte, hatte den beliebten Schauspieler und Dichter bei seinem jedesmaligen Auftreten so lange ausgezischt, bis dieser sich zuletzt entschloß, mit der Schönen zum Altar zu treten. Allein die Flitterwochen oder Monate waren bereits vor der Hochzeit genossen — und so konnte es nicht fehlen, daß der gemüthliche, verliebte, auch eifersüchtige Sonderling, mit der herzlosen Kokette verbunden, bald Höllenqualen auszustehen hatte. Die Details dieser wunderlichen Ehe müssen verschwiegen bleiben — Raimund's Darstellung des ganzen Verhältnisses, so wie gewisser Zwischenfälle, war geradewegs

hinreißend. Der Komiker gab uns Anekdoten preis, die das Zwergfell erschütterten, dann kamen wieder weiche und zarte Empfindungen dazwischen, eine wirklich erotische Poesie, die uns die Thränen in die Augen lockte, bis ein neuer Theater-Klatsch sie uns wieder abtrocknete. — Auch Raimund's erstes Auftreten im Leopoldstädter-Theater, nach seinem Rücktritt von der Josephstadt, wurde uns abgeschildert. Er spielte für seine Existenz, für seine ganze Zukunft, von dem heutigen Erfolg oder Miß-Erfolg hing Alles ab. Er war bereits als „Hamlet, Prinz von Tandelmarkt“ angekleidet, die Lampen waren angezündet, das Orchester stimmte — da wurde dem Gastspieler ein Brief mit schwarzem Siegel überbracht, der ihm den plötzlichen Tod einer damals heiß Geliebten meldete.

„Ich fing zu zittern an“ — erzählte Raimund — „die Coulissen drehten sich wie im Kreise herum, ich konnte kein Wort hervorbringen. Da, als der Regisseur das Zeichen zum Aufziehen des Vorhangs gab, schluckte ich ein Glas Limonade hinunter. Wie ich dann auftrat, anfangs verwirrtes Zeug schwatzte, statt der Knittelverse, das Publicum schon anfing unruhig zu werden, ich endlich doch in Zug kam, applaudirt wurde, hervorgerufen — es war mir Alles wie ein Traum, ist mir's noch! So war nun der miserable Hamlet als erster Komiker engagirt — aber seine arme Ophelia war todt, blieb todt!“ — So schloß der gemüthliche Raimund schmerzlich-lächelnd seine Erzählung.

Der leidenschaftliche Mensch hatte sich auch in früher Jugend, bei einem Theater in Ungarn engagirt, wegen einer Liebesgeschichte gelegentlich in die Raab gestürzt, war halbtodt herausgefischt worden.

Nach und nach hatten sich sämmtliche Wiener Schriftsteller häufig im „Stern“ eingefunden, Saphir ausgenommen, gegen welchen Grillparzer sein Veto einlegte, wobei ich ihm secundirte. — Graf Johann Mailáth legte seine merkwürdigen Gedächtnißproben ab, der unglückliche Michael Enk aus Mölk, den das traurige Klosterleben und die Quengeleien seiner Mitmönche nicht wenig herunter stimmten und schließlich in den Tod jagten, versäumte es nicht, sich von Zeit zu Zeit in dem Freundeskreise aufzufrischen, auch Anastasius Grün erfreute uns bisweilen aus Thurn am Hart mit seinem Zuspruch. Nur unser melancholischer Freund Lenau konnte kein rechtes Behagen unter uns finden, und nach ein paar tollen Abenden, an denen kein „zusammenhängendes Gespräch“ aufkommen wollte, wie er's liebte, hatte er sich für immer zurück gezogen. — Von Literaten sprachen sonst noch zu: Braun von Braunthal, L. A. Frankl, Castelli, Baron Schlechta, Draexler-Manfred, Gustav Frank, Franz von Schober, Marsano, Kaltenbaek und Andere.

Holtei kam in der Mitte der dreißiger Jahre nach Wien. Mit seiner zweiten liebenswürdigen Frau, einer gebornen Holzbecher, brachte er „Lorbeerbaum und Bettelstab“, die „Drillinge“, die „Wiener in Paris“ und andere seiner Sachen mit größtem Erfolge auf die Josephstädter-Bühne. Für die Geselligkeit war der Selbst-Biograph der „Vierzig Jahre“ und der Verfasser der „Vagabunden“ ein wahrer Schatz. Er hatte Tausende von Abenteuern erlebt, war unendlich mittheilsam und erzählte noch weit besser als er schrieb. In seiner Nähe stockte kein Gespräch und wenn

auch im Grunde ein elegischer Ton durch das Wesen des Schlesiers ging, so war er doch dabei jederzeit zu Scherzen und Possen aufgelegt, wie auch auf Landpartien und sonst die tollsten Streiche anzugeben immer bereit. Er wurde in den vierziger Jahren der Gründer des sogenannten „Soupiritums“, eines Ablegers der „Ludlam“, die sich bis zum heutigen Tage als „Gnomenhöhle“ fortpflanzt. Daß Holtei uns gelegentlich mit einem norddeutschen Weinpunsch bewirthete, wobei er die gesammte österreichische Literatur unter den Tisch trank, mag nebenbei erwähnt werden. —

Von der Wiener Gemüthlichkeit war sonst viel die Rede! Nun, zu meiner grünen Zeit waren noch Spuren davon aufzufinden. So hatte man uns längst ein wackeres Bürger- und Ehepaar angepriesen, Besitzer eines Gasthauses in der Herrengasse, dem ständischen Gebäude gegenüber; die guten Leute, versicherte man uns, würden sich's zur Ehre schätzen, wenn wir einmal bei ihnen einsprechen wollten. So wurden Grillparzer, ich und noch einige Poeten ab und zu dem fixen „Stern“ untreu und wir begaben uns in das schismatische Wirthshaus des Herrn Adelgeist. Man hatte uns die braven Wirthsleute nicht ohne Grund angerühmt! Wirth und Wirthin, stattliche Erscheinungen, hielten auf Ordnung, gute und rasche Bedienung, waren immer selbst bei der Hand, legten dabei ein höchst freundliches und zutrauliches Wesen an den Tag, ohne sich an- und aufzudrängen, es waren echte Bürgersleute vom alten guten Wiener Schlag. Daß sie aber für Schriftsteller und Künstler eine besondere Achtung hegten, ihnen übermäßigen Respect erwiesen, das war jedenfalls eine Wiener Ausnahme. Wir wurden wie eine Art höherer Wesen

behandelt, man konnte es dem Wirthe ansehen, wie schwer es ihm fiel, von uns Geld annehmen zu müssen. Die einzige Tochter der braven Leute, ein hübsches und blühendes Mädchen von siebzehn Jahren, bediente uns bei Tisch, in einem besonderen Zimmer, gemeinschaftlich mit Vater und Mutter. Den gewöhnlichen Gästen war die artige Kellnerin unnahbar. Wir waren bei Adelgeist's kaum warm geworden, als der Wirth mit höchst bescheidenen Manieren sich die Ehre ausbat, uns nächster Tage in seiner Privat-Wohnung mit einem kleinen Souper bewirthen zu dürfen. Herablassend wie Poeten sind, nahmen wir die Einladung an, die sich ein paarmal wiederholte. Die Hausleute waren über die Dichter entzückt, die wie die homerischen Helden aßen und tranken. Bei einem dieser Gelage, wobei der Champagner bis gegen drei Uhr Morgens nicht sparsam floß, fingen wir Alle in übermüthiger Laune zu tanzen an. Mir fiel die Haustochter zu, Grillparzer ergriff die stattliche Wirthin, die Lyriker und Dramatiker walzten miteinander, und ein übrig Gebliebener — der ernsthafte Witthauer, wenn ich nicht irre — hopste mit dem Hauspudel herum.

Im Ganzen hatte unser Hauswirth an uns Allen bisher schwerlich so viel verdient, als er bei diesem einzigen Festmahle d'rauf gehen ließ — und zwar mir zu Ehren, denn es war am Abend nach der ersten Aufführung der „Bekenntnisse" (am 8. Februar 1834). Marie Adelgeist beschenkte mich überdies mit einer hübschen Handarbeit und erbat sich dafür ein paar Verse in ihr Stammbuch. —

Unter diesen zeitweisen Schwänken und Tollheiten fehlte es auch nicht an ernsten Abenden und bedeutenden Mittheilungen, die häufig bis tief in die Nacht hinein währten

und zu denen ausgezeichnete fremde Besucher nicht selten ihr Scherflein beitrugen. So hatte Hofrath Martius aus München im Frühjahr 1834 bei uns zugesprochen, und uns an mehreren Abenden nicht nur über die Abenteuer seiner Brasilianer-Reise mit Spix auf das Trefflichste unterhalten, sondern uns auch sein System der ursprünglichen und secundären Vegetation in großen Umrissen so klar und lebendig auseinander gesetzt, wie man sich dessen nicht von einem jeden deutschen Gelehrten zu versehen hat.

Aber auch die neueste und modernste Literatur sollte ihr Besuchs-Contingent beitragen! Es war, denke ich, noch vor Martius' Erscheinen, daß ein paar junge Leute uns im „Stern" aufsuchten, ein blonder und ein schwarzer Jüngling, der Verfasser des „Maha Guru" und der Herausgeber des „jungen Europa", zwei seit Kurzem aufgetauchte Weltenstürmer und Schriftsteller, dem sogenannten „jungen Deutschland" angehörig — Karl Gutzkow und Heinrich Laube.

Die beiden revolutionären Genie's verweilten nur kurze Zeit in der Metropole des Polizeistaates par excellence, kamen auch meines Erinnerns kein zweites Mal in unsere literarische „Herberge der Gerechtigkeit". Einige Jahre darauf, zur Zeit, da Wolfgang Menzel als Denunciant gegen das junge Deutschland auftrat, wurden Gutzkow und Laube mit Wienbarg und Heine in Einen Topf geworfen, der Bann über sie ausgesprochen. Ein österreichisches Regierungs-Circular verbot ihre sämmtlichen, gegenwärtigen und zukünftigen Werke. Und wieder nach einer Reihe von Jahren finden wir den quondam Weltenstürmer Heinrich Laube als artistischen Director des k. k. Hof-

Burgtheaters! Doch hatte man ihm seine Jugendstreiche nicht völlig verziehen und eine zähe Hofpartei, die ihre Zeit abzuwarten versteht, wußte es dahin zu bringen, ihm seinen Posten zu verleiden. So zog das junge, inzwischen alt gewordene Europa wieder nach Leipzig zurück, von wannen es ausgegangen war.

Unser „Stern" aber hatte inzwischen seinen Höhepunkt erreicht, von da an geht's in jedem geselligen Kreise abwärts, bis der Glanz völlig verlischt. Der gute Raimund, der treffliche Enk hatten ein trauriges Ende gefunden, der urgesellige Holtei war für längere Zeit aus Wien geschieden, und Grillparzer, der seit Jahren treu zu uns und mit uns gehalten, zog sich plötzlich zurück. Der Mißerfolg seines Lustspiels: „Weh' dem, der lügt" hatte ihn verstimmt, und so verbittert, daß er jede Geselligkeit, jeden vertraulichern Umgang scheute und mied. So verlor er sich aus unserm Kreise und man hat nicht immer den Muth, ihn in seiner Klause aufzusuchen. Adler und große Genie's horsten gern einsam. —

Ein inniges Zusammenhalten von Schriftstellern und Künstlern, wie das eben geschilderte aus der alten naiven Wiener Zeit, ist heut zu Tage bei dem Journal- und Parteigetriebe kaum denkbar. An Parteien fehlte es zwar auch damals nicht, doch war es nur Einer vergönnt, sich zu rühren — die honneten Leute mußten schweigen, wenn das „System" in seinen beiden Leib-Journalen, der „Wiener-Zeitung" und dem „Oesterreichischen Beobachter" von Zeit zu Zeit versichern ließ, wie Alles in der Welt, besonders in der österreichischen, so ganz vortrefflich stünde! Bäuerle

mit seiner „Theater-Zeitung“ durfte als Neben-Lobhudler fungiren.

„'s gibt nur Ein' Kaiserstadt,
's gibt nur Ein Wien!“

war die Parole des Tages. Das dicke Wien mit seinem Strauß-, Lanner- und Sperl-Dusel und dem Scholz- und Nestroy-Cultus bekümmerte sich auch blutwenig um öffentliche Dinge. Erst mit den Juli-Tagen kam die Peripetie. Das Glück der „Augsburger-Allgemeinen“ datirt von daher. Die österreichische Regierung benützte das Volks-Vertrauen zu der, gelegentlich liberal schillernden Zeitung, und ließ durch ihre Seiden die öffentliche Meinung in dem Journal des Herrn von Cotta gehörig bearbeiten. Auch Saphir ist nicht zu vergessen, der mit seinem „Humorist“ gleichfalls in das Regierungshorn stieß und ab und zu Allarm-Signale gegen uns liberale Schriftsteller erschallen ließ. Da aber der Werke meiner Freunde Auersperg und Lenau in keinem Wiener Journale erwähnt werden durfte (es war nicht einmal erlaubt, ihre Pseudonymen A. Grün und N. Lenau in österreichischer Druckerschwärze erscheinen zu lassen), so ließ man die Schreibehunde auf mich los, zur Strafe, weil ich mit den verpönten Schriftstellern zusammen hielt. Ich war also eine Art „Prügelknabe“ für meine literarischen Genossen, und Bäuerle und Saphir gewissermaßen die offiziösen Vollstrecker der mir zubecretirten Schläge. —

Ich kenne Niemanden, der sich von seinen Jünglingsjahren bis in das volle Mannesalter so vollkommen selber gleich geblieben wäre, als Anton Alexander Graf Auersperg. Eine kräftige Natur, gesund an Leib und Seele, als geborner Krainer auch mit der nöthigen Ausdauer und

Zähigkeit ausgerüstet, trieb er seine Studien mit Ernst und Fleiß und opferte der Muse anfangs nur schüchtern und insgeheim, gleich dem Verfasser der „Griseldis.“ Einzelne Gedichte, die „Blätter der Liebe“ und Anderes, tauchten als verschämte Erstlinge auf; „Der letzte Ritter“ hatte seinem Verfasser bereits einen hübschen Namen verschafft. Als die „Spaziergänge eines Wiener Poeten“ erschienen, die Vorstrahlen der in Oesterreich hereinbrechenden Freiheitssonne, da rieth man auf Diesen und Jenen. Der junge Dichter, verschlossen, sogar etwas schroff, wenig gesellig, nur unter Freunden aufthauend, ging zwischen den Hin- und Herrathenden still und schweigsam herum, und als zuletzt das Incognito nicht länger aufrechtzuhalten war, nahm er die Ruhmeskränze, die ihm jetzt und später reichlich zufielen, bescheiden hin, beinahe verlegen, und ließ sich durch nichts aus seinem männlichen Geleise bringen. Nur die Verfolgungen von Seite der Polizei machten ihn ärgerlich und verleideten ihm Wien, für das er sonst immer eine Vorliebe gehegt. Eine zeitlang dachte er sogar an Auswanderung. Inzwischen ging er auf Reisen, nach Frankreich, Italien, England und zog sich schließlich auf sein Thurn am Hart zurück, wo er seine Aecker, aber auch die „Rosen“ pflegte, die in allen seinen Gedichten eine so große Rolle spielen. Drei- oder viermal im Jahre kam er übrigens immer nach Wien, wo er gewissenhaft niemals versäumte, jeden der Freunde besonders aufzusuchen. Wir waren mündlich und schriftlich stets im Zusammenhange geblieben, auch nach seiner Verheiratung mit Marie Comtesse Attems.

Nach Jahren, bei einem Besuche in Thurn am Hart, überzeugte ich mich von den glücklichen häuslichen Verhält-

nissen meines Freundes, sowie von dem Ernst und der Tüchtigkeit des Poeten, womit er sein Gut verwaltete, sein Eigen überhaupt als tüchtiger Haushalter zusammenhielt, vormundschaftliche und andere Geschäfts-Angelegenheiten besorgte. Dabei schlummerte seine Muse nicht, und der Name Anastasius Grün wurde immer gefeierter — die Vaterfreude aber, den Namen Auersperg in einem frischen und lebhaften Jungen fortzusetzen, wurde dem Dichter erst spät zu Theil.

Bei der Bewegung des Jahres 1848, welche uns Andere wohl über uns selbst und gelegentlich über alle Schranken hinaushob, bewies der Graf, Gutsbesitzer und Dichter denselben Mannesmuth und Freisinn wie bisher nicht mehr, nicht minder — aber auch dasselbe Pflichtgefühl. Er verließ Gattin, Haus, Hof und Herd, um zuerst im Frankfurter Parlamente die Stelle im linken Centrum einzunehmen und im liberalen und großdeutschen Sinne zu stimmen, wie es seiner Natur gemäß war. Die Bezeichnung „alt-liberal" wurde wohl auch zu Zeiten als Schimpfwort angewendet — eigentlich bedeutet es aber doch das einzig Vernünftige und Mögliche, obwohl auch eine radicale und äußerste Partei als Stachel und zur Ausgleichung des Ganzen ihre praktische Seite haben dürfte. Radicalcuren sind sogar ab und zu nothwendig. Die Zeiten Schwarzenberg's und Bach's, der Reaction und des Concordats fanden den Grafen Auersperg als Gegner wie uns Alle.

Ich wiederhole es: mein Freund ist vom Anfang seiner Laufbahn bis zum heutigen Tage sich selber gleich geblieben — das Beste, was er thun konnte! Ich werde des Mannes im Verlaufe dieser Memoiren noch öfter zu

erwähnen haben, auch bei Schilderung der Märztage und einer Art Don-Quixote-Zuges, den ich nach Hofe unternahm und bei welchem mir der Freund als fidus Achates zur Seite stand. —

N. Lenau und A. Grün, die poetischen Dioskuren Oesterreichs, waren durch geraume Zeit die gefeiertsten Dichternamen in ganz Deutschland, und Lenau's melancholische Lyraklänge fanden auch an den Ufern der Themse ihren Widerhall. Beide Dichter, ein jeder in seiner Weise, kämpften zugleich für die geistige Freiheit — natürlich, daß sich das „österreichische System“ darüber erboste. Niembsch war jedoch in der angenehmen Lage, den Quängeleien der Wiener Polizei seine magyarische Nationalität als unnahbaren Schild entgegenhalten zu können. Die beiden schnell berühmt gewordenen Dichter waren sich zugleich traute Freunde und Genossen. Obwohl mich Naturell und Neigung mehr zu dem lebenskräftigen Dichter des „letzten Ritters“ zogen, dem selbst ein gewisser Humor nicht fehlte, so hatte doch auch der ernste und grübelnde Schöpfer des „Savonarola“ meinen Antheil in nicht geringem Maße geweckt. Jugend und geistiges, wenn auch nicht geradewegs verwandtes Streben sind rasche Bindungsmittel, und so hielten wir Drei bald fest zu einander.

Mit Niembsch war ein eigener Verkehr. Er war durchaus nicht ungesellig, und zeitweise auch zu Scherz und Possen aufgelegt, wie wir anderen Sterblichen; aber mitten in der Fröhlichkeit, im Gasthause oder sonst, verstummte er plötzlich, stierte in die Luft oder in's Trinkglas, in sich versenkt — oder er fuhr auf, wendete sich an mich oder sonst

einen Freund: „Bruder, wollen wir nicht lieber ein zusammenhängendes Gespräch führen?“ Bisweilen gingen wir auf seine Wünsche ein, und Literatur wie Politik wurden wohl bis in die tiefe Nacht hinein durchgesprochen; waren wir aber nicht in der Stimmung, lachten wir über seine Anforderung und fuhren fort, Witze zu machen, so ließ er es geschehen und konnte herzlich mitlachen. Unter seine näheren Freunde gehörte auch Dessauer, dessen melancholische Lieder ihn besonders anzogen, wie der dichterische Alexander Graf v. Würtemberg. In Dessauer, auch meinem alten Freunde, fand Lenau zugleich eine Natur, die ihm zusagen mußte, das ihm ähnliche, innige und sinnige Element; Beide waren zum Grübeln geneigt, schwärmten philosophisch und musikalisch mit einander — nur daß der Compositeur den häufig wilden und brausenden Poeten durch das Zarte, Weiche, beinahe Weibliche, das in seinem Wesen liegt, nicht selten glücklich zu beschwichtigen verstand. Alexander v. Würtemberg war einer der feurigsten Verehrer Lenau's, ihm zugleich in manchem pathologischen Zuge verwandt. Man kann sagen, daß die beiden Dichter schon in der Jugend den Keim des Todes in sich trugen. Alexander litt an einem dumpfen, fast unaufhörlichen Kopfschmerz. Bei Tische klagte er mir eines Tages, daß ihn sein Leiden heute besonders quäle. Er habe nun einmal das „Wespennest“ im Haupte! Ich hielt das für eine Redefigur, wurde aber allen Ernstes belehrt, daß sich unfigürliche und wirkliche Wespen in dem Kopfe des schwäbischen Grafen angesiedelt, so gut wie die Poltergeister im Hause des gemüthlichen Justinus Kerner frei ein- und ausgehen mochten. Ich nahm die Aufklärung über die Wespen schweigend hin, ohne mir einen

Witz darüber zu gestatten, da auch Lenau an das Wespennest seines Freundes unbedenklich zu glauben schien.

Beiden Männern wohnte eine besondere Zartheit des Gemüthes inne. Ich erinnere mich, daß sie, als ich in einem literarischen Kreise mein Lustspiel: „Der Vater“ vorlas, der munteren und leichten Arbeit zwar im Ganzen ihren Beifall nicht versagten, allein gewisse sittliche Bedenken äußerten über die Figur einer koketten Putzmacherin, welche von dem Herrn Papa den Auftrag erhält, seinen Neuling von Söhnchen gewissermaßen zur Liebe vorzubereiten. Wie würden die strengen Moralisten erst in Schrecken gerathen sein über die dramatischen Erzeugnisse unserer Tage, so des Monsieur Dumas fils und eines Victorien Sardou! — Ein anderes meiner Lustspiele: „Industrie und Herz“, fand mehr Gnade vor den Augen meines rigorosen Freundes; er erbat sich sogar das Manuscript, um es in einer ihm besonders nahestehenden Familie vorzulesen.

Niembsch liebte ernstes Gespräch, und was er selber zur Unterhaltung beitrug, war nie ohne Bedeutung, sowohl dem Inhalte als dem Ausdrucke nach. Seine Lieblings-Lectüre war übrigens mehr eine philosophisch-theologische, als die historische oder poetische. Ich zweifle beinahe, ob er Shakspeare und Goethe genau und in allen ihren Werken kannte. Zu „Savonarola“ machte er wohl ziemlich ausführliche historische Studien, aber auch theologische, die ihn überwältigten, so daß ihm die geschichtlichen Gestalten in ein gewisses mystisches Dunkel gehüllt, wie im Hohlspiegel, vor's Auge traten. Er wurde ernstlich böse, als ich ihn vor der gefährlichen Mystik und insbesondere vor dem Umgang mit einem schwedischen Theologen warnte, mit welchem er sich in

die Irrgänge der Scholastik zu vertiefen liebte. „Das verstehst du nicht“ — brauste er auf — „dafür bist Du zu leichtsinnig!“ — „Und Du, lieber Freund, etwas zu schwerfällig, um das helle Leben der Mediciäer naturgetreu zu schildern. Du hast nur deine Symbole im Kopfe, Dir fehlt der eigentliche historische Blick und Sinn, wie er zum Beispiel unserem Freunde Auersperg innewohnt.“

Lenau sah mich groß an. „Du magst vielleicht Recht haben, Bruder“, sagte er nach einigem Nachdenken, „aber ein jeder Vogel singt nach seinem Schnabel.“ —

Unter seine Lieblingsschriftsteller gehörte Franz von Baader, dessen Ausspruch: „beim Teufel seien Licht und Wärme getrennt, er sei kaltes Licht und finstere Wärme“ — er nicht oft genug citiren konnte. —

Als Einer der literarischen deutschen Stimmführer in den dreißiger Jahren Wien besuchen kam und wir ihm, mehr als nöthig, die Honneurs machten, äußerte sich Lenau verdrießlich: „Was soll uns das literarische Mastschwein? Bald kommt ein anderes, das vielleicht noch mehr gelehrten Speck ansetzt! Die Deutschen müssen immer so einen Popanz als Flügelmann haben, schon von Gottschedt's Zeiten her, bis ein neuer Leithammel kommt, der den alten verdrängt.“ — Freund Lenau hatte richtig prophezeit. Dem grobschrotigen Wesen Menzel's machte das noch weit gröbere „junge Deutschland“ ein rasches Ende. Der kritische Zuchtmeister aus Stuttgart hatte aber nicht übel Lust bekommen, den Aufenthalt in dem nüchternen und etwas langweiligen Schwabenland mit der genußreicheren Existenz in dem fetten Phäakien zu vertauschen. Man behauptete auch damals, der

Mann habe in dieser Absicht insgeheim bei Metternich angeklopft. Der Fürst Staatskanzler, der sich um einheimische Schriftsteller nicht im Geringsten bekümmerte, hatte es in seiner Gewohnheit, zureisende deutsche Literaten von einigem Namen freundlich zu empfangen, auch ihren freisinnigen Aeußerungen ein geneigtes Ohr zu leihen, obwohl er ihnen dabei insgeheim an den Zahn zu fühlen verstand. War ihr Liberalismus echtfärbig, so erfolgte eine Schluß-Einladung zum Diner und damit war der Brutus abgefertigt. Dagegen hat es das österreichische System niemals verschmäht, „ausgerauchte" Liberale von Zeit zu Zeit in seinen Dienst zu ziehen, wie man ja auch ehemalige Spitzbuben als Polizei-Spitzeln zu verwenden pflegte. So bekam der übel berüchtigte Groß-Hoffinger die Bewilligung, in Wien seinen schmählichen „Adler" zu gründen. Die hofräthlichen Wiener-Anstellungen von Gentz und Adam Müller bis auf Jarke, Hurter, Bernard Meyer u. s. w. liefern übrigens den Beweis, daß auch bedeutendere Männer, freilich von mehr Talent als Charakter, nicht immer stark genug sind, den österreichischen Syrenen-Lockungen aus dem Universal-Kameral-Zahlamte zu widerstehen; daß man aber in der Folge sogar einen untergeordneten Börsenspeculanten zum Hofrath gemacht, das konnte nur unter dem Sistirungs-Ministerium geschehen — das System Franz-Metternich hielt zu sehr auf Anstand, um sich zu einer solchen Brutalität hinreißen zu lassen. —

Menzel erhielt keinen Antrag, in österreichische Staatsdienste zu treten. Vielleicht war die Gesinnung des künftigen „Franzosenfressers" damals noch nicht lauter und geläutert genug dafür! —

Lenau's Lebensweise war in keiner Hinsicht zu loben. Er lag halbe Tage im Bette, rauchte die stärksten Cigarren ohne Unterbrechung, trank schwarzen Kaffee dazu, was ihm, da er auch niemals freiwillig Bewegung machte, nach und nach die Eßlust gänzlich benahm. Goethe's Ausspruch in der „Pandora“:

— „aller Fleiß, der männlich schätzenswertheste,
Ist morgendlich —“

hatte unserem Freunde wohl niemals vorgeschwebt, der es nur liebte, bei nervenanspannender Nachtwache seine Phantasie walten zu lassen, in welcher die Zigeuner und ausgebalgten Geier die Stelle der Rosen von A. Grün vertraten; auch wurden die gewuchtig klingenden Verse nicht immer mit Leichtigkeit auf dem poetischen Amboß geschmiedet. Nichts ist gefährlicher als ein allzu glänzender Erfolg, und Achim v. Arnim's Bemerkung: „Das eigene Werk und die eigene Kunst gibt Ueberdruß; jenes, wenn es fertig und zu steigender Erfindung verpflichtet, diese, wenn wir über sie sprechen sollen“ — ließ sich vollkommen auf Lenau anwenden. Er wollte sich mit jedem neuen Werke überbieten — das ließ ihn nicht zu Ruhe und Rast kommen; er duldete keinen Einspruch gegen irgend eine seiner Schöpfungen, vertheidigte seine poetischen Kinder, auch die minder gerathenen, wie die Löwin ihr Junges, und so mußte ihn auch die Art und Weise, in welcher sich Menzel und Gutzkow über seinen „Faust“ aussprachen, in gelinde Verzweiflung bringen. Daß die Frauen den Sänger des „Weltschmerzes“ besonders begünstigten, ist wohl begreiflich; auch war es eine Frau, deren Verehrung für ihn grenzenlos war, in deren geistiger Hingabe wie in ihrem Wesen, ihrer ganzen Persönlichkeit er

seine höchste Befriedigung gefunden hatte. Die ganze Familie dieser Dame war zugleich gewohnt, den Dichter als den eigentlichen Mittelpunkt ihres geselligen und gemüthlichen Seins zu betrachten und danach zu behandeln, ihm auch alle äußere Behaglichkeit und Bequemlichkeit zu verschaffen, jede seiner Launen nicht nur zu befriedigen, sondern sie zu errathen und ihnen zuvorzukommen, was dem Gefeierten nicht eben unangenehm war. Auch in Stuttgart, wohin er sich häufig begab, erwartete ihn ein ähnliches, poetenbegeistertes Haus, das er wie sein eigenes ansehen durfte. Bei solcher Verzärtelung von Seite seiner Verehrer und Verehrerinnen, die jedes rauhe Lüftchen von ihm abzuwehren sich bemühten, mochte es kein Wunder nehmen, wenn er sich einer Art Quietismus ergab und der Anbetung, die man ihm angedeihen ließ, kein unübersteigliches Hinderniß in den Weg legte. Der Umgang mit den Freunden wurde demungeachtet fortwährend unterhalten, nur ließ sich der contemplative und etwas bequeme Poet äußerst selten dazu bewegen, an unseren großen Fußtouren theilzunehmen, die wir leidenschaftlich betrieben. Ein einzigesmal konnten wir ihn zu einem derlei Ausfluge bewegen, welcher glücklicherweise im Wagen begann und woran auch A. Grün theilnahm. Wir fuhren nach Mauerbach nnd wollten von da aus den Tulbinger Kogel besteigen. Im Gasthause wurde ein Mittagsmal bestellt — dann flugs auf die Beine! Wir waren kaum ein paar hundert Schritte gewandert, als mein guter Niembsch innehielt. „Da ist ein prächtiger Baum“ — sagte er — „wie wär's, wenn wir im Schatten ein wenig ausruhten?“ — Es geschah nach seinem Willen, und der Freund hatte nicht übel Lust, ein „zusammenhängendes Gespräch“ ein-

zuleiten, allein meine Ungeduld trieb vorwärts. Die Andern sprangen auf — nur Einer blieb liegen. „Bruder“ — flehte er mich wie wehmüthig an — „laß mich da — ich erwarte euch!“ — Alle Einwendungen waren vergebens; er blieb liegen. Und als wir nach mehreren Stunden wiederkamen, lag er noch auf demselben Flecke, still vor sich dahinbrütend. Es wohnte ein Stück der melancholischen Puszta-Einsamkeit in dieser Poetenseele! —

Niembsch wurde zuweilen von Heiratsgedanken überschlichen, und er war vielleicht nahe daran, die geistreiche Caroline Unger heim zu führen, was zu Beider Wohl unterblieb. Ich glaube überhaupt nicht, daß der grübelnde Dichter zur Ehe geeignet war, und wenn er an Heirat dachte, so leitete ihn vielleicht eine Art Instinct, sich von den Fesseln jenes metaphysischen Verhältnisses zu befreien, welches mehr auf ihm lastete, als ihm wol selber deutlich war. Plötzlich, im Hochsommer 1844, hieß es, er sei Bräutigam.

Ich erschrack über die Nachricht, noch mehr über den Freund, als er nach Wien kam und eine gewisse kindliche oder soll ich sagen kindische Bräutigamsseligkeit zur Schau trug. Die Wogen des Liberalismus schlugen damals bereits hoch auf in Oesterreich; wir dachten an nichts als an die ständische Opposition, die sich mächtig zu rühren begann, schmiedeten Artikel in die „Grenzboten“, träumten von Preßfreiheit, ich hatte überdies bereits einen „Deutschen Krieger“ in petto — und nun kommt uns Einer, der an alledem keinen Antheil nimmt, uns dagegen sein künftiges häusliches Glück ausmalt, die Zimmer-Einrichtung beschreibt bis auf die Möbel und Fenstervorhänge, der von den Reizen und dem poetischen Gemüthe seiner Braut schwärmt — kurz, eine

Geßner'sche Idylle mitten in der Epopöe, die sich uns bereits aufzurollen schien! Wir ließen den Schwärmer laufen. Er reiste ab — und bald kam die Kunde der tragischen Katastrophe in Stuttgart!

Das Jahr darauf, nach meiner Rückkehr von London und Paris, kam ich über Stuttgart und besuchte den Schauspieler Moriz, der mich nach Winnenden begleitete. Der Vorsteher der Anstalt, Doctor und Hofrath Zeller, empfing mich mit der Bemerkung, es sei schade, daß ich nicht einen Tag früher gekommen — gestern habe sich der Kranke vortrefflich befunden, heute sei er etwas unruhig. Er habe übrigens von meinem Besuche gehört und freue sich darauf. Wir wurden sonach in seine Zelle geführt. Wir treten ein. Niembsch ruft mich an: „Ah, Bauernfeld!“ und umarmt mich. — Er ist stärker geworden, seine Haltung kräftiger, die Gesichtsfarbe gesünder, das Auge feurig, aber wilder, unheimlicher als sonst; der lange Bart, die weite flatternde Blouse geben ihm das Ansehen, als wäre er in einer Art Costüme — er ist schön wie Tasso. — Wir waren in Begleitung des Arztes gekommen und fanden den Wärter bei dem Kranken; dieser machte die Honneurs seines Zimmers und rückte Stühle zurecht. Im Gespräch verwirrte er sich bald, sprang von einem Gegenstande auf den andern, lachte auch viel, was immer seine Gewohnheit war, unterbrach sich selber mitten in einem Satze, auch lateinische Floskeln von natura naturans und natura naturata und dergleichen wurden ohne eigentlichen Zusammenhang dazwischen vorgebracht. — Er führte mich ans Fenster. „Siehst du den schönen Thurm?“ sagte er. „Da drinnen hausen Geister“ — setzte er geheimnißvoll hinzu. „Ja Geister — Gespenster — spectra!“ —

Hierauf wieder ein lautes Lachen. Ich gab ihm eine Cigarre, er rauchte, schien etwas ruhiger geworden, und so gingen wir in den Garten. Ich wandelte eine zeitlang Arm in Arm mit ihm, sprach von unbedeutenden Dingen, suchte ihn bei der Stange zu halten. Da er sich des Neuner'schen Kaffeehauses, sowie unseres Gasthofes „zur Stadt Frankfurt" mit Vergnügen zu erinnern schien, so lenkte ich das Gespräch nach und nach auf Personen, die ihm werth waren, wie A. Grün und Dessauer; er äußerte einigen Antheil, der aber bald wieder verschwand und sich mit Unsinnsbildern untermischte. Er sang oder summte dazwischen, mit tiefer Baßstimme, immer lauter, unheimlicher; dann pflückte er Blumen, gab sie abwechselnd mir und Moriz. Dem Letzteren überreichte er auch ein Blatt und einen dürren Zweig mit den Worten: „Diese Bekanntschaft danke ich Ihnen." Er brach unreife Aepfel ab, wovon er mir einen schenkte; er biß auch in die saure Frucht, und als ich ihn abhalten wollte, meinte Hofrath Zeller, das schade ihm nicht, wirke sogar günstig bei seiner Constitution — er esse übrigens viel und mit Appetit.

Im Gespräche wurde auch jener Frau erwähnt, für welche Lenau eine so große Verehrung hegte. Er selbst nannte ihren Namen zuerst und sagte zu mir halb lachend: „Ich weiß, du hast was gegen sie — auch gegen mich — aber ein reines Verhältniß, Bruder, ein reines Verhältniß! Sie ist ausgezeichnet, sag' ich dir, ausgezeichnet! Und so gebildet, so gut — (laut lachend) und sie spricht vortrefflich Französisch." — Darauf, zu Moriz gewendet, der ihm als Schauspieler vorgestellt worden: „Ich werde auf dem Stuttgarter Theater den Verrina spielen — die Stuttgarter werden sich wundern!" — Hierauf wieder eine laute Lache. Auch einige ungarische

Erinnerungen mischten sich bei, sowie Ideen von Kampf und Schlacht. Wir kamen zu einer Schaukel, der Doctor schaukelte ihn. Er sang — seine Miene bekam einen immer wilderen Ausdruck, sein Singen wurde ein Brüllen — es war beinahe schauerlich, trotz des sonoren und kräftigen Organs. Der Doctor hieß ihn aus der Schaukel steigen, es thue ihm nicht gut. Der Kranke gehorchte ohne Widerspruch. Kein Zweifel, mein Besuch hatte ihn aufgeregt — ich flüsterte das dem Hofrathe Zeller zu, welcher meine Meinung theilte. Wir blieben hinter den Bäumen zurück; der Patient, der wieder laut zu singen begonnen, wurde von dem Assistenten in seine Zelle zurückgeführt.

Was ich selber gesehen und erfahren, so wie was mir Aerzte und Wärter der Anstalt, die ich befragte, an Details mitgetheilt, ließ mich wenig Hoffnung für unsern Kranken schöpfen. Dr. Zeller war anderer Ansicht. Der Ausgang sei freilich immer ungewiß, meinte er, aber er hoffe den Dichter zu heilen. In ruhiger Zeit äußere dieser die scharfsinnigsten Gedanken, spreche auch milde über Personen, nur äußerst strenge über Literatur und mit höchster Präcision, wobei es an den erhabensten Ideen nicht fehle. Erst unlängst habe er sich geäußert: „sein Zustand sei ihm zum Heile geworden, denn er habe nun einen persönlichen Gott gewonnen“. Er bat auch seinen Arzt, „er möchte die Geduld nicht verlieren, er werde gewiß genesen. Das Meer sei oft unruhig, und wenn der tiefste, sonst stille Grund aufgewühlt worden, dann halte es schwer, diesen wieder ins Gleichgewicht zu bringen!“

Dr. Zeller meinte ferner: wenn der Kranke Blumen, Blätter und dergleichen schenke, so müsse man das bei einer

so poetischen Natur nicht wie das Behaben eines gewöhnlichen Narren annehmen. Lenau denke sich das Schönste und Erhabenste dabei.

(Kommt das bei anderen Patienten seiner Art nicht vielleicht gleichfalls vor? Das Gleichgewicht der Seele in der Anschauung, im Denken und Empfinden ist nun einmal gestört — und worin besteht die Geisteskrankheit, als darin, daß man die Dinge sowie die Ideen anders ansieht, als sie sind, und in einem anderen Nexus, als dem der Vernunft und Logik, der für gesunde Menschen gilt?)

Wir äußerten gegen den Hofrath, daß sein Beruf, wenn auch theilweise lohnend, sich doch im Ganzen als ein höchst schwieriger, ja peinvoller herausstellen müsse. Der wackere Mann — seit zwölf Jahren leitete er die Anstalt — verhehlte uns nicht, daß es ihm, wenn er sich auf ein paar Tage aus der Mitte seiner Kranken entferne, immer Ueberwindung koste, sich wieder hineinzufinden. In meinem Tagebuch vom Jahre 1845 finde ich folgende Stelle über den Arzt und seinen Patienten: „Dr. Zeller ist ein edler und geistreicher Mann; aus Allem geht aber hervor, daß er seinen Kranken zu günstig beurtheilt. Ich kann fast nur glauben, daß dieser Zustand in Blödsinn ausgehen werde.“ —

Daß mich die Stunde mit dem kranken Freunde mächtig ergriffen hatte, mag man sich wohl denken! Ich hielt aber an mich und suchte meiner Empfindungen Herr zu werden, da ich als eine Art Beobachter gekommen war und in Wien über meine Autopsie zu berichten hatte. Moriz dagegen, ein gemüthlicher und weicher Mensch, war von der tragischen Zusammenkunft mit Lenau, den er nur aus seinen Werken kannte, so ergriffen, daß er immer stumm und unter hervor-

quellenden Thränen hinter uns herschlich, und noch auf dem Rückwege, in Waiblingen, wo wir zu Mittag aßen, den entsetzlichen Eindruck nicht loswerden konnte. Indem ich mir nun alle Mühe geben mußte, den bedenklich aufgeregten Freund zu beschwichtigen, hatte ich mich innerlich abermals selber zu bekämpfen, und erst in Stuttgart im einsamen Zimmer gelangte ich dazu, die eigentliche Trauer um den so gut wie Verlorenen nachzufühlen.

Nach meiner Rückkehr legte ich den Verwandten und Freunden des Kranken in Wien von meinem Besuche in Winnenden gewissenhafte Rechenschaft ab; aber erst viel später, nachdem sich Lenau's Zustand bedeutend verschlimmert hatte, im Mai 1847, ward er nach Oberdöbling zu seinem Freunde Dr. Görgen gebracht. Anfangs schien es sich mit ihm zu bessern; die gewohnte Umgebung von Freunden und Angehörigen that ihm wohl, er spielte bisweilen Violine, sprach ab und zu ein Wort, das wie verständig klang — obwohl es auch an wunderlichen Aussprüchen nicht fehlte. So betrachtete er eine Büste lange Zeit und fragte endlich: „Wer ist das?" — Das sei Plato, hieß es.

„Aha! Plato!" murmelte er — „der die dumme Liebe erfunden hat!"

Bald verschlimmerte sich sein Zustand, und meine Ahnung von 1845 sollte sich leider bewahrheiten. Das Thierische gewann immer mehr Oberhand über den Geist. Als ich den Freund mit A. Grün das letztemal besuchte, kannte er uns nicht mehr, sprach auch kaum in articulirten Lauten. Erst beim Fortgehen rief er uns nach — Auersperg behauptete, er habe meinen Namen genannt. Wir kehrten zurück, konnten aber nichts weiter aus ihm herausbringen.

Die Hülle des Dichters wurde am 22. August 1850 zur Erde gebracht. — Der Eine der Dioskuren, der sich das Motto gewählt:

„Der Mensch muß sterben, darum eilen,"

hat seit lange vollendet.

Trauern wir darüber! Aber freuen wir uns, daß sein Genosse, welcher die Freiheit nicht nur im Dichtermunde, sondern auch in seinem Mannesherzen trägt und pflegt, noch immer kräftig und frisch-thätig unter uns wandelt wie damals, als ihm die Göttin ihren Strahl zum erstenmal „durch's Herz gegossen"!

VIII.

(Ein Bauerntheater in Tirol. — Vom Burgtheater und vom Theater überhaupt.)

Der Grund aller theatralischen Kunst, wie einer jeden andern ist das Wahre, das Naturgemäße. Goethe.

Wir haben Schauspieler, aber keine Schauspielkunst.
Hamburgische Dramaturgie.

Der Antheil, welcher in neuester Zeit den Ammergauer Passionsspielen zugewendet wird, mag als ein erfreuliches Zeichen gelten, daß es noch ein Theaterpublicum gibt, welches, mit der „schönen Helena“ und der „Großherzogin von Gerolstein“ nicht völlig zufrieden gestellt, sich auch da der Bühne nicht verschließt, wo ihm Besseres und Würdigeres, ja gewissermaßen Ideelles geboten wird. Die Pracht und der Glanz, womit jene Bauernspiele auftreten, die blendenden Costüme und die Massenchöre mögen wohl dazu beitragen, die Menge anzuziehen; auch ist die Sache beiläufig „Mode“ geworden. Die Wirkung der sorgfältig einstudirten Vorstellungen ist demungeachtet keine blos äußerliche; ein Theil

der Zuseher, und nicht der geringere, fühlt sich wahrhaft erbaut durch die dramatische Leidensgeschichte, deren Genuß er sich überdies durch Opfer von Geld und Bequemlichkeit erkaufen mußte. Man erfährt nun, daß diese naturwüchsigen dramatischen Festvorstellungen, die bisher nur nach Dezennien zählten, in Zukunft alljährlich wiederkehren sollen. Es wäre schade, wenn ihnen dadurch das Feierliche benommen, wenn der poetische Schmelz abgestreift würde, so daß sie zuletzt zu Alltagskomödien herabsänken, in Verbindung mit einer Geldspeculation. Auch ist zu besorgen, daß sich Unberufene hinzu drängen, um Aehnliches zu eigenem Vortheil zu versuchen. War doch bereits im Sommer 1871 in Döbling bei Wien ein Passionsspiel — „ohne Worte“ — angekündigt. Die religiöse Pantomime wirkte nicht besonders erbaulich. Für die künftige Weltausstellung war sogar projectirt worden, die Original-Ammergauer Künstler nach dem frivolen Wien zu citiren. Ich will hoffen, daß die Sache nicht zu Stande kommt. Alles hat seinen Ort und seine Zeit. Das Naive, Seltene und halb Versteckte, im Halbdunkel gut aufgehoben, soll man nicht an das überhelle Licht der brennenden Alltagssonne ziehen.

Diese Ammergauer-Frage hat übrigens eine Jugenderinnerung in mir wachgerufen, deren Mittheilung sich vielleicht rechtfertigen läßt, da sie mit der Theaterfrage überhaupt in einiger Verbindung steht.

Im Hochsommer des Jahres 1826 ward mir nämlich auf einer Gebirgsreise die günstige Gelegenheit zu Theil, in Tyrol einer der berühmten alten Bauernkomödien beiwohnen zu können. In der Nähe von Lienz, bei Thurn, dem alten Schlosse Wallenstein gegenüber, war im Freien eine Art höl-

zernes Amphitheater aufgerichtet. Die Bühne, mit Reisig, Bändern und Fahnen ausgeschmückt, hatte drei Vorhänge neben einander, außerdem ein Thürmchen mit vergittertem Fenster, ein Gefängniß vorstellend, denn es handelte sich um nichts Geringeres als die „heilige Genovefa“ zur dramatischen Anschauung zu bringen. Eine ungeheuere Menschenmasse war bereits im Thale zusammengeströmt und drängte nach den stufenweis erhöhten Sitzen, während ein „Ordner“ mit Federhut und einem uralten Degen, der tosenden Menge die Plätze anwies, die nicht Zahlenden zu verjagen bemüht war. Diese kletterten inzwischen auf nahestehende hohe Bäume, oder flüchteten auf benachbarte Scheunen- und Häuserdächer, um vielleicht doch etwas von der Herrlichkeit gratis zu erhaschen — allein der Ordnungsmann war unermüdlich und zankte sich noch während der Vorstellung mit den Leuten auf den Dächern herum. — Der Anblick des Amphitheaters war hinreißend, bezaubernd! Die Tausende von Menschen, die sich übereinander aufthürmten, anfangs munter schwatzend, später, als die Herrlichkeit anging, athemlos verstummend, — die frischen, fröhlichen Gesichter, die prächtigen Bursche, die Mädchen, die Kinder, Alle im Sonntagsputz, die weißhaarigen, noch tüchtigen Greise, die stattlichen Matronen, die Familien- auch Liebesgruppen, die sich gegenseitig kannten, einander begrüßten, zuwinkten, auch zuriefen, sich beim Namen nannten — das Alles gab das traulich-liebenswürdigste Bild echt menschlichen Seins und Zusammenseins.

Für's Erste hielten die Schauspieler ihren Einzug im Costüme, den „Bajazzo“ mit der langen Tabackspfeife an der Spitze. Die Musik war an die Eine Seite der Bühne gestellt. Nun hebt sich der mittlere Vorhang: ein gehar-

nischter Prologus tritt auf, mahnt in gereimten Versen zur Aufmerksamkeit auf die höchst interessante und lehrreiche Geschichte, bittet zugleich um Nachsicht. Die Courtine fällt wieder, der Vorhang zur rechten Seite des Schauspielers geht in die Höhe: wir sind in Brabant. Die schöne Genovefa (sie ist wirklich schön, dabei prächtig gekleidet) sitzt züchtig mit ihrer Mutter; der Vater kommt mit Graf Siegfried, der um das Fräulein geworben; sie halten Hochzeit, der Bischof segnet sie ein — inzwischen hebt sich wieder der mittlere Vorhang und so ziehen sie gleich über die Bühne in Siegfried's Burg. — Nach kurzer Häuslichkeit ein Trompetenstoß — die Vasallen erscheinen, Siegfried muß in den Krieg. — Er übergiebt seine Gemahlin dem bösen Golo zu Schirm und Aufsicht, Genovefa schenkt dem geliebten Gemahl ein „Vergißmeinnicht" zum Angedenken. Mit Siegfried's Abzug endet der erste Act. — Golo hat seine Sache am besten gemacht; er ist ein halber Schulmeister und leitet das Ganze. Da Genovefa nicht lesen kann, so war er genöthigt, ihr die Rolle durch wiederholtes Vorlesen einzulernen; aber keiner von den Schauspielern blieb stecken, der Souffleur war nur zur Verbindung des Ganzen da. Ein Zöfchen besonders hübsch! — Die Fabel geht nun ihren Gang; Golo dringt in Genovefa, was er besonders gut und natürlich macht; da sie ihm widersteht, wirft er sie in den Kerker — der Vorhang fällt — es scheint, daß die Wehen beginnen. — Die Mörder lassen die Gräfin im Walde am Leben — der Säugling, den sie in den Armen hält, ist gar zu wunderschön! — Inzwischen ist der Graf heimgekehrt, Golo sitzt mit ihm an der Tafel, verleumdet seine tugendhafte Herrin, wird aber von der hübschen Zofe verrathen und zum großen Jubel des

Publicums jetzt selber in den Kerker geworfen. — Genovefa, sehr im Negligé, aber nicht zu ihrem Nachtheil, blos in einem ziemlich langen Hemde, in wirklich bloßen Füßen, mit aufgelösten Haaren, erscheint nun im Walde, von der Hirschkuh begleitet, die sich zum Glück gehörig passiv verhält. Der Mutter zur Seite ist auch das Kind inzwischen bereits so weit ausgewachsen, daß es gleichfalls in Versen spricht, dabei splitternackt, nur mit einer wirklichen Schafhaut zur Noth bedeckt. — Der Graf ist in seiner Betrübniß auf die Jagd gegangen und stößt nun auf die todtgeglaubte, tugendhaft gebliebene Genovefa. Rührende Erkennungsscene — lautes Schluchzen und Schnäuzen im ganzen Amphitheater. — Die wiedervereinigten Gatten ziehen nun zu den Eltern nach Brabant — alle drei Vorhänge heben sich, und sämmtliche Personen sitzen oder stehen in passenden Gruppen, der „Bajazzo" ladet zur nächsten Vorstellung ein und das Kind spricht die Schlußverse zu allgemeinster Erbauung.

Das Stück gefiel mir außerordentlich! Es war über hundert Jahre alt und in Knittelversen geschrieben, in natürlich-naivem Stil. So sagt einer der Vasallen tröstend zu Genovefa:

„Liebe Madam, thut nit so weinen,
Wenn's regnet, wird auch die Sonn' wieder scheinen."

Es war vortrefflich gespielt worden. Von diesem und jenem Schauspieler konnte man kaum glauben, daß es ein Bauer sei, und ich habe von manchem berühmten „Mimen" die Verse nicht so natürlich, selbst mit so richtig-rhythmischem Gefühl vortragen hören wie hier von Leuten, die sonst den Acker pflügten, kein Spielhonorar bezogen, keinen Rollenneid kannten, keine Recensionen lasen und über keinen artistischen

Director loszuziehen hatten. — Golo, dessen Bekanntschaft ich nach der Vorstellung gemacht, hatte als Regisseur fungirt, auch das Stück eingerichtet, einiges hie und da abgeändert, die Schlußverse hinzugedichtet. Auch hier hatte man sich über die Censur zu beklagen. Es war mir aufgefallen, daß der Bajazzo, der immer in den Zwischenacten erschien, nichts als ein paar unbedeutende Worte sagte oder sich wohl gar damit begnügte, die Zunge der Länge nach herauszustrecken, freilich zu großem Entzücken des kindlichen Publicums! Der verständige Golo klärte mich darüber auf. Das Kreisamt hatte die witzigen, aber etwas derben Zwischenreden des Hanswursten als dem Ernste und dem Pathos des heiligen Gegenstandes abträglich und unwürdig befunden, und sie kurzweg mit dem Rothstift vertilgt. Aber auch eine Hauptperson der Tragi-Komödie mußte völlig wegbleiben, zu großem Bedauern des Regisseurs. Der ursprüngliche bäuerliche Dichter hatte nämlich, nach der Auffassung seiner Zeit, zugleich nicht ohne künstlerische Absicht, das Böse in der Natur des Golo vor den Augen des Zuschauers hervortreten und reifen lassen, indem er ihm den veritabeln „Gott-sei-bei-uns" als Verführer beigesellte, der ihm die Reize der schönen Gräfin hervorhob, ihn Schritt für Schritt zum Verbrechen führte. Nun hatte aber die Censur den Teufel gestrichen, wodurch nach der nicht ungerechtfertigten Ansicht meines ländlichen Aristarchen eine unausfüllbare Lücke in das Ganze kam. Das Stück machte demungeachtet seine ungeheure Wirkung und zwar gerade durch die Verbindung des ästhetischen mit dem religiösen Elemente; man konnte sich bei dieser Vorstellung, die mit ebenso viel Interesse als Andacht aufgenommen wurde, in die Zeit der alten Mysterien oder Moralitäten zurück ver-

setzt glauben. Das Theater hatte hier seine eigentliche Bestimmung erfüllt: es bot seine Räume zu einer wahrhaft festlichen Vorstellung, die das Gemüth erhob, nicht blos zur Unterhaltung oder Zerstreuung diente — und so war mir von diesem Tage, von dem Drama selbst wie von den Darstellern, dem Publicum und dem Schauplatz ein mächtiger Eindruck zurückgeblieben, den kein Hoftheater mit seinen blasirten Logen, seinem schwatzenden Parterre und der stumpfen Gallerie bei aller Kunstfertigkeit der Schauspieler jemals zu verwischen, geschweige zu überbieten im Stande war.

Das hinderte nun freilich den warmen Antheil nicht, den ich mit meinen Freunden und Genossen an dem Burgtheater nahm; ja das dramatische Tyroler-Volksfest gab meinem Enthusiasmus für die Kunst nur noch neue Nahrung, wobei sich jedoch gewisse ideelle Wünsche nicht völlig abweisen ließen. Was konnte mit den theatralischen Kräften, die unser Wien damals in sich schloß, nicht alles Schönes und Herrliches ausgerichtet werden, mußte man sich sagen, wenn die Bühne wirklich und wahrhaftig als ein künstlerisches Volks-Institut aufgefaßt würde, während in der reellen Wirklichkeit Polizei und Censur nur eifrig bemüht waren, die goldenen Worte der großen Dichter zu schwächen und abzudämpfen, wenn man ihnen nicht gar das Wort gänzlich versagte. Kurz, das Theater, gleich den Kunstreiter- und Seiltänzergesellschaften, sollte zu nichts weiter dienen als zu einer mäßigen und gefahrlosen Unterhaltung für das große Publicum, welches auch mit dieser polizeilichen Anschauung ziemlich einverstanden schien. Das Jahr 1848 hat nun zwar mit seinen politischen Blitzen auch die dumpfe Theateratmosphäre des Burgtheaters was weniges gereinigt — allein was

hilft's? Es fehlt der Nachwuchs, der neue Trieb von Dichtern und Schauspielern. Beinahe alle unsere dramatischen Größen sind gestorben oder im Absterben! —

In den Zwanziger Jahren, etwa bis zum Jahre 1840, prangte das Burgtheater in seinem vollsten Glanze. Ich brauche nur Namen aus der frühesten Periode zu nennen wie Rose, Koberwein, Koch, Korn, Krüger, Costenoble, Anschütz, Wilhelmi. Auch Heurteur und die Komiker Baumann und Wothe dürfen nicht vergessen werden. Unter den Damen glänzte als erster Stern die große Sophie Schröder, ihr stand zunächst die höchst bedeutende Sophie Müller, die wir leider frühzeitig verloren. Antonie Adamberger und Julie Löwe excellirten im feinen und höheren Lustspiel, Wilhelmine Korn (die erste „Melitta") später Auguste Anschütz, geb. Butenop, im naiven Fach. Meister Fichtner kam bereits im Jahre 1824 als Anfänger hinzu, fand seine künftige Gattin Betti Koberwein als aufkeimendes Talent. Sie wuchsen rasch mit einander und an einander empor. — Dem schönen Kreise traten in der Folge noch bei: Löwe, La Roche, Herzfeld, Therese Peche, Caroline Müller, Julie Rettich, Mathilde Wildauer. Mit Louise Neumann, 1839, schließt sich die eigentliche Glanzperiode ab und einzelne Größen traten seitdem nur mehr sporadisch auf, wie Dawison, Marie Seebach, Friederike Goßmann, leider keine Fixsterne, sondern nur Kometen, in ihren Gastrollen-Ellipsen und Hyperbeln im Theater-Weltenraum ruhelos umherschweifend. — Doch fehlte es auch nach ihnen und bis zum heutigen Tage nicht an bedeutendem Zuwachs, welcher die Tradition von dem besten Zusammenspiel auf der ersten

deutschen Bühne stets wach und lebendig erhält. In wie fern dieses Ziel durch die wechselnde Theaterleitung oder trotz ihrer erreicht wurde, soll diese Skizze anzudeuten versuchen. — Die besten Schauspieler machen noch immer kein gutes Theater. Das lebendige dramatische Material muß gut und zu Gutem verwendet werden. Das ist Sache des Dramaturgen. In der Auswahl der Stücke, in der Zusammenstellung des Repertoirs, in der richtigen Verwendung der darstellenden Kräfte wird der tüchtige Mann sich zeigen. Josef Schreyvogel war das. Als Dramaturg (mit dem Titel „Hoffecretair") waltete er seines Amtes vom Jahre 1814 bis 1832 mit allem Feuereifer für die Kunst. Er war ein ernster Mann von gediegenem Charakter, von Wissen, Urtheil und Geschmack, in Geschäftssachen die Rechtlichkeit selber, verläßlich, unparteiisch, jeder Intrigue fern. Sein Hauptaugenmerk blieb natürlich das Repertoir, welches er mit Umsicht zusammenstellte, nicht ohne schwere Kämpfe mit der Censur, auch mit dem obersten Kämmerer. Wenn er da bisweilen zu schroff auftrat, suchte der gutmüthige und wohlwollende Theaterhofrath v. Mosel nach Kräften zu vermitteln, zu versöhnen.

Das Burgtheater brachte damals die Werke von Lessing, Goethe, Schiller, mehreres von Kleist, und von Shakespeare, so viel sich durchsetzen ließ. Auch das classische Theater der Franzosen war noch ziemlich stark vertreten. „Phädra" und „Rodogüne" erfreuten sich durch die Schröder einer besondern Beliebtheit.

Der vaterländische Collin mit seinem „Regulus", „Balboa" und „Mäon", stand in den zwanziger Jahren noch immer in Ansehen, und Kotzebue und Iffland

gehörten unter die Stützen des Repertoirs. Den Rest bildeten ältere, längst bewährte Stücke, endlich die Neuigkeiten von Müllner, Houwald und Raupach, von Clauren, Töpfer, Holbein und Anderen. Auch die Einheimischen trugen ihr Scherflein bei: Deinhardstein und Frau von Weißenthurn, die Veteranin des Burgtheaters, seit 1789 bis gegen Ende der zwanziger Jahre seinem Verbande angehörig. Das moderne französische Theater war hauptsächlich durch Picard und Scribe vertreten.

Im Jahre 1816 ward die Poesie in Wien leibhaftig in's Leben gerufen. Grillparzer brachte seine „Ahnfrau", bei welcher Schreyvogel zu Gevatter stand. Es scheint, daß die Darstellung dieser „Gespenster"- oder „Schicksals-Tragödie" im Burgtheater anfangs auf Hindernisse stieß, darum veranlaßte der Dramaturg ihre Aufführung im Theater an der Wien mit Heurteur und Sophie Schröder. Im August 1824 ward das Stück auch dem Burgtheater-Repertoir einverleibt, aber erst mit der „Sappho" wurde Grillparzer eigentlich hoftheatergerecht.

Schreyvogel war auch Schriftsteller. Seine Bearbeitung der „Donna Diana" hört und liest sich wie ein Originalwerk und kann noch immer als das Muster eines poetischen Lustspiels gelten. Eben so waren „Das Leben ein Traum" (im Theater an der Wien) und „Don Gutierre" vollkommen geeignet, das deutsche Repertoir zu bereichern; der Dramaturg vergaß aber seine eigenen Schöpfungen, als der fruchtbare und bald die deutsche Bühne beherrschende Raupach erschienen war, für welchen er eine besondere Vorliebe hegte. Er brachte nach Möglichkeit alle seine neuen Stücke, bisweilen drei bis vier in einem Jahre.

Freilich daß nicht alle zündeten, aber viele hielten an, wie „Isidor und Olga", „Corona von Saluzzo", „Die Schleichhändler", „Der Nibelungenhort", „König Enzio", vor Allem „Vormund und Mündel", eine Mustervorstellung durch Korn, Costenoble und Sophie Müller. „Der Müller und sein Kind" nicht zu vergessen, der sich noch jetzt an jedem Allerseelentag auf vier oder fünf Wiener Theatern zu Tode hustet, dabei „gar nicht umzubringen" ist!

Raupach hat jedenfalls seine großen Verdienste um die deutsche Bühne, und das „Junge Deutschland", welches ihn mit kritisch-theoretischer Keule erschlug, hat ihn in theatralischer Praxis nichts weniger als übertroffen.

Unter Schreyvogel brachte auch ich meine Erstlinge: „Leichtsinn aus Liebe" und „Liebesprotokoll."

Man sieht, das Burgtheater brachte damals, was mit Ehren zu bringen war. Man hielt auf Anstand, das Gemeine war ausgeschlossen. Auch die einactigen Ephemeren und die eigentliche Posse. Mit dem an und für sich vortrefflichen „Versprechen hinterm Herd" hatte der Tempel in der Folge seine Keuschheit eingebüßt.

In den Rollenbesetzungen erwies sich der Dramaturg eben so einsichtig als gewissenhaft und parteilos. Er kannte keine Vorliebe, das Talent gab bei ihm den Ausschlag. Die Proben neuer Stücke leitete er selbst, wobei es ihm vor Allem zu thun war, ein harmonisches Zusammengreifen im Sinn und Styl des Autors zu erzielen, ohne sich in kleinliche Details einzulassen, auf's Höchste, daß er hie und da eine Nuance anrieth. Bei bedeutenderen Stücken wurde über

Charakter und Darstellungsweise der Hauptrollen mit den Künstlern Rücksprache gepflogen, die etwa nöthigen historischen, auch ästhetischen Anmerkungen nicht gespart. Bei fertigen Schauspielern überläßt man das Individualisiren am besten ihrer eigenen Beurtheilung und Ausführung; zu vieles Dreinreden, Nergeln oder gar ein gewisser Schulmeisterton würde die Leute, die sich als Künstler fühlen, mit Recht verstimmen. Dagegen müssen eigentliche Anfänger gehörig geschult werden, in Sprache, Mimik, Gang, Haltung, in Allem; auch darf man den Lehrling nicht gleich in ein neues und schwieriges Fach werfen, dem er nicht gewachsen ist, man läßt ihn seine Kräfte für's Erste an kleineren Rollen versuchen und üben. Auf diese Weise verfuhr Schreyvogel mit dem jungen Fichtner, den er im Jahre 1824 vom Theater an der Wien übernommen hatte. Er verkehrte viel mit ihm, ließ ihn das Theater täglich besuchen, machte ihn auf die Spielweise Anderer, zumeist des feinen und eleganten Korn aufmerksam, in dessen Fußstapfen der Neuling treten sollte — doch brauchte es geraume Zeit, bevor er ihn mit einer größern Aufgabe betraute. Fichtner wuchs schnell empor, von Rolle zu Rolle, aber bereits ein vollendeter Meister, hatte er niemals ein Hehl daraus gemacht, was er theoretisch dem Dramaturgen, praktisch dem ältern Collegen zu danken habe.

Auf den höchst bedeutenden Ludwig Löwe längst aufmerksam geworden, der sich auf der Prager Bühne meist im Lustspielfach bewegte, lud ihn Schreyvogel auf Gastrollen, gewann ihn im Jahre 1820 für immer. Die Begeisterungsglut, die in dem großen Talente bisher noch nicht völlig zum Durchbruch gekommen war, eignete den Künstler vorzugsweise für feurige Liebhaber und jugendliche Helden,

die dem Burgtheater fehlten. Der Dramaturg hatte Ludwig Löwe's höhere Weihe längst erkannt und ihn so auf dem richtigen Wege seinem großen Ziele zugeführt. Bald war nun ein Rivalisiren zwischen dem feurig brausenden Löwe und dem älteren eleganten und immer maßvollen Korn. Das Publicum theilte sich anfangs in zwei Lager, auch das weibliche, bis man zur Einsicht gelangte, daß zwei Vortrefflichkeiten sehr wohl neben einander bestehen können.

Schreyvogel brachte uns auch Sophie Schröder bereits im Jahre 1815. Seine ferneren Engagements waren: Wothe, Kettel, Costenoble, Heinrich und Auguste Anschütz, Heurteur, Wilhelmi, Rüger, Sophie Müller, Therese Peche, Caroline Müller, Herzfeld. Diese Künstler wurden dem Burgtheater nach und nach gewonnen vom Jahre 1816 bis 1829. Sie boten mit den bereits vorhandenen Talenten ein Zusammenspiel, besonders im Lustspiel, dergleichen man schwerlich je wieder sehen wird. Die „Wiener Schule" war damals berühmt. Wenn der strenge Hamburger Dramaturg seiner Zeit über die moderne Schauspielkunst vielleicht gerechte Zweifel hegte, so war doch späterhin durch Goethe in Weimar eine eigentliche Kunstwirkung erzielt worden. Dasselbe mag für Wien gelten, wo alle Schauspielerkräfte eifrig zusammen strebten, um im schönen Einklang ein harmonisches Ganzes zur Erscheinung zu bringen.

Auch durch interessante Gäste wurde das Burgtheater von Zeit zu Zeit aufgefrischt. Bereits im Frühjahr 1824 bekamen wir jungen Leute Gelegenheit, den berühmten Eßlair im Theater an der Wien in seinen Hauptrollen zu bewundern; allein erst bei seinen späteren Gastdarstellungen

im Burgtheater ward es Einem völlig klar, daß man im Grunde nur einen großartigen Manieristen vor sich habe. Von der Natur mit einer prächtigen Gestalt und einem kräftigen, klingenden (obgleich etwas monotonen) Organ ausgestattet, wußte sich der Mann dieser Vorzüge gewandt und kunstreich zu bedienen, ohne damit in das eigentliche Reich des ideellen Künstlerthums einzudringen. Ein gewisser schlichter und natürlicher Ton, welchen er auch im höheren Schauspiele, wie im „Wilhelm Tell“, jezuweilen mit großer Wirkung anschlug, mochte wohl für den Schweizer Bauer taugen, und der Effect ließ auch in der Eingangs- und Apfelschuß-Scene nicht auf sich warten; dagegen war der berühmte große Monolog dürr, trocken, farblos, ohne eigentliche poetische Würde. Im Ganzen mußte man sich sagen: dem Dichter hat es nun einmal beliebt, seinen etwas passiven Bauernhelden wie das ganze Bauernstück durch Form und Behandlung in eine gewisse höhere Sphäre zu rücken; es sind Landmänner im großen Styl, keine gewöhnlichen deutschen oder niederländischen Bauern — der Schauspieler muß daher bemüht sein, dieser dichterischen Intention zu folgen, anstatt sie durch gar zu naturalistisches Bestreben weniger zu erläutern als zu zerstören, sie in den Bereich der völligen Prosa zu ziehen und so gewissermaßen in Widerspruch mit sich selber zu bringen. — Eßlair's Macbeth hatte einige wahrhaft große und erschütternde Momente — aber auch nur Momente! Der alte und gebrechliche König Lear war entschieden Eßlair's schwächste Leistung im Tragödienfach. Wie anders Held Anschütz, in der That jeder Zoll ein König! Eßlair spielte freilich die Rolle nach der prosaischen Schröder'schen Bearbeitung, in welcher der Hauptnach-

druck auf die kindische Greisenschwäche gelegt wird, welche übrigens der Künstler, mehr als gerade nöthig war, zur Erscheinung brachte, und in einer Weise, daß die Monotonie gar nicht ausbleiben konnte. In bürgerlichen Rollen, wie der alte Dallner in der „Dienstpflicht", Oberförster in den „Jägern", als Essighändler u. s. w. war Eßlair ausgezeichnet — sein Meinau stellte sich mehr als eine theatralische Curiosität heraus.

Der Heros deutscher, oder besser: reinmenschlicher Schauspielkunst überhaupt, der große und unvergleichliche Ludwig Devrient, gab im Winter 1829/30 einen Gastrollen-Cyklus im Burgtheater.

In ihm vereinigte sich die Kunst mit der schönsten Natürlichkeit. Er brachte zwar keine naturalistische Photographie, wenn er einen Menschen schuf (wie etwa später der afrikanische Ira Aldridge im „Othello"), sondern er zeichnete kunstvoll nach der Natur und gab ein Bild, in Wahrheit, aber auch in Poesie getaucht. Eine der Hauptkünste des Schauspielers, eigentlich seine Capitalkunst, besteht darin, seine Persönlichkeit insoweit aufzugeben, daß sie in der darzustellenden Individualität möglichst verschwinde. Niemand kann freilich aus seiner Haut heraus, aus seiner Gestalt, oder selbst aus seinem Organ — ebensowenig wie der Schriftsteller, auch der dramatische, aus seinem Styl, aus seinem Wesen überhaupt. Schiller bleibt immer Schiller, der Idealist, selbst wenn er den derb-realen Musikus Miller sprechen läßt. Das gilt umsomehr für den Schauspieler, der ja mit seiner Persönlichkeit einsteht, in jeder seiner Rollen immer er selbst bleibt, seine Person nur ummodelt, sich insoweit verstellt, um die darzustellende Figur,

dem Charakter gemäß, den ihr der Dichter verleihen wollte, in's Leben zu rufen. Nur der feinste Tact, der gebildetste Geschmack wird die Grenzlinie festzuhalten wissen, über welchen hinaus die Darstellung des Wirklichen, welche man von dem Schauspieler fordert, vielleicht in Caricatur übergehen würde — der zaghafte Künstler aber, welcher jener Grenze sich niemals zu nähern wagt, liefert eine matte, lebenlose Gestalt. Vor beiden Extremen war Ludwig Devrient schon von Haus aus durch sein Genie beschützt. Er spielte jederzeit individuell, niemals schematisch oder nach der Schablone in hergebrachter Theaterweise; er wußte schönes Maß zu halten, trat aber auch scharf und charakteristisch auf, ohne je zu übertreiben. Die Kunst, eine Maske zu wählen und der angenommenen Gestalt in Haltung und Ton gleich zu bleiben, war bei ihm im höchsten Grade ausgebildet. Bisweilen wurde die Täuschung so groß, daß man wirklich einen anderen Menschen vor sich zu haben glaubte als den, der uns vor Kurzem verließ. So, wenn er an einem und demselben Abende den armen Poeten und Schneider Fips zum Besten gab.

Die beiden Juden, der bürgerliche Shewa wie der tragische Shylock, schlugen gehörig ein. Bei Shylock wurden, mit discretem Anklang an den jüdischen Jargon, gewisse Gutturallaute hörbar, wie eines jüdischen Tigers, die mir noch im Ohre klingen.

Als Ossip griff der große Menschendarsteller nicht durch. Man war die Rolle von Anschütz gewohnt, der die Töne der weichen Rührung in seiner Gewalt hatte, wie kein Zweiter vor ihm oder nach ihm. Dazu kam das mächtige Organ, die imposante Gestalt, selbst das malerische, etwas

kokette Costüm. — Devrient brachte einen hageren Russen mit schwarzem Haar und Bart, ging im dunklen langen Kittel. Er declamirte gar nicht, sprach leise mit heiserer Stimme, beugte sich in Sklaven- und Slavendemuth vor seinem Herrn. Wenn Anschütz von seiner Orinia sprach und ihr wie sein jammervolles Schicksal beklagte, so blieb kein Auge trocken und er war immer des lebhaften Beifalls gewiß. Devrient hingegen hob die Stelle wenig heraus, kaum daß sich ein paar halbunterdrückte Seufzer vernehmen ließen. So ging der erste Act spurlos vorüber, ohne Sang und Klang. Man konnte irre an dem großen Künstler werden.

Das Stück geht nun seinen weiteren Verlauf. Der demüthige Sklave bemächtigt sich mälig der Leidenschaft des Prinzen und wird so der Herr seines Herrn, drängt ihn zur Gewaltthat, rächt sich auf diese Weise für alles Unheil, das man ihm und den Seinen angethan. Devrient gab ein vollendetes Seelengemälde — die jammervolle Geschichte der Leibeigenschaft entwickelte sich vor unseren Augen an der Person des Sclaven, an der Stumpfheit, Rohheit, Bosheit, Rachsucht, wie an der zertretenen Liebe; er erinnert sich der längst erstorbenen besseren Empfindung, allein sie bricht nur selten, ein einzelner Sonnenstrahl durch die dunklen Wolken seines verwilderten Gemüthes, und Haß, Zorn und Rache behalten die Oberhand. Devrient machte durch seine wahrheitsgetreue Darstellung wenig Effect bei dem großen Publicum, kaum daß ein paar Hände sich rührten. Aber warum hatte er auch einen Sclavenkittel angezogen und eine „Declamations-Rolle" gespielt, der er nicht gewachsen war, wie die Leute meinten! —

Der Mann spielte auch Nebenrollen. Er besaß eine eigene Gabe, oft mit einem an sich unbedeutenden Worte zu zünden, natürlich wo es paßte und ohne sich vorzudrängen. So als Apotheker in „Hermann und Dorothea“, in der Scene, wo vom Heirathen die Rede ist. Wenn der alte Junggeselle mit einer ganz besonderen Betonung und mit listig-lüsternem Augenzwinkern sagte: „Will's nicht verschwören!“ so schlug das Wort elektrisch durchs ganze Haus.

Als Rechenmeister Grübler (in „Jurist und Bauer“ von Rautenstrauch) fiel ihm die Aufgabe zu, einen stillen, aber mächtigen Rausch zu verbergen, den sich der Pedant zu seinem eigenen Schrecken angetrunken hatte. Wie er nun das Uebel vor seiner Umgebung zu verbergen, womöglich bei sich selber zu bekämpfen suchte, mit Worten und Geberden in Widerspruch gerieth, zuletzt ängstlich nach der Klinke tappend, mit dem Rücken voran glücklich zur Thüre hinauskam, ist mir heute noch ein Räthsel, obwohl ich ihn mit eigenen Augen hinausschlüpfen sah. So huscht ein seligtrunkener Schullehrergeist!

Unter die Rollen, in denen Devrient wenig Aufsehen machte, gehörte auch der Schwätzer und Prahler Paroles in Shakspeare's „Ende gut, Alles gut“. Das Stück selbst (natürlich der Zensur wegen ungeheuer verballhornt) sagte dem Wiener Publicum wenig zu, und den Schauspieler ließ sein Gedächtniß über Gebühr im Stich — doch prahlte er prächtig und mächtig und ganz im Geiste des Dichters. Eine kleine Costüm-Nuance, welche Devrient angewendet, mag für einen künftigen Darsteller des Paroles erwähnt werden. Der Prahlhanns erscheint im ersten Acte, wo er sich Gönner zu erschmeicheln wußte, in prächtigen seidenen

Kleidern, nimmt auch in solcher Gestalt an dem Kriegszuge Theil, wo er sich feige benimmt und alle Schmach erfährt. Nach seiner Rückkehr und völlig heruntergekommen und auf dem Trockenen, erscheint er nun in demselben Prunkgewande, nur daß es völlig beschmutzt ist und in Fetzen an ihm hängt, was ihn aber nicht hindert, so keck und stutzerhaft aufzutreten wie vorher, wie immer. — Als Posert im „Spieler" feierte der Künstler einen großen Triumph. Man kann diesen siechen, einäugigen und verlumpten, durch die Nachtwachen am grünen Tische völlig erschöpften abenteuernden Gauner mit dem schleppenden Gange und der heiser-krächzenden Stimme, diesen ausgehöhlten Croupier ohne alles Herz und Gefühl nicht naturgetreuer und abschreckender hinstellen. Man lebte mit dem liederlichen Tuch, glaubte den Menschen von Spaa oder Wiesbaden her persönlich und von Grund aus zu kennen. Im letzten Acte überraschte der Künstler dennoch! Er wird zum General berufen, um Bank zu halten, erscheint in einer verschossenen Uniform, in engen, lichten Beinkleidern, der verkrüppelten Gestalt nicht eben zum Vortheil. War er bisher dem jungen Baron gegenüber trotzig und herrisch aufgetreten, hatte er die Baronin mit wenig Rücksicht behandelt, so schlich er nun leise herein, lispelte kaum, benahm sich demüthig gegen Kammerdiener und Bediente, kroch wie ein Wurm vor dem General, die schlimme Katastrophe vorahnend — und als das Unheil näher rückte, da zitterte er am ganzen Leibe, man fühlte seine Seele mitzittern, als er in der Herzens- und Todesangst sich ein Glas Wasser ausbat.

Viele Schauspieler haben dem großen Ludwig diese und andere Rollen nachgespielt, wie z. B. der treffliche

Wilhelmi, zu seiner Zeit der beste komische Alte des deutschen Theaters. Auch im ernsten Schauspiele war er verwendbar, dagegen kam er in der Tragödie und im höheren Charakterfach wohl kaum über das Gewöhnliche hinaus. Auch sein Posert war übrigens nicht ohne Verdienst, und er trotzte, that ängstlich, schlich und zitterte à la Devrient — jedoch duo dum faciunt idem, non est idem.

„Man fühlt die Absicht und
man wird verstimmt!“ —

Das Gruseln, den Schauer, welchen Devrient hervorrief, war kein Anderer nach ihm zu erwecken im Stande. Nur unser La Roche, ein Charakteristiker von Geist und Kraft, kommt dem großen Künstler in dieser und ähnlichen Rollen am nächsten.

Ganz Wien war in gespanntester Erwartung auf den Falstaff, welchem ein ungeheurer Ruf, als der Capitalleistung des Meisters, vorausging. Sein Vorgänger Anschütz besaß weder den urwüchsigen Humor, noch die Beweglichkeit, die Frische, das laisser aller, um für den liederlichen Ritter völlig auszureichen — allein dramatischer Verstand und Studium ersetzten zum großen Theil, was Mutter Natur an eigentlicher Laune versagt hatte, und ein paar Scenen gelangen überaus, so die Stelle, wo der nichtsnutzige Wüstling den salbungsvollen König Heurteur parodirt.

Devrient hatte jedenfalls einen schweren Stand mit seiner Rolle, und diesmal einen schwereren, als das Publicum wußte oder ahnte. Der längst kränkliche und erschöpfte Mann, der Genosse Hoffmann's von den Zech-

gelagen bei Lutter und Wagner, war leider gezwungen, die gesunkenen Lebensgeister unmittelbar vor jeder Vorstellung durch ein paar Gläser oder auch eine Flasche Bordeaux emporzustacheln; er spielte überhaupt mit Anstrengung, ein Zittern an Händen und Füßen überfiel ihn, und nach einer aufregenden Scene brach er wohl hinter den Coulissen zusammen. Da er seinen Zustand genau kannte und beurtheilte, so hatte er sich auch geweigert, uns seinen König Lear vorzuführen, zu welchem er sich die Kraft nicht mehr zutraute. Am Falstaff-Abend fühlte er sich nun besonders schwach und hinfällig, war kaum im Stande, die Bauchmaske zu ertragen, die sich nicht leicht genug fügbar erwiesen hatte. Aber zum Absagen war es zu spät — also vogue la galère!

Gerade heraus — die Darstellung war matt und farblos, der Humor blitzte nur in Momenten auf, die längeren Reden litten durch Gedächtnißlücken; so stockte das Ganze, kam nicht in rechten Fluß. Nur der Monolog über die „Ehre" war ein kleines Meisterstück und ließ ahnen, wie der Mann, als er noch bei Kraft war, die Rolle aufgefaßt und dargestellt haben mochte.

Die Gastrollen (wenn ich nicht irre, vierzig) im Burgtheater waren vorüber, als „Die Räuber" im Theater an der Wien angekündigt wurden, zum Benefice der Mademoiselle Friederike Herbst, Devrient's Pflegetochter, der zuliebe er noch einmal auftreten, den Franz Moor spielen wollte, gleichfalls eine seiner berühmtesten Rollen. Ich hatte es leider versäumt, mir zur rechter Zeit einen Sperrsitz zu verschaffen, und so früh ich auch ins Theater eilte, so war doch das Haus bereits überfüllt — ich hätte

auf dem Parterre an der Thür oder auf der Galerie hinter allen Bänken stehen müssen. Das verdroß mich und unmuthig ging ich davon. Ich mußte das bitter bereuen! Devrient wollte den Wienern noch zu guterletzt zeigen, was er eigentlich zu leisten im Stande sei. An jenem Abende, wie im Vollbesitz aller seiner Kräfte, wandelte er den ziemlich carikirten Bösewicht des Dichters zu einer so wahren und wirklichen lebendigen Gestalt um, erschloß alle Tiefen der Menschenbrust und malte besonders im letzten Acte die Seelen- und Todesangst in so großartig erschütternder Weise, daß ein Jeder, der das Glück hatte, der Vorstellung beizuwohnen, mich versicherte, einen Eindruck empfangen zu haben, der unauslöschlich bleibe und nachwirkend für ein ganzes Leben. Es war vorüber! Und wie man auch in den Künstler drang, welche glänzenden Anerbietungen man ihm machte, er ließ sich zu meiner Verzweiflung nicht bewegen, die Darstellung zu wiederholen.

Als Verfasser eines bereits im Jahre 1828 durchgefallenen Stückes („Der Brautwerber") hatte ich das Recht, auch hinter den Coulissen zu erscheinen. Ich schlich bisweilen auf die Bühne, um den großen Schauspieler wenigstens in der Nähe zu sehen. Ihn anzusprechen oder mich ihm vorstellen zu lassen, hielt mich eine alberne Schüchternheit ab, die ich hinterher gleichfalls bereue. Ferdinand Raimund, ein enthusiastischer Bewunderer Devrient's, erzählte mir aber viel von ihm. Beide Künstler, naive und kindliche Gemüther, hatten sich einander bald enge angeschlossen, waren unzertrennlich, kneipten auch gehörig mit einander. Raimund gab dem scheidenden Freunde noch mehrere Posten weit das Geleite.

Ludwig Devrient, gleich seinem Freunde Ferdinand Raimund, verzehrte sein Leben rasch, in ewig aufreibender Leidenschaft. In wem das heilige Feuer brennt, den verbrennt es auch nicht selten. —

Der dritte höchst bedeutende Gast der alten Zeit war Seydelmann.

Man könnte ihn als Gegensatz zu Devrient auffassen, denn so wie dieser voll Phantasie, Wärme und Glut, aus innerem Drang, in „schönem Wahnsinn“, gleich dem Dichter, fast unbewußt, seine lebenswahren Gestalten schuf, so setzte Seydelmann, bei vorherrschendem Verstand und Studium ein aufmerksamer Menschenbeobachter, seine Figuren gleichsam mosaikartig zusammen, hie und da einen Charakterzug auflesend, den er aufs beste verwendete, ihn glatt einfügte und so ein Ganzes zusammencalculirte, welchem man zuletzt Antheil und Beifall nicht versagen konnte. Unser Lewinsky erinnert etwa an die Art und Weise Seydelmann's. Als dieser im Jahre 1831 aus Stuttgart nach Wien kam, war ihm bereits ein bedeutender Ruf vorausgegangen — doch wollte seine Manier anfangs nicht recht „zünden“. Das Burgtheater hatte seine alten Gewohnheiten und Traditionen, auch seine alte Schule, und die alten Herren, Eckart-Koch an der Spitze, schrien Zeter, als der Gast und Neuling den Grafen im „Puls“ nicht im hergebrachten habit habillé, Degen und Puderkopf spielte, sondern völlig modern auftrat, im blauen Frack und mit seinem natürlichen gekrausten Haar, zwanglos, ungenirt, dabei liebenswürdig in Ton und Benehmen. Das Publicum ließ sich die Neuerung gefallen. Ludwig XI. und andere seiner hochtragischen Charakter-Rollen, die später den Namen

Seydelmann in Berlin so berühmt machten, durfte er bei uns, der Censur wegen, nicht bringen — so blieb nur Mephistopheles übrig. Das ist eigentlich keine Rolle, kein Charakter, sondern eine Phantasie, die sich ein Jeder nach seiner Individualität zuschneiden mag. Das taugte aber just in den Kram des Mosaik-Künstlers. Da ließ sich grübeln und klauben und glätten nach Herzenslust! Wer Teufel weiß, wie der Teufel ausgesehen? Wie er sich gekleidet, wie er gesprochen, „sich geräuspert und gespuckt!“

Seydelmann machte kurzen Proceß, er spielte sich mit gutem Humor selber, gab sich zum Besten, seine eigene Person, alles Spitze, Kantige, Eckige, Skeptische, Halbdämonische, auch die saillies, das Witzige, kurz, wie es in seiner Natur lag. Der Teufel Seydelmann gefiel. Nicht minder sein Carlos in „Clavigo.“ Wahrhaft Furore machte er aber mit seinem „Vatel.“ Der geistreiche und mehr aus der Tiefe schöpfende Schauspieler stellte mit seiner schimmernden und grandiosen Darstellungsweise den armen naiven Wothe, den mehrjährigen Besitzer dieser dankbaren Glanzrolle, für lange, wenn nicht für immer, in Schatten.

Man bot Seydelmann ein lebenslängliches Engagement an; dem umsichtigen und wohlcalculirenden, dabei freigesinnten Manne sagte aber der Wiener Boden nicht zu; auch mochte er, wie später Döring, gegen die alten intriguirenden Regisseure ein nicht unbilliges Bedenken hegen. Er selbst war Regisseur in Stuttgart und in ziemlich unabhängiger Stellung. Ich verkehrte viel mit Seydelmann, mit dem sich auch leicht und bequem leben ließ; sein Verstand sagte mir zu, sein scharfes Urtheil, seine Kenntniß von Menschen und Dingen waren wohl geeignet, einem

jüngeren Manne auch zu imponiren. Wir kamen später in Briefwechsel mit einander. Er schrieb wie gestochen und setzte mir gelegentlich in seinen klaren und schönen Schriftzügen auseinander, wie ich meine gar zu leichte Wiener-Art aufgeben, nicht immer nur Korn und Caroline Müller vor Augen haben, sondern meine Figuren mehr aus der Tiefe schöpfen müsse. Man konnte ihm nicht unrecht geben. Leider sind diese Mahnbriefe in Verlust gerathen! —

Seydelmann erhielt später einen Ruf nach Berlin, kränkelte aber fortwährend, ward hypochondrisch, wozu er von jeher Anlage hatte, und starb im Jahre 1843 im achtundvierzigsten Lebensjahre. Wer erinnert sich noch seiner? Er war ein unruhiger Geist, ein theatralischer Komet, immer auf der Wanderung! Nur in Berlin schlug er tiefere Wurzel. Dem Norddeutschen sagt das Spintisiren noch am meisten zu.

Goethe ruft dem geschiedenen großen Freunde nach:

„Er wendete die Blüthe höchsten Strebens,
Das Leben selbst, an dieses Bild des Lebens.“

Das Wort ließe sich auch auf den bedeutenden Menschendarsteller anwenden. Nur hat der Dichter vor diesem den Vortheil voraus, daß das Bild des Lebens, welches er geschaffen, auch nach ihm übrig bleibt und die spätesten Enkel entzückt. Dagegen vergeht und verweht die lebenswarme Schöpfung des Schauspielers mit ihm selbst und läßt bei den Mitlebenden kaum eine dankbar-wehmüthige Erinnerung zurück, wie hier auf diesen Blättern! —

Wenn Devrient einzig war, so wurden doch unsere einheimischen Größen durch ihn nichts weniger als verdunkelt. Der Meister selbst mußte bekennen, daß sich auf dem Wiener Boden eine Anzahl von Talenten zusammen gefunden und sich zu einer dramatischen Harmonie ausgebildet hatte, wie sie nirgendwo in Deutschland anzutreffen waren. Die „Braut von Messina“, die man dem Gaste vorgeführt, mit Korn, Löwe, Koch, Anschütz, Fichtner, Sophie Schröder und Sophie Müller war eine Mustervorstellung in der Tragödie, dergleichen man nicht wieder zu genießen bekommt. — Um Devrient's „Falstaff“ zu ermöglichen, hatte der junge Fichtner, die künftige Stütze des Lustspiels, die Rolle des Prinzen Heinrich schnell übernehmen müssen und sich mit allen Ehren aus der Affaire gezogen. Er spielte in der Folge auch „Romeo“, „Don Carlos“, „Ferdinand“ (in „Kabale und Liebe“), „Mortimer“, „Melchthal“, wie er noch im reifen Mannesalter den jungen Helden der „Karlsschüler“ übernommen hatte. Wenn er im seriösen Liebhaberfache, auch in der Tragödie, Vorzügliches geleistet, so war es doch eigentlich Thalia, welche ihm den unverwelklichen Lorbeer darreichte. Seine Natürlichkeit, Einfachheit, sein schönes Maß halten sind allbekannt, wie sein Humor, der aus dem Herzen kam. Das Gemüth war bei jeder seiner Schöpfungen. An Genie und Kraft mag ihn dieser und jener Künstler übertroffen haben — an Liebenswürdigkeit keiner. Ich setze hinzu: Und an Gewissenhaftigkeit! — Wir wuchsen theatralisch mit einander auf. Fichtner spielte anfangs die zweiten, dann die ersten Liebhaber in meinen Lustspielen, die ich zum Theil ihm verdanke, jedenfalls ihr Wurzeln auf den Brettern.

Fast ein Sechziger, führte er die Rolle, die er vor dreißig Jahren übernommen hatte, mit demselben Eifer durch, mit derselben Frische, ja mit derselben Jugendlichkeit. Er versteinerte sich aber nicht als Liebhaber. Was er als „Charakteristiker“ geleistet, ist in Jedermanns Gedächtniß. Ich erinnere nur an „Merkutio“, „Valentin“ (in „Faust“), „Clarence“, „Rudolf von Habsburg.“

Die Lücken, welche Fichtner's Abgang im Repertoir zurückließ, wurden in der Folge ausgefüllt, und zum Theil auf's beste, durch den trefflichen Sonnenthal, welcher, als Darsteller des neuen Modernen, wieder eine besondere Eigenthümlichkeit entfaltet. Jede Individualität ist eine Welt für sich und als solche unersetzlich. Jeder wahre Künstler ist in seiner Art und Weise ein Letzter — und so auch unser liebenswürdiger, nie genug zu preisender Fichtner. Der Dramaturg vom Jahre 1824 hatte an dem jungen Anfänger eine Perle gefunden, die er auch à jour zu fassen verstand. —

Schreyvogel hatte dem Burgtheater zu seinem höchsten Glanze verholfen, als er plötzlich mitten in seiner Wirksamkeit durch eine Hofintrigue gestürzt wurde, nach achtzehnjähriger rastloser Thätigkeit. Der spätere Laube hatte beiläufig eben so lange ausgehalten, als auch ihn die Hof-Nemesis ereilte.

Schreyvogel starb am 28. Juli 1832. Genau vor zwei Monaten war ihm das Pensionsdecret zugestellt worden. Er starb an der Cholera, hieß es — eigentlich aber an der Kränkung, am k. k. Oberstkämmereramte und am „österreichischen System.“

„Le dramaturge est mort, vive le dramaturge!“ — An Schreyvogel's Stelle trat Deinhardstein als „Vice-

director", bald auch mit dem Titel „Regierungsrath". Er war ein echter Vollblut-Wiener, so aus der alten Zeit — leichtlebig, wie seine Zeitgenossen Castelli und Daffinger, auch ziemlich leichtsinnig. Konnte man dem Verfasser von „Garrick in Bristol" das Talent nicht absprechen, war er durchaus nicht ohne Geist und Geschmack, so fehlte dagegen der rechte Ernst zur Sache, der Fleiß, die Ausdauer, vor Allem das, was man Charakter nennt. Er behandelte die Bühnenleitung lässig, nicht wie ein ernstes Geschäft, mehr wie ein Ding zu seinem Amusement. Auf den Proben sah man ihn nur selten, auch die Zusammenstellung des Repertoirs überließ er meist den Regisseurs, die zahllos eingelaufenen Manuscripte blieben häufig ungelesen, im Uebrigen ließ der Lebemann den Zufall und sein gutes Glück walten. So fielen ihm auch bald nach dem Antritte seiner Direction bedeutende Kräfte wie von selber zu: Karl La Roche, Julie Rettich, Mathilde Wildauer.

Die Kunst-Anstalt als solche war noch nicht eigentlich gefährdet, denn noch herrschte ein gewisser esprit de corps unter den bedeutenden Künstlern selbst, auch walteten die Schreyvogel'schen Traditionen noch vor — doch konnte man bald gewahren, daß ein einiger und ordnender Plan fehlte, der Geist, der über dem Ganzen schweben, es gehörig befruchten, frisch beleben, zu den großen Kunstzielen siegreich weiterführen soll. Stillstand ist bereits Rückschritt. Das gilt für's Leben, wie in der Kunst. — Auch die eigentliche Administration war unter Deinhardstein in die heilloseste Verwirrung gerathen, so wie das Oekonomie- und Kassewesen. Doch ließ man die Dinge nach alter österreichischer Weise Jahre lang so gehen und fortbestehen! Zuletzt wurden der

Leichtsinn und die Fahrlässigkeit des Vicedirectors gar zu auffällig. Man sah sich anderwärts um und glaubte in der Person des alten Theaterpracticus Holbein den rechten Mann gefunden zu haben, um das Institut, welches nahe daran war, aus Rand und Band zu gehen, wieder in Ordnung und regelrechten Gang zu bringen.

Franz von Holbein war bereits ein Sechziger und darüber, als er von seinem Gönner, dem Grafen Kolowrat, im Jahre 1842 zur Leitung des Hofburgtheaters berufen wurde. In einer Hinsicht war die Wahl dieses schlauen Theater-Ulysses keine gar zu üble! Regierungsrath Holbein war die Ordnung selber und brachte den Geschäftsgang so wie die ökonomische Verwaltung bald wieder in das alte Geleise. Auch die aufgehäuften Manuscripten-Rückstände wurden (eine Zeit lang mit Friedrich Halm's und meiner Beihülfe) gewissenhaft „erledigt". Nur leider, daß Holbein seinen Ordnungsfanatismus auch auf die Kunst übertrug! Er führte eine Unzahl von schriftlichen Schemen und Schematismen ein, von alten und neuen Repertoir-Ausweisen, von Tagesberichten der Regisseure und dergleichen. Alles und Jedes wurde schriftlich und „actenmäßig" behandelt; die Rollen erschienen als „Fascikeln", zur Registratur der „gaye science" eingereiht. Der Mann arbeitete im Schweiße seines Angesichts vom frühen Morgen bis zum Abend als ehrlicher Oberbeamter des „Theatergefälls". Wenn sich der Dramaturg als Chef eines Theaterbureau's benimmt, so werden sich auch die Schauspieler bald nur als Beamte empfinden, die zu den Proben wie in's Amt gehen, über jeden „freien Abend" jubeln, den Ferien-Monat kaum erwarten können. So kam es auch. Die älteren Mitglieder

fingen bereits zu berechnen an, wann ihre Zeit um sein und es ihnen vergönnt sein würde, ihren Ruhegehalt cum otio et dignitate zu genießen. Kurz, der pedantische und schwerfällige Holbein verstand es eben so wenig als der Leichtfuß Deinhardstein, der Kunst auf die Beine zu helfen. Das Institut war trotz der noch vorhandenen, nur schlecht benutzten künstlerischen Kräfte augenscheinlich immer mehr und mehr in Verfall gerathen, was sich sowohl im Repertoir bei der Wahl der Stücke und ihrer Besetzung, wie bei den häufig schleppenden Vorstellungen kund gab. Unter dem Ordnungsmann erlahmte sogar der frühere esprit de corps.

Eine große Maßregel, für die ihm Vieles verziehen sein mag, wußte Holbein demungeachtet durchzusetzen: die Einführung der Tantième statt der bisher üblichen, mehr als mäßigen Honorare. Bereits vor Jahren hatte ich gemeinschaftlich mit Friedrich Halm einen Schritt in dieser Richtung bei einem der Herren obersten Kämmerer versucht. Die Excellenz (ein früherer „Obersthofküchenmeister") hatte uns Anfangs geduldig angehört, auch unsern Vorschlag, das Loos der dramatischen Schriftsteller zu verbessern, im Princip gebilligt, nur erschrak der Mann über die neue Form der Sache. Die Hoftheaterkasse, eine kaiserliche Kasse, soll für den Theaterdichter Bilanz und Auszüge machen, ein oberster Hoftheaterdirector gleichsam als eine Art Cassier fungiren! Das ging der Excellenz nicht ein und wir brannten vollständig ab. Was uns damals mißlungen war, wußte Holbein im Jahre 1844 in Verbindung mit dem Berliner-Hoftheater auch für Wien durchzusetzen.

Die Tantième galt anfangs „provisorisch", wie beinahe alles in Oesterreich; sie war durch kein Gesetz geregelt,

wie das in Frankreich der Fall ist, der dramatische Schriftsteller hing von der Willkür der Intendanz (Direction) ab, oder war auf deren guten Willen angewiesen. Mit der endlich am 1. October 1872 erlassenen gesetzlichen Anordnung ist im Wesentlichen nicht eben viel gebessert worden. —

Im Jahre 1848 zeigte sich begreiflicher Weise wenig Theaterlust. Die freiheitliche Strömung hatte sich zwar sogar in die ehrwürdig-schmutzigen Räume des Hofburgtheaters ergossen und selbst der vorsichtige und überaus ängstliche Regierungsrath Holbein säumte nicht, die vor dem März höchst verpönten Stücke von Gutzkow und Laube zu bringen, allein weder „Uriel Acosta“ noch „Struensee“ oder „Die Karlsschüler“ waren im Stande, mehr als einen vorübergehenden Antheil bei dem freiheitstrunkenen Publicum hervorzurufen. Verbrüderungsfeste, Fahnenweihe und stürmische Wahlversammlungen boten bald ein Spectakel dar, welches weit mehr Anklang fand, als die keuschen Spiele Melpomene's und Thalia's. Nur die Vorstadtbühnen, denen es vergönnt war, derb und keck mitten in die Zeitereignisse zu greifen, durften sich ab und zu eines vollen Hauses erfreuen. So hatte auch der sarkastische Nestroy mit seiner „Revolution in Krähwinkel“ für jene Tage einen glücklichen Griff gethan. Die Wiener jubelten ihm zu, ohne zu gewahren, daß sich die Posse über sie selbst lustig gemacht.

Die Logen des Burgtheaters waren längst geräumt oder in Abwesenheit der „Herrschaften“ nur von deren Kammerdienern und Kammerjungfern besetzt, Parterre und Galerien boten täglich mehr und mehr gähnende Lücken dar, in den Schreckenstagen hatten sich die „schwarzgelben“ Hofschauspieler selber in alle Welt zerstreut. Im Jahre 1849 kehrte mit

der alten Ordnung beiläufig auch die alte Theatercensur zurück, doch hatte man längst das Bedürfniß gefühlt, dem schwachen Regimente Holbein's ein Ende zu machen. Inzwischen war eine Art Interregnum eingetreten.

Heinrich Laube saß im Frankfurter Parlamente und stimmte in österreichischem Sinne, als die Theater-Unterhandlungen mit ihm in Zug kamen, durch Vermittlung des Grafen Moritz Dietrichstein und nicht ohne Einfluß unserer Louise Neumann.

Als Laube zu Neujahr 1850 sein Amt als „artistischer Director" antrat, fand er die Meister Anschütz, Löwe, Fichtner, La Roche und Wilhelmi beinahe noch alle in voller, ungebrochener Kraft; Talente wie Josef Wagner, Lukas, Beckmann, standen ihnen zur Seite, auch der Komiker Wothe ist zu nennen, und der bedeutende Dawison war eben hinzugetreten. Von den Damen hatten Therese Peche und Betty Fichtner allerdings bereits ihren Zenith erreicht, dagegen wirkten Julie Rettich und Christine Hebbel noch voll und frisch, nicht minder Louise Neumann und Mathilde Wildauer. In ihrem neuen Fache der komischen Alten erwies sich Amalie Haizinger ihres frühern Rufes und Ruhmes vollkommen würdig, und Auguste Brede wie Therese Grafenberg und Auguste Koberwein gehörten zu den „utilités", wie sie nicht jede Bühne aufweisen kann. Auch angehende und hoffnungsvolle Talente, wie der junge Devrient, fehlten nicht. Mit solcher Garde läßt sich schon etwas ausrichten! Dazu kamen unter Laube gleich anfangs noch der tüchtige Lußberger und Meixner, der freilich die von Leipzig her gewohnten „Liebhaber" bald aufgeben mußte, um sich (durch-

aus nicht zu seinem Nachtheil) auf das Derbkomische und scharf Charakteristische zu verlegen.

Laube besaß Energie, Fleiß und Ausdauer, auch Routine, vor Allem aber eine ungeheure Theaterlust. Nur Eines kann ich meinem literarischen Genossen (er möge mir verzeihen!) nicht zuerkennen — das zarte, ungreifbare und undefinirbare Ding: Geschmack genannt, „le talent de la grace“, wie es Victor Hugo bezeichnet. — Laube hatte den Leipziger Geschmack — den wollte er den Wienern einimpfen. Das zeigte sich bald im Repertoir sowie in den Rollenbesetzungen, wo bisweilen die wunderlichsten Erscheinungen zu Tage kamen, da Freund Laube überdies nicht ungern experimentirte. So erinnere ich mich z. B., daß er Fichtner's frühere Rolle in den „Bekenntnissen“, den jungen Assessor „Bitter“, dem von ihm begünstigten Meixner zugetheilt hatte. Zum Glück kam ich zu rechter Zeit dahinter, veranlaßte eine passendere Besetzung dieser Liebhaberrolle. — Lewinski wurde in der Folge von Laube entdeckt und sogleich zu allem Möglichen verwendet. In „Götz von Berlichingen“ spielte der junge Mensch den „Bruder Martin“ und bald darauf den Knappen oder Knaben „Georg“, eine Rolle, die seit Erschaffung der theatralischen Welt sich immer nur in den Händen einer weiblichen Darstellerin befunden hatte. Der Darsteller des „Franz Moor“ nahm sich auch wunderlich genug als kindlicher Jüngling aus und war nahe daran, ausgelacht zu werden. Er spielte die Rolle kein zweites Mal.

Fräulein Kratz hatte der artistische Director als „Goßmann-Doublette“ engagirt, da er mit dem bisweilen etwas grillenhaften Grillen-Original in Zwiespalt gerathen war.

Aber die neue „Grille“ wollte nicht recht einschlagen und plötzlich sahen wir sie zu unserem höchsten Erstaunen auf dem Theaterzettel als „Lady Percy“ prangen.

Flectere si nequeo superos, Acheronta movebo!

Laube glaubte mit einem Mal ein tragisches Talent an der ci-devant Darstellerin der „Verwandelten Katze“ entdeckt zu haben. — Aeltere Wiener Theater-Habitués werden sich der Scene in „Heinrich IV.“ erinnern. Ludwig Löwe gab den „Heißsporn Percy“ unvergleichlich. Die große Sophie Müller machte mit den Versen:

„Ich breche Dir den kleinen Finger, Heinrich,
Willst du mir nicht die ganze Wahrheit sagen“ —

immer das ganze Haus rebellisch.

Nun, nicht jede Schauspielerin kann oder soll eine Müller, eine Goßmann, ein Genie sein — aber man soll und darf ein mäßiges, auch brauchbares Talent nicht zu Rollen verwenden, bei denen vorzugsweise irgend ein genialer Zug zur Erscheinung und zum Ausdruck zu gelangen hat. Julie Rettich mußte ihrer Zeit die Lady Percy spielen, als würdige Nachfolgerin der Müller, später etwa Frau Gabillon, durchaus nicht das Grillen-Kätzchen.

Besetzte Laube die Rollen nicht immer richtig, so kann man ihn auch von dem Vorwurf nicht völlig frei sprechen, daß er die älteren Meister-Künstler zu frühzeitig bei Seite geschoben — zu Gunsten des jungen Nachwuchses, vielleicht auch zum Schaden der Kunstjünger! Denn woran sollen sich diese bilden, wenn nicht an ihren Vorgängern? Was alte und neue Schule! Es giebt nur gute und schlechte oder mittel-

mäßige Schauspieler und den besten kann der gute immer etwas abgucken.

Fichtner hat, wie früher erzählt worden, nicht wenig an Korn gelernt, und Sonnenthal konnte noch immer an Fichtner und Löwe lernen, wie Lewinsky an Anschütz und La Roche. — Wenn Laube in seiner Geschichte des Burgtheaters nicht undeutlich merken läßt, daß er eine bereits „lecke“ Gesellschaft vorgefunden, so erinnere ich dagegen nur an alle oben citirte Künstlernamen. Dieser und Jener fing zu altern an, das ist richtig, und man mußte daran denken, drohende Lücken auszufüllen — doch Männer wie Anschütz und Löwe hatten ein Recht, sich zu beklagen, wenn man bereits vor zwanzig Jahren anfing, sie zu vernachlässigen, anstatt ihre Mustervorstellungen so lange auf dem Repertoir zu erhalten, als nur immer anging.

Hatte Laube die älteren Schauspielergrößen allzusehr in Schatten gestellt, so machte er dagegen ein Unrecht seiner Vorgänger gegen den ersten dramatischen Dichter Oesterreichs wie des jetzigen Deutschland wieder gut. Er brachte sämmtliche Dramen Grillparzer's in bester Besetzung wieder auf's Repertoir, mit Ausnahme von „Weh dem, der lügt“, gegen welches wunderliche Lustspiel der Dichter selbst Einwendungen erhoben hatte. — Auch Shakespeare war bald mehr gang und gäbe als bisher, und sich selbst und Gutzkow vergaß Laube nicht, wie er auch meinen Lustspielen Gnade widerfahren ließ. — Ab und zu erfaßte ihn die Passion, eine Masse einactiger Kleinigkeiten zu bringen, à la Ascher, dessen Bühne sich nach und nach fast in Atome auflöste. Zuletzt wurde das Burgtheater von dem französischen Social-Schauspiel überwuchert. Was aber zu thun? Die deutsche

Dramatik hat in den letzten zwanzig Jahren wenig Bleibendes und Dauerndes erzeugt; die Franzosen sind immer fruchtbar und rührig, und diese pikanten, wenn auch scabrösen Sachen werden von Charlotte Wolter und Sonnenthal so trefflich dargestellt, das man ihre Berechtigung auf dem ersten deutschen Theater kaum zu bestreiten vermag. Mit den beiden zuletztgenannten bedeutenden Schauspielerkräften hatte Laube den Künstlerkreis des Burgtheaters zumeist bereichert.

Die Bühne ist ein Saturn, der seine Kinder rasch verschlingt. Wilhelmi, Anschütz, Julie Rettich, Beckmann, Josef Wagner, Ludwig Löwe sind nicht mehr, Fichtner, Louise Neumann, die anmuthige Marie Boßler, die hoch talentirte Emilie Scholz gehören dem Privatleben an; La Roche und Mama Haitzinger können sich leider nicht verjüngen. Aus Laube's Nachlaß blieben uns Sonnenthal mit Charlotte Wolter und Lewinski, die Gabillon's, die Hartmann's, Fräulein Bognár, meine geistreich-unstete Freundin Auguste Baudius, ferner Meixner, Franz, Baumeister und Förster, Krastel und Schöne.

Seitdem kein neuer Zuwachs! Nur das Ehepaar Mitterwurzer und Fräulein Janisch sind mit Antheil zu nennen.

Es scheint, Laube hatte das Möglichste gethan, das Theater erhalten, so gut es anging. Sein häufiges Experimentiren, sein Parteinehmen für die sogenannte „junge Schule“, so wie sein barsches Wesen wurden ihm zum Vorwurf gemacht, doch sind seine Vorzüge überwiegend, seine Schwächen längst vergessen. Sein Eifer bei den Proben, sein Einwirken auf die jüngeren Schauspieler,

der Geist, den er ausströmte wie einflößte, das Alles wird gegenwärtig auch von seinen bisherigen Gegnern anerkannt und gepriesen. Auch die dramatischen Schriftsteller hatten sich im Ganzen nicht über ihn zu beklagen. Die Arbeitskraft, die ihm innewohnt, machte es ihm möglich, die eingelaufenen Manuscripte nicht nur rasch und obenhin zu durchfliegen — er ging auch gründlich in die Sache ein, schlug Aenderungen vor, feilte und änderte nach Umständen selbst, correspondirte darüber ausführlich mit den Autoren. So schrieb er mir häufig über meine neuen Sachen, hatte aber, da ihm meine Wuth des „Umarbeitens“ bekannt war, meist mehr Mühe, mich von Abändern abzuhalten, als mich dazu anzueifern.

Alles in Allem genommen, hatte man an Laube einen tüchtigen und energischen Theaterlenker gefunden, als welcher er sich auch im Laufe der Jahre bewährte.

Warum hatte man ihn also plötzlich bei Seite geschoben? Ich weiß es nicht. Niemand weiß es. Das sind Hofgeheimnisse.

Wenn der sensitive Schreyvogel bald nach seiner Pensionirung zusammenbrach und starb, so wurde der robuste und widerstandsfähigere Laube bei ähnlicher Calamität erst recht lebendig. Kaum war er von dem Schauplatz seines Wirkens abgetreten, als seine polemischen Artikel in der „Neuen Freien Presse“ erschienen, in denen er zu beweisen suchte, daß das Burgtheater nach ihm sogleich in Verfall gerathen sei. Die Wahl der Stücke wurde getadelt, die Rollenbesetzung, die Scenirung, Alles und Jedes — kurz, der dramaturgische Ajax schlug mit der Keule d'rein. Das Merkwürdigste war, daß ihm die Fehler und Schwächen seiner vormaligen Lieblinge mit einem Mal hell und klar in

die Augen sprangen. Die früher hoch gehaltene Heldin betonte nun plötzlich unrichtig und sprach ein fehlerhaftes Deutsch; der Held war steif und linkisch, der Liebhaber monoton, die Lustspielerinnen manierirt und affectirt. Man merkt es ihnen Allen wie dem schleppenden Zusammenspiel an, daß die leitende Hand fehlt, der leitende Geist!

Man schrie von Oben Zeter über diese heftigen Angriffe und strich die Stücke des rücksichtslosen Kritikers augenblicklich vom Repertoir. — Das war jedenfalls gefehlt. Das Publicum, unbekümmert um die Zwistigkeiten der Bühnenlenker, hatte ein Recht auf seine Lieblingsstücke, die man ihm nun vorenthielt.

Allein —

Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi!

Man muß Laube entschuldigen. Die Leidenschaft riß ihn hin, wie er das schließlich selber eingestand. Sein naiver Zorn hatte auch seine Berechtigung. Daß man einen Mann von solchen Verdiensten so ohne Sang und Klang fortgeschickt, kennzeichnet die Partei. Einem mehrjährigen Hof-Ofenheizer hätte man nicht so übel mitgespielt. Aber im Stillen hatten sie's dem liberalen Schriftsteller von jeher auf der Nadel, und so mußte sein „Statthalter von Bengalen“ und mein Schauspiel „Aus der Gesellschaft“, welches unter seiner Direction auf dem Hoftheater erschienen war, zum Vorwand dienen, um den unliebsamen Mann zu entfernen. —

Man klagt seit Laube's Abgang über den Verfall des Burgtheaters — aber weder Laube, noch die verschiedenen Intendanten und Directoren, die nach ihm folgten und nachfolgen

werden, können da abhelfen! Stillstand ist Rückschritt. Und der theatralische Stillstand liegt in der Zeit. Wer nimmt noch Interesse an der Kunst wie zu Goethe's und Schiller's Tagen und lange nachher! Die Humanitäts-Ideen und Studien so wie die schöne Literatur sind längst bescheiden in den Hintergrund getreten und haben den Geldspeculationen oder den Nationalitäten-Kämpfen und der politischen Intrigue den Schauplatz überlassen müssen. Das neue Geniale zeigt sich aber zumeist nur in der Naturwissenschaft. Kein großer dramatischer Dichter, kein Schauspieler von höchster Bedeutung ist in den letzten Decennien zur Erscheinung gekommen; die letzten alten Größen haben sich längst ausgelebt und ohne neue Stücke und neue Schauspieler giebt es kein neues Theater. Und — setzen wir hinzu — ohne ein Publicum, das sich für seine nationale Bühne interessirt und erwärmt, wie zur Zeit Shakespeare's und Calderon's, Racine's und Molière's, und unseres Goethe und Schiller. Wir sind eben Epigonen! Erhalten wir, was zu erhalten möglich ist. Die neue Kunst wird einer späteren Generation erblühen. Es giebt Zuschauer, aber kein Publicum, es giebt Schauspieler, aber keine Schauspielkunst. Möge uns das neue Wiener Stadt-Theater darin eine angenehme Enttäuschung bereiten! — —

Meine Jugenderinnerung, das Eingangs erwähnte Bauerntheater, drängt sich mir von Neuem vor die Seele. Das Festspiel war einfach und natürlich, dabei herzlich, menschlich, volksthümlich, zugleich von einem künstlerischen Hauche durchweht. Darum —:

Wollt Ihr nach dem Volke zielen,
Sei's mit Geist und mit Gemüth;
Kunst, sie ist ein blumig Spielen,
Wie's durch alle Herzen blüht;
Willst du dienen den Kamönen,
Und mit frischem Lebenshauch,
So vermähle Dich dem Schönen,
Aber dem Humanen auch!

IX.

(Ableben des Kaisers Franz. — Das „System." — Wiener-Stimmung. — Ein Sturmvogel.)

Kaspar (schiebt die Regierungsmaschine herbei):
Die Räder machen ein wenig Geschrei.
Kaiser:
Ihr müsset die Räder ein wenig schmieren.
Kaspar:
Das nennen wir dann das Regieren.
Achim v. Arnim.
(Prolog zu dem Schattenspiel.)

Im Winter 1835 hatte mein romantisches Schauspiel: „Fortunat" ein gewisses literarisches Aufsehen erregt. Das Stück war von meinem Freunde Holtei bei Frau v. Pereira, von mir selbst bei Ottilie v. Goethe, bei Hammer-Purgstall und bei Graf Louis Szeczeny in größeren Cirkeln vorgelesen, auch von Zedlitz, Raupach, Tieck mündlich und schriftlich gebilligt worden. Nur Grillparzer, das bessere Streben des Verfassers anerkennend, allein auf die Geschmacksrichtung des Wiener Publicums hinweisend, wollte der wunderlichen Arbeit, wenn auch eine ehrenhafte Aufnahme, doch durchaus keinen eigentlichen Theatererfolg versprechen. Wie sehr er Recht hatte und wie er die Sache noch viel zu rosenroth anschaute,

erwies sich leider zu Genügen bei der Aufführung des Stückes im „Josephstädter-Theater.“

Der Antheil, welchen die gebildeten Kreise Wien's jener Komödie schenkten, galt aber weit weniger dem Autor und seinem Werke, als dem Umstande, daß der oberste Kämmerer Graf Czernin das Stück eines damals bereits ziemlich beliebten dramatischen Schriftstellers zurückgewiesen hatte, mit dem Bemerken: derlei Zauberstücke gehörten in's Leopoldstädter-Theater. Der junge und etwas heißblütige Autor war über diese schnöde Aeußerung, so schonend sie ihm der damalige „Vice-Director des Hofburgtheaters“ (Deinhardstein) auch immer beizubringen bemüht war, über die Maßen empört und bald entschlossen, eine Audienz beim Kaiser zu nehmen, um, womöglich, die Aufführung des Stückes gegen den Willen des obersten Kämmerers durchzusetzen.

Diese Verhältnisse waren es, durchaus nicht der Bann, mit welchem die Romantik belegt worden, die Neugier war's, welche die literarische, finanzielle und sogar die hochadelige Gesellschaft Wiens um den Lesetisch versammelt hatte. Frau Ottilie pflanzte mir zur Seite eine ältere Dame auf, die mir etwas taub schien. Die zerstreute Hausfrau hatte vergessen, mich der Dame vorzustellen — erst Tags darauf erfuhr ich, daß ich den ganzen Abend neben der Verfasserin des „Agathokles“ gesessen.

Bei Graf Louis Szeczeny, mit dessen Familie ich bereits früher bekannt worden, hatten sich noch eingefunden: sein berühmter Bruder Stephan, ferner: Fürst Wittgenstein, Graf Haugwitz, Fürst und Fürstin Lichtenstein, die Herzogin von Sagan-Accerenza, Fürstin

Palffy, Graf Szeczen mit Gemalin u. A. „Lauter Leute, die von Poesie keine Idee haben!“ heißt es in meinem Tagebuch vom J. 1835. „Graf Haugwitz ist darin der Aergste“ — bemerke ich weiter — „die Herzogin scheint noch am gemüthlichsten. Merkwürdig ist ein gewisses Etwas oder — Nichts, was diesen Leuten der finanzielle Adel nicht nachmachen kann.“

Diese scharfe Kritik war, mir selbst gegenüber, nichts weniger als gerecht, denn die Damen und Herren hatten sich mir ungemein artig erwiesen und der Curiosität mehr Antheil gespendet, als ich mir eigentlich erwarten durfte. Mit Stephan Szeczeny wurde ich ziemlich vertraut, fand aber an ihm einen so eingefleischten Magyaren, daß ich es nicht für gerathen hielt, mit meinen eigenen politischen Ansichten gegen ihn hervorzurücken, wozu mich übrigens der Schwall seiner Rede ohnehin nicht kommen ließ. Der Graf besaß Beredsamkeit, vieles Wissen, aber ohne Ordnung, auch ohne klaren Kopf, die Phantasie überwucherte den Verstand; der glühendste Patriotismus sollte alles sonst Mangelnde ersetzen, und so wurde denn auch von ihm und anderen Gleichgesinnten die Cultur Ungarns mittelst englischen Comforts, einer unreifen Akademie der Wissenschaften sammt der Zuthat jenes berüchtigten „Hony-Vereins“ und eines National-Theaters ohne einheimische dramatische Literatur frischweg in etwas phantastischer Weise in Angriff genommen, und anstatt der höchst nöthigen Straßenbauten, Volksschulen und Justiz-Reform nichts als eine kostbare Kettenbrücke zu Stande gebracht, über welche der Adel gratis ging, ritt und fuhr. Doch muß ich es dem Grafen zur Ehre nachsagen, daß ihm die Comitatswirthschaft mit ihrem schrankenlos-

willkürlichen Gebahren eben kein Juwel der ungarischen Verfassung dünkte. Herr v. Pulsky, den ich gleichfalls um diese Zeit kennen gelernt, setzte mir den Durcheinander, welcher in diesen kleinen Republiken damals herrschte (und leider annoch herrscht), in humoristischer Weise auseinander.

Am 26. Jänner 1835 stand ich vor Kaiser Franz, und zwar zum zweitenmal in meinem Leben. Das erstemal war's am 19. November 1829, dem Jahrestag von Schubert's Ableben. Ich war damals Kreisamtspraktikant und kaum noch als Schriftsteller aufgetreten. Mein Chef und besonderer Gönner, der Kreishauptmann Baron Waldstätten (in der Folge Polizei-Director) hatte mich überredet, um ein sogenanntes „außerordentliches“ Adjutum einzukommen, indem er zugleich in einem Berichte an die niederösterreichische Regierung sowohl meine Fähigkeiten als meinen Diensteifer auf das Ungeheuerste herausstrich. Es sei aber auch noch erforderlich, ein Allerhöchst signirtes Gesuch zu erwirken, hieß es. Ich meldete mich also zur Audienz, that aber den Schritt ungern und ohne Hoffnung auf Erfolg.

Bei dieser ersten Audienz trug der Kaiser eine Jäger-Uniform und sah noch ziemlich frisch aus, obwohl er etwas hager geworden und nur spärliches, beinahe weißes Haar um seine Schläfe hing. Ich trug mein Anliegen kurz und bündig vor. Der Kaiser blickte mir erst ziemlich scharf ins Gesicht, nahm dann eine freundlichere Miene an und sagte (mir kam vor, als lache es dabei innerlich in ihm): „Ich kann Ihnen nichts versprechen; ich will mich erkundigen, wie's ist.“

Ein kurzes Kopfnicken — damit war die Audienz zu Ende.

Wo erkundigte man sich aber damals? Bei der Polizei, und diese bei den Hausmeistern. Vermuthlich hatte mein Hausmeister nicht günstig über mich berichtet, oder galt ich schon damals für einen „unruhigen Kopf“, ich weiß nicht mehr recht. Kurz, das Adjutum bekam nicht ich, sondern ein ziemlich bornirter und völlig dienstunfähiger junger Baron. Der gemüthliche Waldstätten, der sich meiner mit solcher Wärme angenommen hatte, nahm meine Abweisung beinahe wie eine persönliche Kränkung auf.

Bei der zweiten Audienz im Jänner 1835 fand ich den Kaiser bedeutend gealtert, das sonst lebhafte Auge matt, die Stimme kreischender als vor Jahren. Der Monarch hörte mich ruhig an, als ich von meinem Stücke sprach, welches sowohl von Seite des Dramaturgen des Hofburgtheaters, wie auch von den ersten schriftstellerischen Celebritäten für mein bestes anerkannt, und von namhaften Hoftheatern, wie Berlin und Dresden, zur Aufführung angenommen worden, während nur der Herr oberste Kämmerer sich weigere — —

„Ja, der Czernin hat zu reden, sonst kein Mensch!“ unterbrach mich der Kaiser.

Ich: „Eure Majestät verzeihen, aber da es Ihr Theater ist und nur Sie zu befehlen haben, so erbitte ich mir die Aufführung des Stückes, die für mich eine Ehrensache ist, als besondere Begünstigung von Eurer Majestät, mit Rücksicht auf meine früheren Lustspiele, die dem Hofburgtheater einigen Vortheil gebracht, auch einigen Antheil bei dem Wiener Publicum wie sonst in ganz Deutschland gefunden.“

Kaiser: „Ihre Stück' g'fallen mir auch, sie sind lustig und ich seh' sie gern. Aber wenn der Graf Czernin nein sagt — nur der hat zu reden! Es war g'fehlt von dem Deinhardstein, wenn er Ihnen Hoffnung g'macht hat — aber ich will ihm nix nachsagen, er ist ein guter Mensch."

Ich: „Ich habe mir erlaubt, das Stück im geheimen Cabinet einzureichen. Wenn Eure Majestät geruhen wollten, einen Blick in das Manuscript zu werfen."

Kaiser: „Dafür ist der Czernin da! Ich kann nit Alles entscheiden. Verzeihen's, daß ich's Ihnen sag'; aber da müßt' ich am End' auch noch den Bettelrichter machen!" (Der Kaiser schlug eine trockene Lache auf.)

„Der Vorgesetzte hat zu urtheilen. Sie sind selber ein Beamter, Sie müssen das wissen! Wenn Sie ein Ausländer wären, ich müßt' Sie ausmachen." (Warum?)

„Noch einmal: Ihre Stuck' g'fallen mir! Schreibens nur wieder was Lustig's und der Czernin wirds g'wiß annehmen."

Ein freundliches Kopfnicken — und ich war entlassen.

Doch genug vom Theater! Wenige Wochen nach der Audienz war der Kaiser nicht mehr. Eine kurze Krankheit hatte ihn am frühen Morgen des 2. März dahingerafft.

Das Ereigniß wirkte elektrisch. Im Februar 1792 hatte Franz von Lothringen die Regierung angetreten, die nun nach vollen dreiundvierzig Jahren plötzlich zu Ende ging. Der Habsburg-Lothringer (oder nach Hormayr „Lothringer-Vaudemont") Franz II. wandelte sich im Jahre 1804 zum Franz I., zum Erbkaiser von Oesterreich um, blieb nebstdem noch König von Ungarn und Böhmen, verzichtete im Jahre 1806 auf die deutsche Kaiser — Schattenwürde.

Wenn Oesterreich durch den Preßburger-Frieden 1000 Quadratmeilen, durch den Frieden von Schönbrunn 2000 Qu.-M. seines Besitzes verlor, wenn seine Finanzen gründlich zerrüttet waren, seine staatliche Existenz beinahe in Frage gestellt, so machten der sogenannte „deutsche Befreiungskrieg", der Pariser-Frieden und der Wiener Congreß allen seinen Leiden ein vorläufiges Ende. Von nun an gab es aber eigentlich kein Deutschland mehr, nur ein Oesterreich und Preußen, welche beide Großstaaten die Eifersucht, die sie im Stillen gegen einander hegten, schlau verbergend, jederzeit brüderlich vereinigt waren, um als abwechselnde Präsidenten des „deutschen Bundes" das Princip der „Legitimität" aufrecht zu erhalten und den deutschen Geist, oder auch den italienischen, spanischen, griechischen mit Hilfe der beliebten „Congresse" zu bändigen und zu unterdrücken. Doch ließ man in Preußen die Bildung und einen gewissen Fortschritt gelten, von denen sich das träge Oesterreich mit einer wahren Scheu abwendete. Das Mene Tekel der Juli-Revolution ließ unseren alten Schlendrian unberührt, erst nach den Märztagen dämmerte es in gewissen Kreisen und man begann zu ahnen, daß etwas faul sei im Staate, doch brauchte es volle zwanzig Jahre, die Verluste von Provinzen und die Verschuldung unserer Enkel auf Jahrzehente hinaus, bevor man sich zu einer Radicalcur entschließen konnte. —

Oesterreich ist deutschen Ursprungs. Seine frühere Aufgabe war, die Barbaren zu bekämpfen, seine spätere: sie zu cultiviren. Dieses letztere wurde leider versäumt. Es hilft nichts, sich zum Kaiser von Oesterreich zu machen, man muß es auch sein. Ein Gesammt-Oesterreich hatte

sich aber unter Kaiser Franz nun dem Namen nach constituirt. Was wird in Zukunft geschehen? fragte man sich damals, wie nachher. Wie wird sich das zusammen gewürfelte, durch den Willen eines Einzelnen wie über Nacht hervorgerufene Reich mit seinen disparaten Nationalitäten in Zeiten politischer Bewegung, gegen Feinde von Außen, zugleich widerstrebenden Kronländern gegenüber, zu behaupten und zu erhalten im Stande sein? Wo ist der Kitt, der die polyglotten Provinzen mit einander verbindet? Was fragt der Ungar um den Czechen, dieser um den Italiener, alle mit einander um den Deutschen, der ihnen als ihr gemeinsamer Feind gilt, obwohl sie sich auch alle untereinander hassen! Was war also Oesterreich bisher? Eine politische Fiction, weiter nichts! Wer hatte Lust, sich Oesterreicher zu nennen? Ein Magyar, ein Böhme, ein Wälscher gewiß nicht! Und Wien fühlte sich zuletzt als eine deutsche Stadt, hielt an der Tradition seines Ursprungs fest. Das damals improvisirte Erbkaiserthum aber fußte auf stillschweigenden Compromissen nach innen und außen, auf patriarchalischen Gefühlen der Unterthanen, nicht der Völkerschaften, schließlich auf dem guten Willen der übrigen Großmächte, die es, als eine anerkannte „Nothwendigkeit", nicht fallen lassen würden. Ein Staat soll aber nicht so zur Noth und nur durch die Gnade der anderen bestehen, er muß die Nothwendigkeit seiner Existenz in sich selber haben. Deutsch-Oesterreich hatte sie auch, wenn es, in Verbindung mit dem deutschen Mutterlande, gleichen Schrittes mit ihm vorging in geistiger und freiheitlicher Entwicklung, wenn es die Bildung, die es in sich aufgenommen, auch auf die anderen, minder vorgeschrittenen

Provinzen übertrug. In dieser Richtung mußte das neue Erbkaiserthum im Jahre 1804 vorgehen, oder nach dem Pariser-Frieden, nach den Juli-Tagen, oder später noch, als kluge, einsichtige Männer den Rath ertheilten, das österreichische Studienwesen zu heben, die Presse zu befreien, auch den fruchtbaren Boden des verschlammten und verschlemmten Ungarn durch Massen deutscher Colonisten zu cultiviren, in Verbindung von ehrlichen Justizbeamten und tüchtigen Schullehrern. —

Wer es aber wagen wollte, dem neuen Erbkaiser derlei Vorschläge zu machen, der mochte nur gleich in Vorhinein mit sich in's Reine kommen, ob er der Festung Munkacs oder dem Brünner Spielberge als künftigen Aufenthaltsorte den Vorzug gebe. In Oesterreich herrschte zur Restaurationszeit und lange nachher ein Despotismus sonder Gleichen, der zwar trotz der beständigen Geldverlegenheiten das materielle Wohl der Unterthanen theilweise förderte, auch eine gewisse bürgerliche Gerechtigkeitsliebe gern zur Schau trug, doch jeder freieren geistigen Regung, allen Bildungselementen sich geradewegs feindselig entgegen stellte. Die verschiedenen Völkerstämme der Monarchie, von Natur nicht ohne Anlagen und Rührigkeit, wurden auseinander und in Schach gehalten nach der beliebten Erb-Maxime: „divide et impera!“ Vor allem war man aber bemüht, sie von jeder Verbindung mit dem gefürchteten „deutschen Auslande“ durch Zoll- und Censurschranken vollkommen abzuschneiden und sie auf diese Weise zu Stillstand, geistigem Tode und polizeilichem Gehorsam zu verurtheilen. Dieses „System“ hat zu den März- und Octobertagen, zum ungarischen Kriege und zur russischen Hilfe, zum Concordat, zum Verluste der

Lombardei und Venedigs, bis zu Sadowa und beinahe zum gänzlichen Zerfallen des Staatskörpers geführt. — Was war nun aber eigentlich dieses so lange gepriesene österreichische System? Es war ein rein negatives: die Furcht vor dem Geiste, die Negation des Geistes, der absolute Stillstand, die Versumpfung, die Verdummung. Der Kaiser war das verkörperte conservative System, auch war's ein eigentlicher Selbstherrscher, nichts geschah ohne, geschweige gegen seinen Willen. Dabei griff das Regierungs-Räderwerk wie eine wohlgeordnete Maschine fest in einander. Es war aber bloße Mechanik, ohne Geist, ohne Seele.

Wie man über Erziehungswesen und geistigen Aufschwung dachte, kann das Eine Wort des Kaisers bezeugen: „Ich brauche keine Gelehrten, nur gute Beamte!" Nun, die hatte er auch, besonders an den damals noch getreuen Böhmen, diesen Stützen der ledernen Bureaucratie, vom Grafen Kolowrat angefangen bis zum letzten Praktikanten aus Czaslau oder Leitomischel. Servilismus und Kriecherei nach Oben, Brutalität nach Unten war das Schlagwort dieser kleinen Satrapen, durch welche das Volk in seinem Stumpfsinn erhalten wurde, während ein leichtsinniger und unthätiger Adel gedankenlos seine Vorrechte genoß. Kurz, Wien war und blieb das Capua der Geister, das gesammte Oesterreich ein stagnirender Völkersumpf mitten im rührigen Europa. Daß die Geistlichkeit nicht wenig dazu beitrug, diese verrotteten Zustände zu erhalten, ist wohl begreiflich, doch durfte sich der Clerus nie einer solchen Macht erfreuen, wie ihm in unseren Tagen eingeräumt worden, denn der katholische und für seine Person fromme Kaiser, wie er überhaupt kein Freund der Freiheit

war, duldete auch keine freie Kirche in seinem unfreien Staate, hielt sein placetum regium unwandelbar aufrecht, und hätte sich nie mit einem **Concordat** befreunden können.

Als Träger des österreichischen Systems gilt für gewöhnlich der Staatskanzler Fürst Metternich, allein gewissermaßen mit Unrecht, denn er handelte nur als „treuer Diener seines Herrn", dessen persönlicher Politik er sich anbequemte, und die er vorzugsweise nach Außen zu repräsentiren bemüht war, während er andere Kräfte und Mächte im Inneren des Reiches, natürlich in demselben „conservativen" Sinne, aber sonst nach Gutdünken schalten und walten ließ. Man muthete dem geistreichen und versatilen Fürsten wohl auch zu, daß er eben so gern, ja vielleicht noch lieber in liberalem Sinne regieren würde, und bei dem plötzlichen Thronwechsel glaubte man sogar den Moment bereits gekommen, wo diese neue Wendung der österreichischen Politik eintreten dürfte. Allein schon am 2. März (am Todestag des Kaisers) erschien eine außerordentliche Beilage der Wiener Zeitung, welche vollkommen geeignet war, alle derlei sanguinischen Hoffnungen zunichte zu machen. In Allerhöchsten Handschreiben an den Fürsten Metternich und an den Grafen Kolowrat, sowie an den ersten Obersthofmeister und an den Hofkriegsraths-Präsidenten versichert Kaiser Ferdinand, daß er den ihm angestammten Thron besteige, um im Sinne und Geiste seines verewigten Vaters weiter zu regieren, sowie er auch alle Würdenträger und deren Organe im In- und Auslande in ihren Aemtern bestätigt und sie zugleich auffordert, ihre Pflichten wie bisher „nach den bestehenden Vorschriften" zu erfüllen. Das klang durchaus nicht als stünden Reformen vor der Thür, das

hieß beiläufig: Es bleibt beim Alten! Und so war es auch. Das aufgeregte Wiener Publicum ließ sich aber seine Erwartungen vorläufig nicht nehmen und die Residenzstadt wogte am 2. März wie in der Nacht von 2. auf den 3. gleich einem stürmischen Meere. Alle Wirths- und Kaffeehäuser waren überfüllt, auch auf den Straßen traten Gruppen zusammen und ein lebhafter Gedankenaustausch gab sich allenthalben kund. Daß diese Gedanken nicht gänzlich unbelauscht blieben, konnten meine Freunde und ich erfahren, denn als wir ziemlich spät nach Mitternacht durch eine stille Seitengasse schritten, unser etwa ein halbes Dutzend, in einer allerdings etwas geräuschvollen Discussion begriffen, da stürzten plötzlich, wie aus dem Erdboden emportauchend, drei oder vier „Naderer" auf uns zu, angeblich, um unserem vermutheten Streite ein Ende zu machen. Sie entfernten sich zwar allsogleich, als wir sie lachend versicherten, daß wir vollkommen einig, die besten Cameraden seien und ihrer bons offices in keiner Weise bedürften. Verhaftungen wurden übrigens in dieser Nacht in beträchtlicher Menge vorgenommen. Als das Testament des Kaisers Franz bekannt wurde, worin er seinen Völkern seine „Liebe" vermacht, und als man die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß sonst wirklich Alles beim Alten blieb, von den geträumten Reformen sich auch keine Spur zeigen wollte, da ergoß sich der Wiener Witz in tausend mehr oder minder bitteren Epigrammen, auch laute Tadelsworte ließen sich vernehmen; — im Handumdrehen hatte die Lobhudelei, Schmeichelei und Heuchelei, seit Jahrzehnten an der Tagesordnung, in ihr directes Gegentheil umgeschlagen. Auch die Provinzen fingen an, schwierig zu werden; die Ungarn murrten, die Italiener

conspirirten, die böhmischen Stände regten sich, sogar die niederösterreichischen fingen an, ein Lebenszeichen von sich zu geben, und da die Zügel der Regierung von den Händen dreier Greise immer schlaffer gehalten wurden, so verlor auch die Beamtenwelt nicht nur ihre frühere Sicherheit, sondern zeigte sich nach und nach geneigt, in die Klagen der Unterthanen mit einzustimmen. Die Behörden wurden immer lässiger, sahen bei Censur- und anderen Uebertretungen durch die Finger, halfen verbotene Bücher und Journale, wie später die „Grenzboten“, wohl selber einschmuggeln, und untergruben so die letzten Polizeistützen, welche das alte und morsche Gebäude noch nothdürftig zusammenhielten. Das „System“ und die „Opposition“ standen sich einander bald schroff gegenüber — aber von den drei alten Herren, welche zuletzt das System einzig und allein repräsentirten, hatte der Eine gelegentlich selber angefangen, gegen die anderen Beiden im Stillen Opposition zu machen.

Doch ich greife vor! Die ersten Jahre nach des Kaisers Ableben gingen die Dinge wieder ihren gewöhnlichen Lauf, von Außen schien Alles ruhiger geworden, der eingedämmte Volksstrom floß wie früher in seinem Bette, kaum daß ein Ueberschwellen zu besorgen stand, so bedenklich es auch in der Tiefe brauste und rauschte. Man lebte übrigens eine Art Doppelleben. Der alte Wiener Vergnügungssinn hielt nach wie vor an seinem Strauß und Nestroy fest, nur daß man auch anfing, die materiellen Interessen, als Vorläufer der geistigen, zu bedenken. So war der Gewerbeverein gegründet, den greisen Machthabern die Concession der ersten Eisenbahn durch Rothschild abgeschmeichelt worden. Für die Industrie war nun etwas geschehen,

worauf man die Hände wieder in den Schoß legte und den lieben Gott und das schlechte System walten ließ. —

Doch kehren wir in die alte Zeit zurück! —

Mir und anderen Gleichgesinnten lastete der Geistesdruck wie ein Alp auf der Brust. Eduard Duller, Schuselka, Kuranda und Andere hatten sich freiwillig expatriirt, sich eine literarische Stellung in Deutschland zu gründen, und dort in patriotischem, nicht patriarchalischem Sinn für Oesterreich zu wirken gesucht, besonders Kuranda in den „Grenzboten.“ Ich selbst fühlte schon in früher Jugend den Drang, mich von dem österreichischen Censurjoche zu befreien, eine doch etwas freiere Luft in Deutschland einzuathmen — Schreyvogel und Grillparzer hatten mich zurückgehalten. Nun war ich längst kein Jüngling mehr, und der Zwang erschien mir unerträglicher als je, der Boden brannte mir unter den Füßen, und ich ließ meinem Unmuth nicht nur unter Freunden, sondern auch an öffentlichen Orten ziemlich freien Lauf. Natürlich, daß das nicht eben die Art und Weise war, um in der Beamtenwelt Carrière zu machen; doch muß ich es meinen nächsten, sowie höheren Vorgesetzten zur Ehre nachsagen, daß sie mir sonst meine wilden Reden nicht nachtrugen, unter vier Augen wohl auch beiläufig meiner Ansicht waren, mich nur zur Vorsicht mahnten.

Einen komischen Auftritt hatte ich mit meinem früheren Kreishauptmann, Baron Waldstätten. Ich besuchte den wackern Mann von Zeit zu Zeit; inzwischen war er aber Polizei-Director geworden, wozu er etwa so viel oder so wenig taugte wie ich, obgleich sein wohlwollender Charakter und seine Humanität auch auf diesem, sonst

anrüchigen Posten gute Früchte trugen. Eines Tages ließ er mich zu sich ins Präsidial-Bureau einladen. Irgend eine meiner politischen Aeußerungen im Neuner'schen Kaffeehause war zu den Ohren des Grafen Sedlnitzki gedrungen, welcher den Polizei-Director beauftragt hatte, mich darüber zur Rede zu stellen. Der gute Waldstätten that das in der eigensten Weise, indem er mir erst über die ihm aufgedrungene amtliche Stellung vorklagte, für die er gar nicht geschaffen sei; dann kam er erst per ambages auf die eigentliche Sache, mahnte mich freundschaftlich zur Vorsicht, da man mich als Schriftsteller ohnehin scharf im Auge habe, als vermuthlichen geheimen Mitarbeiter an den „Grenzboten" und sonst. Darin hatte man nicht ganz unrecht! Zwar an den „Grenzboten" war ich bisher unschuldig, dafür stand ich mit Arnold Ruge und den hochverpönten „Halle'schen Jahrbüchern" in einiger Verbindung. Für die letzteren hatte ich unter Anderm einen ziemlich weitläufigen Artikel geschrieben: „Pia desideria eines österreichischen Schriftstellers." Ruge fand das Manuscript zu voluminös, um es in seinem Journal erscheinen zu lassen, er beglückte also Otto Wigand damit, welcher das Opus, das gegen die österreichische Censur ankämpfte, eine Art Vorläufer der künftigen Schriftsteller-Petition, als Broschüre herausgab. Das Ding machte einiges Aufsehen; daß ich der Verfasser sei, wußte Niemand außer Ruge, doch hatten meine Freunde und Genossen am Styl und an gewissen Lieblings-Redewendungen mich bald als Autor erkannt, als welchen ich mich auch gar nicht verleugnete. Die Censur, wie sie es bereits seit lange gewöhnt war, drückte alle ihre ehemaligen Argusaugen zu, obwohl es ein Leichtes gewesen wäre, mir als Beamten (ich hatte es

inzwischen zu der hohen Würde eines Lotto-Directions-Concipisten gebracht!) den Proceß zu machen. So fuhr ich denn ungehindert fort, in Rede und Schrift zu frondiren, und durfte in den verschiedenen geselligen Kreisen, denen ich angehörte, als eine Art liberaler Vorkämpfer gelten. Mit dem Kopfe gegen die Wand zu rennen, bleibt immer ein mißliches Experiment, auch schüttelten kluge Freunde nicht selten den Kopf über mein Gebahren. So der milde und umsichtige Ernest Feuchtersleben. In den Vierziger-Jahren hatte mich Kriehuber lithographirt; ich ließ unter das Porträt setzen: „Lieber unvorsichtig als unwahr!" Feuchtersleben erwiderte darauf:

„Unvorsichtig" sind die Kinder,
„Muthig" ist des Mannes Wort;
„Unwahr" ist der Pfad der Feigheit,
„Schweigen" oft der Wahrheit Hort.

Leicht verirrt der Menschheit Schritt sich;
Wo den rechten Weg sie fand,
Führte sie die ernste Wahrheit
An der Vorsicht weiser Hand.

Der Freund mochte Recht haben, obwohl sich dafür wie dawider sprechen läßt. Soll Einer gar niemals den Mund aufthun? Es erleichtert doch das Herz! Und Andere machen's nach — so wird Propaganda. Auch war ich nicht der Einzige, der die Dinge schlecht und faul erfand, und sie bei ihrem Namen nannte. Und darunter befanden sich Bedeutendere als ich. So erinnere ich mich einer Abendgesellschaft — gegen Ende der Vierziger-Jahre — wenn ich nicht irre, war's bei Schmerling — wo ein Hofrath der

obersten Justiz (Peberzani) es unumwunden aussprach: „Man könnte dem Fürsten Metternich und dem Grafen Kolowrat, welche in öffentlichen Angelegenheiten gewissermaßen als „Geschäftsführer ohne Auftrag“ handelten, geradezu als Hochverräthern den Proceß machen.“ —

Der Liberalismus und die politische Aufregung der gebildeteren Wiener Gesellschaftskreise gingen längst mit Hochwasser, als im Spätherbst 1844 Friedrich List bei uns eintraf. Ein Festmal zu Ehren des deutschen National-Politikers und Förderers des Eisenbahnwesens wurde sogleich beschlossen.

Das List-Souper von 160 Gedecken fand am 23. December statt, und alle Spitzen der Finanz, des Handels und der Bureaucratie, auch einige Literaten nahmen daran Theil. Daß ich als liberaler Schriftsteller gleichfalls geladen wurde, versteht sich von selbst. Ich weiß nicht mehr, welcher hohe Beamte den herkömmlichen ersten Toast auf den Kaiser zu bringen hatte, doch zog er sich gut aus der Affaire, indem er Kaiser Josef und dessen Reformen einzuweben, auch ein bescheidenes Wort über die Verbesserungen, die bei uns gegenwärtig in Aussicht stünden, einzuflechten wußte. So war beiläufig der liberale Ton dieses ersten Wiener Meetings angegeben. Der Gefeierte trat nun als Redner auf, stockte aber bedeutend und kam durchaus nicht in Fluß. Ich traf in der Folge häufig mit ihm zusammen und fand ihn als einen verständigen, wenn auch bereits halb gebrochenen Mann. Er bereiste Ungarn und legte unseren Machthabern einen Plan vor, wie dieses reiche, aber versumpfte Land durch deutsche Ansiedler zu colonisiren und zu cultiviren wäre. Da predigte er aber tauben Ohren. Die alten Herren

legten vor wie nach die Hände in den Schoß und ließen den lieben Gott walten.

Immer schlagfertig, wie ich war, trug ich gleichfalls meinen Speech bei dem Festmale vor und schloß mit einem Gedicht: „Zollverein", häufig vom Beifall unterbrochen. Darin heißt es zum Schluß:

„Und wenn die Gedanken erst zollfrei sind,
Dann laßt uns weiter sprechen!"

Natürlich, daß der Applaus kein Ende nehmen wollte. So naiv waren wir damals.

Die Allgemeine Zeitung brachte einen Artikel über das Meeting, citirte auch einige meiner Verse. Darauf ließ mich mein oberster Chef, der Hofkammer-Präsident Baron Kübeck, am Neujahrstage 1845 zu sich bescheiden, um mir meine Rede, so wie meine Verse vorzuhalten. „Ich hätte durch mein öffentliches Auftreten gegen meine Pflicht und meinen Eid als Beamter gehandelt" — versicherte mich der Präsident — „er warne mich daher väterlich, mir meine Zukunft nicht zu verschließen" u. s. w. Ich ward toll und versicherte den Präsidenten dagegen, daß mir meine Anstellung beim Lotto nichts weniger als am Herzen liege, und daß ich jeden Moment bereit sei, den Beamten für den Schriftsteller aufzugeben. Auch hätte ich längst eine Schrift vorbereitet, um eine Verbesserung unserer Preßzustände und Abhilfe gegen die ebenso unerträgliche als nutzlose Censur zu verlangen. Eine ähnliche Erklärung gab ich auch bei Graf Kolowrat ab, der sich bereit erklärte, die Schrift zu übernehmen, nur mahnte er mich, darin behutsam aufzutreten und insbesondere die „Geistlichkeit" möglichst zu schonen.

Mit meinem trefflichen Freunde Stephan Endlicher, dem Polyhistor sondergleichen, zugleich dem liebenswürdigsten Weltmann, hatte ich inzwischen meinen Plan wiederholt durchgesprochen. Beide gelangten wir bald zu dem Resultate, daß man die Personen sowie die Verhältnisse schonen müsse, und nur „Verbesserungen im Censurwesen" verlangen dürfe; ein Antrag auf eigentliche Preßfreiheit wäre ein Schlag ins Wasser.

Am 20. Februar 1845 literarischer Thee bei Hammer-Purgstall. Nebst dem Hausherrn und mir waren noch gegenwärtig: Graf Anton Auersperg (Anastasius Grün), Hofrath Baumgartner (der künftige Minister), Castelli, Endlicher, Ettingshausen, Feuchtersleben, L. A. Frankl, Dr. Gobbi, Grillparzer, Professor Hye, Hofrath Jenull, Karajan, Kraft, Kudler, Löwenthal, Münch-Bellinghausen (Fr. Halm), Professor Josef Neumann, Dr. Schmidl (Redacteur der kritischen Blätter), Professor Schrötter, Dr. Seligmann, Professor Stubenrauch. Im Ganzen 24 Personen. Geladen waren, ohne zu kommen: Ferdinand Wolf, Deinhardstein, Professor Springer, Hölzl (vom Bücher-Revisionsamt), Chmel und Zedlitz. Die beiden Letzteren bezeichnete Heißsporn Hammer-Purgstall mit einem — nicht wiederzugebenden Namen.

Der gleichfalls geladene alte Fürst Dietrichstein hatte von dem Thee abgemahnt und in seinem Absagebriefe Paragraphen aus dem Criminalgesetzbuche citirt. Der schlaue Ladislaus Pyrker endlich war verhindert und ließ sich entschuldigen.

Ich las nun mein Brouillon vor. Einigen war der Ton zu scharf. Die Juristen fanden Manches auszusetzen. Grillparzer und Feuchtersleben äußerten sich einschränkend; Baron Münch (Friedrich Halm) war der Meinung, ich sollte das Promemoria allein unterschreiben, eine Auskunft, welche der Mehrzahl der Anwesenden ausnehmend zu behagen schien. Ich ward ungewiß, sah mich nach Hilfstruppen um. Da trat der immer entschiedene und kräftige Endlicher auf: die Schrift sei viel zu schwach und zu zahm, man müsse es geradezu aussprechen, wie es sich auch nachweisen lasse, daß das Institut der Censur sich überlebt habe, nicht länger haltbar sei. Hammer stimmte dem Vorredner bei, und so ward mancher Schwankende gewonnen. Es wurde ein Comité zur Ueberarbeitung des Brouillons und zur Redaction des neuen Aufsatzes ernannt: Endlicher, Jenull, Stubenrauch, Hye und ich. In der Form eines Promemoria an Graf Kolowrat sollten Alle unterschreiben; Keiner wagte ein entschiedenes „Nein.“

Am 11. März las ich den neu redigirten Aufsatz in einer zweiten Zusammenkunft unter großem Beifall, und sämmtliche (diesmal 33) Gegenwärtige unterschrieben ohne Weigerung — sogar Ladislaus Pyrker, trotz seines Gesichtsschmerzes.

In den nächsten Tagen setzten noch andere Professoren und namhafte Schriftsteller (wie Zedlitz) ihre Namen bei, auch die Dii minorum gentium drängte sich hinzu. Die Schrift, eine Art Protestation der Wissenschaft und Kunst gegen die faulen Preßzustände, wurde von mir dem Grafen Kolowrat übergeben, der sein Bestes zu thun versprach.

Auch mit Hofrath Pipitz conferirte ich darüber. Er meinte: In Literatur und Kunst würde man gewiß eine freiere Bewegung gestatten, auch in der Wissenschaft — nur nicht in der theologischen!

Nach dem Rath des Grafen Kolowrat begab sich das engere Comité, bestehend aus Jenull, Endlicher und mir, auch zu den Erzherzogen Ludwig und Franz Karl.

Endlicher nahm sich am wenigsten ein Blatt vor den Mund und erklärte den Herren: Bei den jetzigen Verhältnissen müsse man sich schämen, ein Oesterreicher zu sein. Der alte Jenull erstarrte fast vor Schrecken über die kühne Aeußerung seines Collegen. Erzherzog Ludwig steckte das Kinn noch tiefer in die steife, weiße Cravate, ließ aber das keck Wort fallen. Im Ganzen waren wir gut aufgenommen worden.

Als wir uns bei Metternich melden ließen, wurde uns aufs Artigste bedeutet, Seine Durchlaucht bedauerten sehr, Sie seien aber in diesem Augenblicke mit Geschäften überladen und ersuchten die Herren, in ein paar Tagen wieder vorsprechen zu wollen. Mir war diese Verzögerung höchst unangenehm, da mir der Boden längst unter den Sohlen brannte und ich zur Auffrischung eine Reise nach Paris und London vorhatte, die ich bereits Tags darauf anzutreten gedachte. Ich äußerte das gegen Endlicher, wollte auch die Reise aufschieben, um die Gelegenheit, den Fürsten kennen zu lernen, nicht zu verlieren.

„Reisen Sie nur morgen!“ erwiderte der Freund, der seine Leute kannte. „Auf diesem Wege werden Sie den Fürsten nie und nimmer kennen lernen!“ — „Wie

so? Warum nicht?" — „Weil er uns gar nicht empfangen wird."

Und so kam es auch. Nach München, wo ich mich einige Tage aufhielt, schrieb mir Endlicher: er habe den Fürsten gesprochen und dieser habe ihm erklärt, daß er jeden der Herren einzeln mit Vergnügen empfangen wolle — was aber in Oesterreich ein Comité bedeuten solle, wisse er nicht. Ueber unsere demonstrative Eingabe äußerte er sich, es sei eine der betrübendsten Erfahrungen, die er während seiner langen Leitung des Staatswesens gemacht.

Im Princip hatte Fürst Metternich recht. Unsere Petition ohne Petitionsrecht war der erste „Sturmvogel", welcher die nahende Revolution ankündigte. Der Leiter des absolutistisch regierten Staates bewies sich auch in diesem Falle als Staatsmann, und zwar weit mehr als die österreichisch-gemüthlichen Erzherzoge, die uns Frondeurs in corpore annahmen und uns noch gute Worte gaben, anstatt uns arretiren zu lassen, was nur dem „System" adäquat und folglich consequent gewesen wäre. Aber die bewegende Kraft war aus der Maschine gewichen, die längst ohne Dampf arbeitete, und nach der lex inertiae nur noch eine Weile schläfrig weiter schlich.

Unsere Petition hatte aber schließlich zu nichts geführt, als zur Errichtung eines „obersten Censur-Collegiums", welches nie ins Leben trat, und zu einer höchst albernen Broschüre (im J. 1847) des Hofraths Clemens Hügel, welcher auf nichts Geringeres antrug, als — eine Art Bücherstempel einzuführen!!

Ich ließ eine anonyme Gegenbroschüre in Leipzig drucken, worin ich den Herrn Hofrath ad absurdum führte, in welchem sich dieser matte Nachtreter und Nachbeter des Fürsten Staatskanzlers eigentlich sein ganzes Lebenlang befunden hatte.

Das Schriftchen erlebte in kurzer Zeit zwei Auflagen, wurde aber von den Märztagen verschlungen.

X.

(Reisen in Deutschland, mit Rückblicken auf Oesterreich.)

L'Allemagne est faite, pour y voyager.
Montesquieu.

Man will nicht bedenken, daß der Constitutionalismus überall nichts Anderes ist, als der Uebergang zum Republicanismus.
Deutsche Jahrbücher vom Jahre 1842.

Im Sommer 1834 war ich zum ersten Male in's „Ausland" gekommen, nämlich nach Deutschland. Als Oesterreicher und Wiener hatte ich mich zumeist darauf gefreut, in Bayern „constitutionellen Boden" betreten zu dürfen. Leider fand ich in München den Landtag bereits geschlossen, und es schien, als hätte er nie getagt, so wenig war die Rede von öffentlichen Dingen. Dagegen wurden die Alt-Bayern nicht müde, über den König los zu ziehen, über seine Verschwendung und seine Kunstbauten, sowie über die neue Malerschule, die so viel Geld koste. Eigentlich war aber König Ludwig ein guter Wirth, der sehr wohl hauszuhalten wußte und mit geringen Mitteln viel auszurichten verstand; auch kam sein Kunstsinn der Stadt zu Gute. Pinakothek und Glyptothek waren Nothwendigkeiten,

um die Fremden nach dem langweiligen München zu ziehen; die neuesten Lockvögel sind die Opern von Richard Wagner, eine Art Branntwein statt des einst berühmten Bieres, welches dermalen in Oesterreich vielleicht besser gebraut wird. — Die Münchner von damals hielten sich auch darüber auf, daß der König auf Grundlage des Concordats eine Menge früher aufgehobener Klöster wieder hergestellt, neue erbaut, und vor Zeiten davon gejagte geistliche Orden zurückberufen hatte. Die Censurmaßregeln vom Jahre 1831 und die Verfolgung aller Freigesinnten nach dem Hambacher-Feste im Jahre 1832, hatte man dem kunstfreundlichen Ludwig gleichfalls nicht vergessen können! Die Häupter der liberalen Partei waren damals zu Gefängniß und Zuchthaus, und zu jener abscheulichen und menschheitschänderischen „Abbitte vor dem Bildniß des Königs" verurtheilt worden, wie später auch der unpolitische Sapphir. Das meiste Aufsehen hatte die Verhaftung des Bürgermeisters Behr in Würzburg erregt, der als freimüthiger Mann und feuriger Redner in ganz Bayern hoch in Ansehen stand. Als ich nach München kam, war der Proceß über ihn noch in der Schwebe — erst im Jahre 1836 wurde der Mann (wegen verfänglicher Reden, im Jahre 1832 gehalten!) zu „unbestimmter" Festungsstrafe und zu jener götzendienerischen Schmachabbitte verurtheilt. Ueberhaupt witterte man damals nichts als Demagogie! Ein Student wurde religirt wegen „Verdachtes der Hinneigung zu burschenschaftlichen Tendenzen!" Ich selber hatte das in einem bayerischen Blatte gelesen und den unfreiwilligen Polizeiwitz später in „Großjährig" angebracht. — Die Münchener schierten sich im Grunde wenig um alle diese Dinge, zeigten großen

Respect vor den Gensdarmen und ließen sich den ganzen Tag von den hin und her marschirenden Soldaten die Ohren voll trommeln. Dasselbe Vergnügen genossen wir auch in Wien — und so wollte mir der gar so gewaltige Unterschied zwischen absoluter und constitutioneller Monarchie damals noch nicht recht deutlich werden! —

Bei so geringer politischer Ausbeute erübrigte nichts, als sich ausschließlich an Kunst und Wissenschaft zu halten. Hauptzweck meiner Münchener Reise war übrigens das Zusammensein mit meinem lieben Jugendfreunde Moriz Schwind. Ihn als Cicerone zur Seite, besah ich alle Merkwürdigkeiten. Das neue München hatte noch lange nicht gehörige Toilette gemacht; die bereits angelegte Ludwigsstraße war ohne wogendes Menschengedränge, das man freilich auch heutzutage noch vermißt, und so sorgte man einstweilen für Wohnungen der künftigen Menschen. Allenthalben wurde gebaut und gezimmert, gemeißelt und gemalt, und mitten in dem Wust und neben den schmutzigen Baracken der Altstadt erhoben sich Kunstbauten, griechische und byzantinische Tempel, auch Paläste im Renaissancestil — Glyptothek, Pinakothek, die Ludwigskirche, die Allerheiligen-Kapelle, das Odeon, das Leuchtenberg'sche und Max-Palais, die neue Bibliothek, das Kriegsministerium. In diese und andere Bauten theilten sich zwei Nebenbuhler: der deutschgesinnte Gärtner, welcher, jede antike Reminiscenz vermeidend, den alten vaterländischen Rundbogenstil wieder aufnahm; der andere Meister war Klenze, dem romantischen und gothischen (deutschen) Baustile abgeneigt, mit entschiedener Vorliebe für antike, besonders griechische Bauform. Beide Männer waren Bauräthe, beide reisten nach Griechen-

land, und ein Jeder verharrte natürlich dort wie hier auf seiner Ansicht. Immerhin! Da doch auf diesem Wege Tüchtiges, wenn auch bisweilen Disparates zu Stande kam.

Mit Schmerzen gedachte ich in meinem Reisetagebuch unseres alten, damals noch so engen und winkeligen Wien. Der „große“ Napoleon hatte uns im Jahre 1809 einen Theil unserer Festungsmauern zusammen geschossen — wir aber hatten diesen Kanonenwink unbenützt gelassen, das unütze Zeugs gläubig wieder aufgebaut. Wann werden wir's freiwillig abtragen, Licht und Luft über die dumpfe Stadt ausgießen? Auch geistige! Umsonst! Das „System“, das österreichische Fatum, und der zahme Schutzgott des mächtigen Reiches: der „Schlendrian“ gestattet keine Verbesserung, keine „Neuerung.“ —

Neubauten gilt's geschmackvoll zu betreiben!
Die Menschen wandeln, die Häuser bleiben.

In München baute ein kunstverständiger König, mit Künstlern zur Seite. Selbst ist der Mann! So überraschte er die Künstler in ihren Ateliers, überfiel die Bauleute auf ihren Werkstätten, spornte an, zankte gelegentlich, feilschte auch um jeden überflüssigen Groschen.

Wenn in unserem Oesterreich damals irgend ein Neubau Allerhöchsten Ortes befohlen worden, so bekam das Hofbauamt, das Landesbauamt, das Wasserbauamt die Sache in die Hand; diese Behörden, die wenig oder nichts davon verstanden, übertrugen die Arbeit natürlich dem befugten Landes-Ingenieur, der das Bauen leider nur in Oesterreich studirt hatte! Eine Buchhaltung, die er gar nicht studirt hat, controlirt seine Voranschläge, und ein hochadeliger Protector

überwacht und leitet den Kunstbau, dessen Pläne, die man dem Herrn Grafen unterbreitet, er anfangs für die Blätter eines chinesischen Zusammenlegespiels gehalten hatte, bis ihn der Hofmeister des jungen Gräfleins aufklärt, es gebe ein Ding in der Welt, welches man „architektonische Umrisse“ zu nennen pflege. Schließlich schlägt sich noch die ästhetisirende Frau Gräfin in's Mittel, welche die Ausführung des Baues ihrem protégé, einem Schüler der Akademie, zuzuwenden weiß. Da nun das projectirte Ding weder griechisch noch römisch, noch deutsch, noch byzantinisch, sondern in gar keinem Stil entworfen ist, so schadet es nicht, daß auf den Rath der Dame auch noch einige französische Schnörkel und englisch-normannische Verzierungen angebracht werden. So schleppt sich das Bauobject durch versuchende Anfänger und tappende Schüler, durch dilettirende Liebhaber, durch Behörden und wieder Behörden, und wenn es endlich fertig dasteht und, dem Himmel sei Dank, nicht gleich wieder über den Haufen fällt, so hat die Wachstube oder die kleine Kapelle Unsummen gekostet, und König Ludwig hätte um einen weit geringeren Betrag vielleicht eine Basilika in's Leben gerufen. —

Mit Freund Schwind trieb ich mich bei allen Künstlern herum, lernte Kaulbach und Schwanthaler kennen, hatte all die tausend neuen Schönheiten in mich aufzunehmen; inzwischen saß mein gelehrter Reisebegleiter Kaltenbaek, der österreichische Specialist, mitten unter den 600,000 Bänden und 10,000 Manuscripten der königlichen Bibliothek, schwelgte unter den Schätzen, zeichnete emsig Notizen auf für seine Sammlung der „Austriaca“, und für das „Archiv“, welches er späterhin nach Hormayr

herausgab, wobei Ernst Feuchtersleben und ich den bisweilen etwas lässigen Redacteur nach Kräften mit Beiträgen unterstützten.

Der treffliche Schmeller war so freundlich, mich auf einige Curiosa aufmerksam zu machen. So bewunderte ich eine Bibel mit Porträts von Luther, Melanchthon und Friedrich von Sachsen, von Luthers Freunde Lucas Cranach gemalt. Die höchst merkwürdige Musikaliensammlung enthält unter anderen Curiositäten auch eine sogenannte Oper von Kaiser Ferdinand III. —

Meinerseits wurde natürlich auch das „Handwerk" begrüßt. Der Hoftheater-Intendant, Hofrath Küstner, versah die Reisenden täglich mit Logen und Sperrsitzen, und zu den Diners und Soupers des gastfreien Mannes wurden mit uns auch die ersten Schauspielkräfte, wie die Dahns und Andere, geladen. Die Münchener Bühne besaß tüchtige Künstler, doch war ich durch unser „Burgtheater" verwöhnt. Die Spielweise, hier und dort, zumeist auf dem Felde des Modernen, war verschieden; so galt es, sich in die neue Weise zu gewöhnen. Kein Zweifel, zwischen dem Theater-Publicum irgend einer Stadt und deren Localschauspielern besteht ein inniges Wechselverhältniß. Der Mann gehört uns, er wächst mit uns zusammen, man überschätzt vielleicht seine Vorzüge, übersieht seine Fehler, leugnet sie wohl gar schlechterdings. Jede Bühne hat ihre Lieblinge. So behauptet zuletzt der Habitué eines Provinztheaters, man besitze dort die beste „Lorle" oder „Grille", ja sogar den famosesten „Hamlet" und „Romeo." —

Die Universität wies bereits bedeutende Sommerlücken auf. So hospitirte ich nur ein paar Mal bei Hofrath

Thiersch, mit welchem ich schon früher in Wien bekannt geworden und der in seiner geistreichen Weise über Tacitus las.

Schelling war leider abwesend, was ich sehr bedauerte. Ich war bisher noch niemals mit einem Philosophen „vom Fach" in nähere Berührung gekommen. Auch jetzt mußt' ich mich damit begnügen, mir in einem der Münchener Bierkeller die Stelle weisen zu lassen, wo der Schöpfer der Identitätslehre zu sitzen pflegte, nachdem er sich Stuhl und Bierkrug selber herbei geholt, auch den Betrag für die Leibesnahrung in Vorhinein entrichtet hatte, wie es alt- und neubayrische Sitte erheischt.

Ueber Schelling raunte man sich übrigens damals bereits wunderliche Dinge in's Ohr. „Er hat eine neue Religion erfunden" versicherte mich ein Münchener Bürger ganz ernsthaft. — So weit verstieg sich der Begründer der Naturphilosophie nun wohl nicht! Daß er aber seine eigentlich negative Lehre durch eine neue positive Philosophie ergänzen, einen „Dogmatismus höherer Art", wie er's nannte, zu schaffen im Sinne hatte, das war vollkommen richtig. Und zwar sollte das Factum der Offenbarung als solches erklärt, die übersinnlichen Thatsachen des Christenthums sollten begreiflich gemacht werden! — Der Widerspruch (contradictio in adjecto), der schon in der Aufgabe liegt, springt in die Augen. Wer erklärt ein Mysterium? Wer will ein Wunder begreiflich machen? Auch war die Erklärung, wie sich bald herausstellte, wirklich noch unbegreiflicher, als dasjenige, was dazu dienen sollte, sie begreiflich zu machen. Aber auch schon das angenommene Princip: das rein Negative durch ein Positives zu ergänzen, stand in directem Widerspruch mit sich selbst. —

Das Alles hinderte jedoch die Neu-Schellingianer nicht, sich mit den Alt- und Jung-Hegelianern, die nach ihres Meisters Ableben kampfgieriger geworden als je, Jahre lang auf Tod und Leben herum zu schlagen. — Später, im Jahre 1841, kam Schelling als Geheimer-Hofrath nach Berlin und hielt seine Vorlesungen über die Philosophie der Offenbarung; der indiscrete Paulus in Heidelberg gab nun die, von Schelling's Zuhörern nachgeschriebenen Mysterien-Hefte heraus, sammt einer Kritik der Schrift, von welcher nach ihrem öffentlichen Erscheinen der Zauber des Geheimnißvollen ziemlich abgestreift war — nur das Unbegreifliche blieb als Residuum zurück! Dieses Unbegreifliche ließ sich aber nach einer gewissen Seite hin sehr wohl begreifen; die neue Geheimlehre war nämlich für das Christenthum in die Schranken getreten wie für den (preußisch-) christlichen Staat, als dessen Schirm und Schutz seiner Zeit gewissermaßen auch Hegel gegolten hatte. Längst aber, eigentlich schon vor dessen Scheiden, hatte sich das Blatt gewendet. Die Jung-Hegelianer hatten inzwischen nicht nur den Renegaten Schelling, sondern Staat und Kirche selber angegriffen. Die Hegel'sche Begriffslehre ist vieldeutig und dehnbar, die Methode Alles bei diesem philosophischen Schachspiel, bei dieser dialektischen (sit venia verbo) Taschenspielerei. Die geschicktesten Escamoteurs traten nach einander auf. — Als gewaltiger Vorkämpfer einer neuen Richtung erwies sich der klarverständige und scharfsinnige David Strauß, dessen Kritik eigentlich mit der Hegel'schen Philosophie nur wenig gemein hatte. Das „Leben Jesu", bereits im Jahre 1835 erschienen, hatte in der philosophischen wie theologischen Welt das ungeheuerste Aufsehen

erregt, wie später das gleichnamige und verwandte Werk Renan's in der ganzen Welt, da es leichter geschrieben ist, wenn auch mit minder kritischem Geiste, dagegen faßlicher, auch von gemüthlicher, selbst poetisch abschildernder Seite anziehend. Jedermann kennt das Buch von Strauß und weiß, daß die Evangelien darin als Mythen aufgefaßt, die Wunder als natürliche Erscheinungen erklärt werden; die Hauptsache ist, daß der historische (dogmatische) Christus negirt, ein ideeller Gottmensch (beiläufig wie bei Hegel) an dessen Stelle gesetzt wird. Von dem Gottmenschen ist der Weg nicht weit zum Menschengotte, zu der Lehre Ludwig Feuerbach's: der menschliche Geist, in Vernunft, Gefühl, Wollen, ist Gott selbst, die außer sich gesetzte Gottheit nichts als ein Phantasiengebilde! Bruno Bauer drückt das noch weit schärfer aus, indem er die Offenbarung ohne weitere Umstände als das Werk des „lügenhaften theologischen Bewußtseins" darzustellen sucht. — Dadurch hatte man der Kirche offenen Krieg erklärt; die Halle'schen (später „deutschen") Jahrbücher setzten den religiösen Kampf fort, zogen ihn aber zugleich in das Gebiet der Politik und erließen zu Neujahr 1843 jenen bekannten berüchtigten Fehdebrief gegen den bestehenden Staat, indem sie geradewegs zur Republik aufforderten, was zuletzt freilich die völlige Unterdrückung des Journals veranlaßte — allein seine Sendung war beiläufig vollbracht.

So hatte nun die deutsche Philosophie seit Kant in der That ihren Kreislauf vollendet, alle Phasen der Speculation durchgemacht, um schließlich bei einer praktischen Seite anzulangen. Die Metaphysik ist für eine geraume Zeit, wenn auch nicht für immer, bei Seite gelegt, an ihre

Stelle die Naturwissenschaft getreten. Dem freien Vernunftstaate wurde aber damals die Bahn gebrochen, nachdem man die letzten Trümmer des ausgegoltenen theologischen und Polizeistaates wissenschaftlich über den Haufen geworfen, was man später, im Jahre 1848, auch praktisch, aber ohne rechten Erfolg, zu versuchen begann. — Jene philosophischen Kämpfe hatten sich sogar bis nach dem stillen Oesterreich verpflanzt. Der Remboldianer (Herbartianer) Franz Exner, seit 1831 Professor der Philosophie in Prag, griff die Hegelianer mit scharfer Waffe an („die Psychologie der Hegel'schen Schule", Leipzig 1842—44, zwei Hefte), wogegen sich Joseph Unger (dermalen Sprechminister) in seinen Jugendjahren als eifriger Anhänger Hegel's erwiesen hatte, in dessen Dialektik sich ein Frühwerk Unger's: „Die Ehe in ihrer welthistorischen Entwickelung" gewandt und bequem bewegt, wenn er gleich gegenwärtig, als gereifter Mann, in Michelet's reine Enkomiastik nicht einzustimmen, noch in dem „Sein gleich Nichts" die letzte Auflösung des Welträthsels zu entdecken vermag. —

Ich habe hier nur referirt und die Spitzen gewisser Lehren berührt, die in den dreißiger und vierziger Jahren coursirten und von denen die Gemüther zur Zeit des politischen Stillstands auf das Lebhafteste angeregt wurden, wie in unseren Tagen Schopenhauer's und Eduard von Hartmann's Pessimismus in Gesellschaft und Literatur immer mächtiger eindringt. Merkwürdig genug, daß die „Parerga und Paralipomena", elegant in Goldschnitt gebunden, auf den Lesetischchen der Wiener Damen zu finden sind, ohne daß man dem Philosophen die wenig schmeichel-

hafte Ausdrucksweise in der Beurtheilung des schönen Geschlechtes besonders nachzutragen scheint. —

War der zahme bayerische Constitutionalismus himmelweit entfernt von dem freiheitlichen Ideale, und nun gar von dem republicanischen der „deutschen Jahrbücher“, so fühlte man sich dagegen in Wien und Oesterreich wie in einem geistigen Zuchthause. Und so fragten wir uns damals und noch lange nachher:

„Wann wird der Retter kommen diesem Lande?“

Der Münchner Aufenthalt, für den naiven Wiener anregend, so Gemüth als Geist erfrischend, legte doch dem Naturfreunde in der August-Hitze zu schwere Opfer auf. Seit Jahren an Gebirgs-Touren gewöhnt, wanderte ich über Tegernsee und Kreut durch das Achenthal nach Innsbruck. In Ambras lagen kroatische Grenzer seit Jahr und Tag und mochten sich wohl nach Weib und Kind zurück sehnen. Im schönen Rittersaal waren in die Bildnisse der Erzherzoge und Kaiser Pflöcke geschlagen, woran Militairmäntel, auch Hemden und Inexpressibles hingen; Commißbrote lagen vor den Potentaten, wie die Speiseopfer vor den alten Götterbildern. Im Schloßhof standen vor den Fresken Gerüste für Maler aufgerichtet, welche mit Mühe die Bewilligung erhalten hatten, die dem Verderben preisgegebenen Bilder zu copiren. Das Ganze gab einen traurigen Anblick und ließ einen widrigen Eindruck zurück. Merkwürdig genug, daß sich eine uralte Herrscher-Familie um Denkmale, die sich auf ihre Ahnen beziehen, nicht im Geringsten bekümmert. Ich weiß nicht, was sich der Herzog von Modena dabei dachte, der zu gleicher Zeit mit mir den Wust besah;

jedenfalls daß sich diese barbarische Gleichgiltigkeit gegen historische Erinnerungen auch dem Volke mittheilen muß, für dessen Bildung ohnehin so viel wie nichts gethan wurde und das sich völlig in den Händen der Geistlichkeit befand. Nirgends wird übrigens mehr auf das Aeußere der Religion gehalten als im Gebirge! Nicht nur die Tiroler sind bigott, auch die Kärntner, Steirer und Oberösterreicher. Die Messe und den Segen hören, Gebete plappern, das geht den ganzen Tag. Auch an beichten gehen und communiciren fehlt es nicht. Wie wenig aber dieses religiöse Handwerkstreiben mit Sitten-Reinheit und Feinheit der Bauerngemeinden, wie ihrer Seelenhirten, im Zusammenhang steht, hatte ich Gelegenheit, bereits im Jahre 1826, bei einem längeren Aufenthalt in Kärnten zu erfahren. Die Landpfarrherren hatten dort von innen wie nach außen nur wenig Geistliches an sich. Sie gingen meist in langen Röcken (Kitteln), weiten leinenen Beinkleidern, bunten Halstüchern, runden Hüten, halb Landbeamte, halb Bauern, schimpften über das Consistorium, trieben Landwirthschaft, auch Viehhandel. Unter ihnen dienten arme Capläne, wahre Lastthiere, denen alle schweren Pflichten ihres Standes, so die Seelsorge im Hochgebirge bei Tag und Nacht aufgebürdet waren, und die kaum in der Lage waren, sich Einmal im Tage satt zu essen. Und die Pfarrer selbst! Aus dem Religionsfond besoldet und durch die Congrua schlecht bedacht, waren sie zumeist auf die Stolagebühren und auf den Zehend angewiesen, den sie strenge einzufordern schlechterdings genöthigt waren, sollten sie sich selber und ihre armen Capläne nothdürftig erhalten. Das führte nun häufig zu Reibungen mit den Beichtkindern und Zehendholden, that, nebst dem etwas lockeren Lebenswandel

der geistlichen Hirten, dem Respect gegen sie Eintrag. An gelegentlichen Skandalen fehlte es auch durchaus nicht. So bei dem Frohnleichnamsfeste, welches in Ober-Vellach, dem Sitze eines Dechanten, besonders glänzend gefeiert wurde. Sämmtliche Pfarrer der Umgegend hatten sich dazu eingefunden; der von Flattach aber hatte seine Köchin im Steirerwagen selbst kutschirend mitgebracht, sie einige Schritte vor der Dechanei abgesetzt, wo er erst seine geistliche Toilette machte, später mit seinen Collegen zur Tafel geladen war. Die Tactlosigkeit des Pfarrers, die hübsche „Nani", die noch weit zum canonischen Alter hatte, an einem so festlichen Tag vor aller Welt herum zu kutschiren, war zu den Ohren des Oberhirten gelangt, welcher dem leichtsinnigen Seelsorger weidlich den Text las, wie er's auch verdiente. — Natürlich daß derlei Vorfälle nicht eben dazu beitrugen, Sitte und Sittlichkeit unter dem Landvolk besonders zu erhalten oder zu fördern. So hatte sich damals die Anzahl der unehelichen Kinder im Möllthal von Jahr zu Jahr in unverhältnißmäßiger Proportion vermehrt und unter den Weibern und Mädchen waren wenig Lucretien zu finden, wozu freilich die Militair-Einquartirungen das Ihrige beitrugen. Aber auch das Kegelschieben um Geld, das Schlemmen und Zechen war unter den wohlhabenderen Bauern eingerissen, sowie das ankreiden lassen, und die Weinwirthe besuchten einander wohl um die Wette, tranken sich gegenseitig ihre Fexungen aus. Schlemmerei und Liederlichkeit gingen dabei mit Kirchengehen und äußerlichem Gottesdienst wie auch mit dem krassesten Aberglauben Hand in Hand. Gewisse „wunderliche Heilige" standen in besonderem Ansehen. So in Heiligen-Blut der heilige Pric-

tius, der nach der Legende in seiner Wade ein Fläschchen vom Blute Christi davon getragen. Ich hatte aber den hölzernen Heiligen damals in einem erbärmlichen Zustande vorgefunden. Die Weiber schnitten sich nämlich Späne aus ihm heraus, indem der Besitz eines derlei Segments die Geburten erleichtern soll. Im Jahre 1826 war dem armen Prictius besonders hart zugesetzt worden! Nur sein Rumpf war mehr übrig, ohne Kopf und Hände, auch nur mehr die halben Füße. Um der Nachfrage zu genügen, war aber bereits wieder ein neuer hölzerner Wundermann bestellt. —

In dieser und anderer Weise ließ man das schöne Bergland verkümmern, aus welchem man vor Zeiten die fleißigen, auch nüchternen Protestanten vertrieben hatte. Mit ihrem Scheiden gerieth der Bergbau in's Stocken, die sonst ergiebigen Silberschachten zerfielen, man schürfte nur mehr zur Noth und ohne Gewinn. Wie man unbekümmert blieb bei dem schwindenden Wohlstand der einst blühenden Provinz, so that man auch nichts für die Bildung weder des Landvolkes noch des Land-Clerus, der kaum eine Stufe höher stand als seine Pflegebefohlenen. Man begnügte sich, Steuern einzuheben, Executionen vorzunehmen, Beichtzetteln einzufordern und das Militär zwecklos hin und her marschieren zu lassen.

Ward es mir in Kärnthen, wie längst in Wien, schon damals klar, daß dieses geistlose System des „laisser aller, laisser faire“ nicht von ewiger Dauer sein könne, sich an den lässigen Gewalthabern früher oder später rächen müsse, so konnte ich jetzt, sechs Jahre später, in Tirol ähnliche Beobachtungen anstellen und dieselben Schlüsse daraus ziehen. Wenn man vielleicht der Meinung war, auf dem oben angezeigten Wege

des scheinheiligen Frömmigkeitswesens gehorsame und zufriedene Unterthanen zu erziehen, so befand man sich höchlich im Irrthum! Die Tiroler Bauern waren nichts weniger als mit der Regierung einverstanden, und die Bürger eben so wenig, noch die Beamten, die schon damals nur mit Widerwillen das gepriesene „System“ ausführen halfen. Ich kam an ein paar Abenden in einem Gärtchen mit Bürgern und Honoratioren zusammen, die sich kein Blatt vor den Mund nahmen — ich habe nicht bald so herzhaft, laut und ohne Scheu über die „Wiener Herrn“ losziehen hören, wie damals in Innsbruck. Ob das später, in der sogenannten constitutionellen Aera, anders geworden? Ich zweifle! Deutsch-Tirol liebäugelt seit Jahren immer auffälliger mit Bayern, wie Welsch-Tirol mit Italien. Unser neues Ministerium von „honneten Leuten“ (ich schreibe im Januar 1872) wird zu thun haben, um das Concordatwüthige Volk zur Vernunft zu bringen. Wenn die Herren (ich will annehmen, daß es ihnen damit Ernst ist) nur auch Zeit und — Gelegenheit dazu finden. —

Der Curiosität halber wurde die „Martinswand“ bestiegen. Entweder war Kaiser Max ein schlechter Bergsteiger oder die Felsen sind seitdem milder und zugänglicher geworden — kurz, wir kraxelten hin und zurück ohne besondere Beschwerde und kein Engel oder Bauernbengel brauchte sich unsertwegen zu bemühen. —

Von Innsbruck über Salzburg und das Salzkammergut nach Wien zurück. —

Im August 1836 unternahm ich eine Reise durch einen Theil von Deutschland mit Freund Auersperg. Der „Pfefferkörner-Maltitz“, breit, klein, etwas höckerig,

heftig in Sprache und Gesticulation, machte in Dresden unsern Cicerone.

Er führte uns zu Tiedge — ein vierundachtzigjähriger freundlicher Greis, den das Podagra im Armstuhle festhielt. Seine Freundin Elisa von der Recke hatte den Verfasser der „Urania" jahrelang auf das sorgsamste gepflegt. Sie starb 1833; nun lebte er einsam. Auch der alte Leipziger Schnorr hatte sich eingefunden, der noch mit Seume wohlbekannt gewesen. So verknüpfen sich die Zeiten! Als Repräsentant der Gegenwart besuchte uns der artige Kühne, damals Redacteur der Leipziger Eleganten Zeitung, die später an Laube überging.

In Leipzig wurde Anastasius Grün hoch gefeiert. Er stand damals im Zenith seines Dichterruhmes. Verleger, Literaten und Studenten belagerten ihn schaarenweise, ein Jeder wollte ihn kennen lernen, die Meisten brachten ihre Albums mit, erbaten sich ein paar Erinnerungsverse, gelegentlich auch von mir.

An Goethe's Geburtstag langten wir in Weimar an. Frau v. Goethe hatte nach dem Ableben ihres großen Schwiegervaters mit Mrs. Jameson zum erstenmale Wien besucht, wo sie in der Folge einen bleibenden Aufenthalt nahm.

Ottilie, schon damals kränklich und leidend, trägt ihre Uebel und Gebrechen bis zum heutigen Tage mit einer Engelsgeduld, deren ich kein Beispiel weiß; dabei nimmt sie unter Schmerzen und Entbehrungen jeder Art unausgesetzt den lebhaftesten Antheil an Allem, was geeignet ist, Geist und Gemüth in Bewegung zu setzen. Für das geringste Gute oder Freundliche, das man ihr erweist, in hohem Grade dankbar, in der Freundschaft verläßlich und ausdauernd, hat

sie sich eine gewisse Jugendfrische, Empfänglichkeit und Begeisterung für alles Schöne und Gute bis in ein Alter zu bewahren gewußt, welches gewöhnliche Menschen abstumpft, so ideellen Naturen aber, wie es scheint, nichts anzuhaben vermag. Die immer liebenswürdige und zugängliche Kranke, die sich selbst und ihre Zustände vergißt, die, aufmerksam auf Personen und Verhältnisse, einen Jeden mit Interesse anhört, die über ein neues Gedicht in Entzücken gerathen kann, wie über eine schöne Blume — sie könnte wahrhaftig mit Voltaire sagen: „La santé seule me manque; mais il n'y a point de malade plus heureux que moi.“ Ihre beiden Söhne, auf die der Name Goethe drückt, haben Geist und Talent, alle Herzensgüte und leider auch vieles Kranke von der Mutter, für die sie einen wahren Cultus hegen.

Ottilie hatte mir in Wien viel von Weimar und vom „Papa“ erzählt, mich auch auf das dringendste eingeladen, sie in ihrer Heimat zu besuchen. Ihr Schwiegervater habe von jeher eine Vorliebe für die Wiener gehegt, behauptete sie; Grillparzer und Andere hätten das erfahren, und ich mit meiner Offenheit, selbst gelegentlichem Aufbrausen, würde ihm gewiß zugesagt haben. „Papa“ sei höchst unschuldigerweise in üblen Ruf gekommen; er habe sich nur steif und abstoßend gegen neugierige Fremde benommen, die ihn wie ein Wunderthier betrachten wollten, und auch Literaten von Profession, die sich ein Capital aus ihm herauszuschreiben gedachten, waren ihm in der Seele zuwider — wo ihm aber ein wirklicher Mensch entgegentrat, der sich gibt, wie er ist, und nicht mehr scheinen will, als er ist, da habe der alte Herr stets Aufmerksamkeit, Theil-

nahme, Wohlwollen gezeigt, ja er konnte nach Umständen wohl auch warm und mittheilsam werden.

Wir betraten also das Goethe'sche Haus. Leider war Goethe nicht mehr! Und was war Weimar ohne ihn? Doch nein! Die gute Ottilie war ja hier, die uns wahrhaft herzlich und überfreudig aufnahm. Wir mußten gleich zu Tisch bleiben. Ottilie hatte uns zu Ehren sämmtliche Celebritäten Weimars zusammentrommeln wollen. Ich fragte vor Allem nach Eckermann, der leider nicht aufzutreiben war. Der hypochondrische Mensch ergriff immer die Flucht, wenn er von Fremden, besonders Schriftstellern, vernahm; auch Tags darauf war er nicht aufzuspüren, hatte sich irgendwohin aufs Land verkrochen. Da auch Kanzler Müller abwesend war, so mußten wir mit Froriep, Stephan Schütze und dem Cabinets-Secretär Kreuter vorliebnehmen. Bei Tische stellten sich auch einige Damen ein, und es entspann sich bald die lebhafteste Unterhaltung. Am nächsten Vormittag machte man uns die Honneurs in Weimar.

Der Cancan in einer kleinen Stadt ist groß; gewisse scandalöse Anekdötchen pflanzen sich da noch nach Jahrzehnten fort. Man wies uns unter anderen Dingen auch die seichte Stelle der Ilm (die ganze Ilm ist seicht), in deren Nähe die Frau Superintendentin Herder mit dem Verfasser der „Ideen zur Geschichte der Menschheit" in Zank gerathen war (was nicht selten geschah), dem Herrn Hofprediger die Perrücke vom Kopfe riß und sie von der Brücke in das Flüßchen schleuderte. An ähnlichen Scandalien war übrigens hier kein Mangel, und ich selbst sollte an geheiligter Stelle eine Aeußerung vernehmen, die mich

geradezu empörte. Man wies uns nämlich Goethe's Sammlungen und Handzeichnungen, schloß uns sein Arbeitszimmer auf, welches in das Gärtchen geht; auch das Schlaf- und Sterbezimmer des großen Genius durften wir betreten. Es ist schlicht möblirt, eigentlich schlecht, die Bettstätte von weichem Holze, eine Matratze darauf, ein Polster, eine Decke. Ich war bewegt, mir kamen die Thränen — als plötzlich der satyrische St. Schütze mir ins Ohr flüsterte: „Eitelkeit von dem Seligen!" — Auch in der Gruft der Großherzoge, beim Betrachten der Särge Schiller's und Goethe's fielen ähnliche bedenkliche Bemerkungen. Ich selbst erinnerte mich an gewisse kleine Geschichtchen — zum Beispiel, daß der große Goethe, der an der Hoftafel saß, seinem großen Freunde Schiller am Hausofficier- und Katzentische (der Dichter des „Tell" sann vielleicht eben über die hundert Thaler Zulage nach, die man ihm jüngst verweigert) durch den Hofcamerier einen Teller übermitteln ließ mit der erläuternden Erklärung: „Serenissimus senden Ihnen ein Kibitz-Ei!"

Wahrhaftig, der Spötter Kotzebue brauchte nur Weimar zu portraitiren, um die „deutschen Kleinstädter" nach dem Leben zu schildern! Merkwürdig genug, daß dieses sächsische Abdera oder Athen an der Ilm berufen war, die Heroen der deutschen Literatur zu beherbergen. Die paar Anekdoten dürften hinreichen, um an die ganze spießbürgerliche, sociale und Hof-Misère der gelehrten deutschen Musterstadt zu erinnern, deren Hofbibliothek mehr Bände enthält, als das ganze Großherzogthum Unterthanen. Merkwürdig genug, daß jene großen Männer trotz der kleinen Umgebung innerlich groß blieben und mitten in der Misère ihre großen

Werke schufen. Für die deutsche Muse gab es keinen Augustus, keine Mediciäer, keinen Louis XIV. — sondern nur einen kleinen Kibitz-Eier-Fürsten, der freilich nach Kräften für Literatur und Kunst gethan, allein der deutsche Dichter durfte demungeachtet mit stolzem Bewußtsein von sich sagen und singen: „Selbst erschuf er sich den Werth!"

Wir brachten noch einen angenehmen Thee-Abend bei Ottilien zu, wo freilich die in Weimar unvermeidlichen Engländer nicht fehlten. Eine Einladung nach Hofe stand uns für den nächsten Abend in Aussicht, worüber wir Beide erschraken. Wir machten uns also des Morgens in der Stille davon, und weiter ging's über Erfurt und Gotha nach Eisenach, wo der Wartburg und dem Luther-Zimmer gebührend Reverenz erwiesen wurde. Tags darauf über Gelnhausen, Hanau nach Frankfurt a. M. Ein junger Doctor legens, Danz (als juridischer Schriftsteller längst bekannt und dermalen Ober-Appellations-Gerichtsrath in Jena), schloß sich uns dort an, begleitete uns nach Mainz, machte die Rheinreise mit uns. Auf dem Dampfschiff gesellte sich ein Mann zu uns, einige Jahre älter als wir, nicht groß, ein frisches volles Gesicht, bebrillt, immer lebhaft, beweglich, mittheilsam, ja ein wenig geschwätzig, in jeder Art Literatur zu Hause. Wir tauschten bald unsere Namen aus und erfuhren, daß wir den Verfasser des „Erbrechts in geschichtlicher Entwicklung", den Gegner der historischen Schule und Professor der Rechte in Berlin, den Hegelianer Eduard Gans, vor uns hatten. Mitten im lebhaften Verkehr mußten wir uns leider trennen, da er genöthigt war, in Coblenz auszusteigen, wir aber die Rhein-

fahrt bis Köln fortsetzen wollten, doch gaben wir uns für den Rückweg ein Rendezvous in Bonn.

In Köln saßen eben die Assisen. Für mich, auch für Danz ein willkommener Handel! Wir kamen den ganzen Sommertag und Abend nicht aus dem Gerichtssaale heraus. Es handelte sich um einen Diebstahl, der beiläufig bewiesen war, obwohl unter den verzeihlichsten Verhältnissen, aus Armuth und Verzweiflung begangen. Der Procurator trug, seinem Amte gemäß, auf Verurtheilung an. Der Advocat und Vertheidiger sprach gut, obwohl etwas pathetisch. Der Beschuldigte hatte seit April gesessen — die Jury sprach ihn frei, ohne Zweifel mit Rücksicht auf die Vorhaft wie auf die Familienverhältnisse des armen Teufels. Wie weit schlimmer wär' es ihm in Oesterreich ergangen! Kein Gott hätte ihn vor dem Zuchthause geschützt. Seine Freunde brachten den für unschuldig Erklärten und augenblicklich auf freien Fuß Gesetzten jubelnd nach Hause, und ich fing an, die Vortheile des öffentlichen Verfahrens und der Jury zu begreifen.

Nach ein paar lustigen Tagen in Köln kehrten wir nach Bonn zurück, wo uns Gans bereits mit Sehnsucht erwartete und am nächsten Vormittag zu A. W. Schlegel führte. Trotz der noch warmen Jahreszeit (es war in den ersten Tagen des September) brannte doch in dem netten Empfangzimmer ein leichtes Kaminfeuer. Ein Diener in Livrée meldete uns an. Der Professor, damals beinahe ein Siebziger, trat ein. Er war äußerst sorgfältig gekleidet, hatte etwas Schminke aufgelegt und trug eine höchst elegante Perrücke. Im Gespräch sprang er von einem Gegenstande auf den anderen über, brachte auch gewisse Schlag- und Lieblingsworte vor, auf welche mich Gans im vorhinein

aufmerksam gemacht, wie er auch dem Gelehrten das Hölzchen warf, um ihm die gewünschte Phrase zu entlocken; dabei blinzelte mir der Schalk verstohlen zu, wie befriedigt über sein gelungenes Stratagem.

Schlegel hatte sich ganz und gar in sein Sanskrit eingesponnen, ließ die moderne Literatur vollkommen unbeachtet oder that wenigstens dergleichen, doch sagte er dem Verfasser des „letzten Ritters“, der „Spaziergänge“ und des „Schutt“ ein paar artige Worte. Daß ihm meine harmlosen Wiener Lustspiele unbekannt geblieben, war kein Wunder, auch hütete ich mich wohl, merken zu lassen, daß auch ich, gleich dem hochberühmten Mann, Shakspeare übersetzt hatte.

Der alte Schlegel war ein viel gewanderter und erfahrener Weltmann, trug das Wesen eines vornehmen Gelehrten zur Schau — man merkte die Absicht; auch etwas Geckenhaftes war beigemischt. Die Unterhaltung hatte etwas Steifes. Schlegel's Blicke schweiften auch ab und zu auf den als Tourist ziemlich nachlässig gekleideten Doctor legens — seine Blouse schien dem Manne im Frack ein Gräuel. Der allzeit schlagfertige Gans brachte nun das Gespräch auf Schlegel's und Tieck's Jugendjahre — da ließ der Alte nach und nach die strenge Maske fallen, wurde warm, tischte uns die artigsten Anekdötchen auf, lud uns endlich sogar zum Mittagessen. Leider daß Auersperg nicht annahm, der mit der Rückreise eilte, wegen eines Rendezvous mit Tieck. Ich bedauere das versäumte Mittagmal mit dem Bruder des Verfassers der „Lucinde“. August Wilhelm war in Zug gerathen; sein frivoles Auge ließ errathen, daß wir auf dem besten Wege waren,

die wunderlichsten Aufschlüsse über das Jugendtreiben jener Gründer der neuen, inzwischen alt gewordenen Romantik zu erhalten.

Ich gab Freund Anastasius das Geleite bis nach Coblenz zurück, ließ ihn aber nach Darmstadt vorausreisen und versprach, bald nachzukommen. Inzwischen streifte ich, anfangs mit Gans und Danz, später mit Danz allein, eine Reihe vergnüglicher Tage in den Rheinlanden herum; wir besuchten Rheinstein, Drachenfels, Bacharach, Bingen, warfen Blicke in die Seitenthäler der Lahn. Eduard Gans war ein Lebemann und Feinschmecker; als wir uns trennten, schrieb er mir die besten Gasthöfe für die Rückreise bis München auf — ich bewahre den Zettel noch. Wir hatten gegenseitig Gefallen an einander gefunden, und ich versprach, ihn gelegentlich in Berlin zu besuchen, allein in den nächsten zwei Jahren kam ich nicht dazu, trotz seiner dringenden Briefe, und das Jahr 1839 hatte dem thätigen und genußreichen Dasein des lebensfrischen Mannes leider bereits ein Ziel gesetzt. Noch während des fröhlichen Verkehrs mit Gans hatte ich den unglücklichen Ausgang unseres armen gemüthlichen Raimund durch die Zeitungen erfahren.

Wen hab' ich nicht Alles seitdem begraben müssen? Wenn man alt wird, verlieren sich die Freunde, alte wie junge, bis man sich zuletzt selber verliert. —

In Darmstadt endlich angelangt, ward ich von dem Freunde ausgescholten. „Du hast Tieck versäumt“, hieß es, „der deinetwegen noch einen Tag zugewartet.“ Es that mir leid. Ich sollte das Haupt der Romantiker erst im Jahre 1852 kennen lernen, als Meister Ludwig bereits

neunundsiebzig Jahre zählte, trotzdem noch immer frischen Geistes war.

In Deutschland zu reisen, war vor der Eisenbahn-Aera äußerst angenehm. Deutschland hat keine Hauptstadt — das mag politisch vom Uebel sein — für die Literatur war es bisher ein Vortheil. In jeder Stadt, in jedem Städtchen leben ein paar halbverborgene Geister und Talente, die in ihrer Provinz-Einsamkeit eine höchst originelle Gestalt annehmen. Ich erinnere nur an das Unicum Jean Paul, der einzig in Deutschland, Wunsiedel und Baireuth möglich war! Und wer möchte den „Quintus Fixlein" entbehren, den „Siebenkäs" oder die „Flegeljahre"? Freilich gehen auch vereinsamte Genies bisweilen zu Grunde, wie Lenz und Grabbe — jede Blüthe kann nicht zur Frucht werden!

Kurz, in Deutschland zu reisen, war damals ein Vergnügen, zugleich eine Belehrung. In jedem Orte, den wir auch nur flüchtig berührten, fanden sich ein paar Männer der Wissenschaft und Literatur zusammen, und wir begrüßten in ihnen das Handwerk, hatten oft in wenig Stunden die bedeutendsten Verbindungen angeknüpft. Es ging ein gemeinsames Band durch alle deutschen Lande. Man reiste da wie en famille und war überall bald zu Hause.

Wenn Deutschland in den Dreißiger-Jahren noch völlig in „Literatur-Seligkeit" aufgelöst war, wie Auersperg und ich das im Jahre 1836 erfahren, so hatten sich die kleinen süddeutschen Kammern inzwischen bereits nach Kräften zu regen und zu rühren begonnen. Als ich im Jahre 1845 von einem Ausfluge nach Paris und London in die deutschen Bundesstaaten zurückkehrte, fand ich die Stimmung gewaltig umgeschlagen. Das politische Moment

herrschte vor. So erfuhr ich's in den Rheinlanden, so in Bonn bei einem „Maitrank" mit Simrock, Kinkel und anderen deutschen Professoren, wo gar wuchtige Worte fielen.

Aber auch der deutsche Bürger und Philister war nicht mehr derselbe. Bei einem Souper in Mainz im „Hessischen Hof" sagte mir ein tüchtiger, etwas derber Mann, wohlbehäbig, weinfroh: „Deutschland sollte nur Einem gehören — die vielen Herrlein, das taugt nichts!"

Mich als Wiener erkennend, expectorirte er sich des Weiteren: „Oesterreich haben wir gern, hätten uns ihm auch mit Freuden angeschlossen — aber jetzt müssen wir's mit Preußen halten! Auch ist der österreichische Stock abscheulich. Die Menschen muß man mit der Ehre zusammenhalten, nicht mit dem Prügel!" —

In Mannheim kaum angelangt, kam mir Glaßbrenner in den Wurf. Binnen einer Stunde hatte der einen Rudel Literaten und Schauspieler zusammengetrommelt. Wir kneipten mit ihnen und den liberalen Deputirten, den aus Berlin verwiesenen Itzstein und Hecker. Auch der gemäßigtere Mathy war zugegen. Es wurde bis lange nach Mitternacht ungeheuer politisirt, mitunter auch ins Zeug geschwatzt, von Seite Hecker's mit souveräner Verachtung der Gegenpartei. Einer gebrauchte gelegentlich das Wort: „Pöbel." „Es gibt keinen Pöbel!" — schrie Hecker auf — „es gibt nur das Volk, und das Volk ist der Herr!"

Oesterreichs wurde mit großem Mitleid und mit ebenso großer Unkenntniß gedacht, so daß ich mich meiner Landsleute annehmen mußte.

Hecker, damals ein feuriger junger Mann, ein kräftiger und prächtiger Kopf, gestand mir im Nachhausegehen, daß er der kleinlichen Kämpfe und Nergeleien müde sei. „Kommt's nicht bald zur Revolution, so wandere ich aus mit Weib und Kind!“ hieß es.

Nun, es kam zur Revolution und er mußte auswandern.

Tags darauf begleitete mich Glaßbrenner nach Heidelberg zu Karl Beck, der sich schon damals als „stiller Mann“ erwies. Herwegh hatte ich leider versäumt.

In Stuttgart war ich viel mit dem Schauspieler Moriz zusammen, in dessen Geleite ich auch, wie früher erzählt worden, den armen Niembsch in Winenden besuchte.

Bei meiner Abreise von Stuttgart, gerade beim Einsteigen in den Eilwagen, wurde mir mein Reisegefährte genannt: der amerikanische Consul Francis Grund, ein geborner Wiener, seit zwanzig Jahren in Newyork, damals ein kräftiger Vierziger, mehr als lebhaft, in allen Künsten der Democratie zu Hause. Wir unterhielten uns ununterbrochen die ganze Nacht, zur Verzweiflung unser übrigen Reisegenossen. In Augsburg mit Grund und den Redacteuren der Allgemeinen Zeitung, Altenhöfer, Mebold und Wiedemann drei Tage lang in unausgesetztem Verkehr. Kolb war leider abwesend. Alle diese Männer besaßen eine Kenntniß der europäischen, auch der amerikanischen Zustände und Verhältnisse, wie ich sie manchem österreichischen Minister wünschen möchte. Ich hörte zu, wenn sie sprachen, ließ mich unterrichten, lernte an ihnen. Grund hatte ein Auswanderungs-Project in petto. Die Deutschen seien nur etwas werth, meinte er, wenn sie in

ausländischen Boden versetzt werden — man müsse das deutsche Gemüth durch etwas Yankeismus pelzen. Er wollte sich auch für eine Revolution in Preußen binnen drei Jahren verbürgen. In Deutschland gährte es allerdings bereits ungeheuer; man konnte diese Bewegung beiläufig mit der in Frankreich vom Jahre 1786 vergleichen. Auch Friedrich List hatte sich gelegentlich zu uns gesellt. Er fühlte sich schon damals ziemlich gedrückt, bereute, Amerika verlassen zu haben. Als er zu der Thür hinaus war, sagte mir Grund: „Der Mann hatte in seinem ganzen Leben immer nur Eine Idee im Kopfe: daß die Deutschen so viel Colonialwaaren als möglich verzehren und dagegen Manufacturwaaren ausführen müssen. Sonst weiß er nichts. Seine Verdienste um Zollverein und Eisenbahnen will ich ihm lassen, aber er wird doch elend zu Grunde gehen." —

Die Prophezeiung traf leider nur zu bald ein. Das Jahr darauf kam List dahin, seinem Leben ein Ende zu machen. Die deutsche Gleichgiltigkeit hatte ihn in den Tod gejagt.

Wir sprachen auch von Oesterreich. Ich erwähnte der süddeutschen Sympathien für mein Vaterland, die unsere Machthaber wenig benützten, eigentlich Alles thäten, um ihnen entgegenzuwirken. Die Slaven, die man gegen die Magyaren hetzen will, erkräftigten sich so auf Kosten des deutschen Stammlandes!

„Das ist's auch!" rief Grund lebhaft aus. „Ihr zerstückelt euch selbst und arbeitet den Russen in die Hände!"

Ich konnte in Augsburg auch erfahren, wie die Journal-Artikel und Notizen entstehen. Es kam die Nachricht

des Anschlusses von Texas an die Sternen-Union. Grund war entzückt darüber, schrieb noch in der Nacht einen Artikel für die „Allgemeine“, aus Newyork datirt. Texas sei beiläufig so groß wie ganz Frankreich, wird darin erzählt. In fünfzig Jahren werde Amerika eine Population von zweihundert Millionen aufweisen können. Ein populäres Buch trage dann dem Verfasser etwa eine Million Dollars ein.

So rechnen die Yankees! Es ist was Dämonisches in der neuen Welt. Wie keusch war unser Deutschland dagegen, noch vor 1848!

Ich schied ungern von den Augsburgern, allein Grund mußte nach Antwerpen, seines Consulats wegen, so zog ich heimwärts über München. Auch hier hatte die Politik bereits die Oberhand über die Kunst. Bei einer „Liedertafel“, wo viel Deutschthum consumirt wurde, brachte man meine Gesundheit aus, aus Veranlassung der Schriftsteller-Petition und anderer meiner liberalen Bestrebungen. Als echter Wiener redeschen, des Wortes wenig mächtig, dankte ich ziemlich unbehilflich. Einige Professoren gaben mir ein Diner, wo ich zumeist dem trefflichen und höchst lebendigen „Fragmentisten“ Fallmerayer nahe kam. Auch Hofrath Thiersch war zugegen. Der Philologe bezeichnete den Fürsten Metternich als: „Μεσονύκτιος.“

Gegen Ende August nach Hause zurück, nach einer Abwesenheit von vollen drei Monaten.

Bald war ich in den alten Pferch wieder eingewöhnt, fing meine Arbeiten an. Wer sich dem Theater ergibt, dem läßt es nimmer Ruhe. Ein Stoff hatte mir längst vorgeschwebt. In der anscheinend harmlosen Form eines ge-

wöhnlichen bürgerlichen Lustspiels sollte dem „österreichischen Systeme" selber zu Leibe gegangen werden. Das Ding war unter den gegebenen Censurverhältnissen nicht so leicht zu machen. Ich arbeitete „Großjährig" im Laufe eines Jahres drei-, viermal um, schrieb es erst in vier Acten, dann in drei, zuletzt in zweien. In dieser Gestalt lernte es Alexander Baumann kennen. Er diente im Bureau des Grafen Kolowrat, der ihm ungemein gewogen war, ihn auch auf das Landgut mitnahm, wohin sich der Staats- und Conferenz-Minister zur Sommerszeit gewöhnlich für einige Monate cum otio et dignitate zurückzog. Zur Erheiterung des Staatsmannes wurde dort bisweilen auch von Dilletanten Comödie gespielt. Baumann ersuchte mich nun, ihm das Lustspiel für die gräfliche Hausbühne zu überlassen; er selbst wollte den Schmerl spielen, Mathilde Wildauer werde die Rolle der Liebhaberin übernehmen. Und so geschah es auch. Der Graf fand das Stück „charmant", und die Privat-Aufführung bahnte der Satyre im November 1847 den Weg auf die Bretter des Hofburgtheaters.

Eine Anecdote, die mir Graf Kolowrat mitgetheilt mag hier ihren Platz finden. Wenige Tage nach der ersten Aufführung des Lustspiels, hatte sich Erzherzog Ludwig, als er ins Theater ging, gegen den Grafen geäußert: er höre, daß er (der Erzherzog) in dem Stücke vorkomme. Der Graf versicherte hoch und theuer, daß in dem harmlosen bürgerlichen Lustspiele von derlei Anspielungen durchaus nicht die Rede sei. Wieder einige Tage darauf sagte ihm der Erzherzog, der einen gewissen trockenen Humor besaß: „Ich hab' das Stück gestern gesehen — ich komm' doch darin vor und Sie eigentlich auch!" —

Merkwürdig, daß das Stück zugleich mit dem alten Systeme verschwand. Das neue fürchtet sich doch nicht etwa auch vor dem „Blase“? —

Man lachte über „Blase“ und sein „Abwarten“, konnte sich aber zu gleicher Zeit der entsetzlichen Auftritte in Galizien (vom Februar 1846) erinnern, welche durch das ominöse Abwarten herbeigeführt worden.

Die elfte Stunde hatte geschlagen. Das österreichische „Mene Tekel“ wurde bereits an der Wand sichtbar.

XI.

(Die Märztage.)

Osez! Voilà tout le secret des révolutions. St. Just.

In der zweiten Hälfte der vierziger Jahre hatte sich der Wiener Oppositionsgeist immer lebhafter zu regen und zu rühren begonnen. Das Meeting zu Ehren Friedrich List's, die Schriftsteller-Petition, die Broschüren von Andrian und Möhring, die ungarischen Gravamina, die stets drängenderen Vorstellungen der böhmischen und n. ö. Stände, der passive Widerstand im lombardisch-venetianischen Königreich, selbst gewisse Regungen in dem sonst ziemlich harmlosen „Gewerbeverein" wie im „juridisch-politischen Leseverein" waren lauter Anzeichen eines herandrohenden Sturmes. Der „liberale" Wiener entzückte sich an der wackeren parlamentarischen Haltung des preußischen Landtages, der merkwürdigen Thronrede vom 11. April 1847 gegenüber; auch der Ausgang des „Sonderbund-Krieges" rief in Wien Jubel hervor, sowie Pio nono's „consulta"; Lamartine's „histoire des Girondirs" (sogar in's Böhmische über-

setzt!) wurde verschlungen, die feurigen Kammer-Reden des poetischen Historikers rissen alle Welt hin, und als er sich in der letzten Stunde für die „Reformbankette“ erklärte, galt er den Wienern für den wahren politischen Messias, welcher da gekommen war, um den Segen der Freiheit über ganz Europa zu verbreiten, Rußland und die Türkei mit eingeschlossen. — Man muß aber nicht glauben, daß diese österreichische Begeisterung Hand in Hand gegangen wäre mit irgend einem greifbar-praktischen Plane oder daß man dabei ein bestimmtes politisches Ziel in's Auge gefaßt hätte. Der Wiener ist nichts weniger als revolutionär, wohl aber eine Art gemüthlicher Frondeur, der gegen Alles und Jedes Opposition zu machen bereit ist, was „Regierung“ oder „Gesetz“ heißt. „Es muß anders, es muß besser werden!“ rief Einer dem Andren zu — um das wie fragte Niemand. Man sah die Völker ringsumher ihre Fesseln abstreifen — da wird auch für uns etwas „herausschauen!“ meinte man. Damit hatte sich die Oppositions-Seligkeit beruhigt und war unser Wien ganz gemüthlich dem allgewohnten Leben und Treiben nachgegangen; man bewunderte den Virtuosen Liszt Férenz, der damals noch keine Kutte trug und für nichts weniger als für den „Peterspfenning“ musicirte, man gab Festessen für Meyerbeer und seine „Vielka“, bereitete Jenni Lind wahre Triumphzüge. —

So war inzwischen das Jahr 48 heran gerückt, so kam der Februar, die französische Republik und die deutsche Revolution. Wien war in höchster Aufregung. „Metternich muß abdanken!“ lautete die Losung. Damit glaubte man Alles gethan und abgethan. — Dieser Sorglosigkeit der Regierten gegenüber, wie benahmen sich die Regierenden? —

Man ernannte ein neues „oberstes Censur-Collegium“, man ließ durch „Hans Jörgel“ gegen die Juden schreiben und das Burgtheater durfte keine „aufregenden“ Stücke wie „Tell“ oder „Fiesko“ bringen. Auch meinem „Großjährig“ und „deutschen Krieger“ wurde die Ehre angethan, vom Repertoir gestrichen zu werden. Das Merkwürdigste war aber ein Circulare an sämmtliche Behörden, worin den Beamten untersagt wurde, über — Mailand zu sprechen, welches man mit „administrativen Verbesserungen“ zu beglücken gedachte. Die Leute verlangten Brod des Lebens und man gab ihnen einen Stein! —

Am 11. März 1848 war die Petition um Constitution, Preßfreiheit u. s. w. (von Alexander Bach und mir entworfen und von mir redigirt), mit tausenden von Unterschriften bedeckt, dem ständischen Ausschuß durch eine Bürger-Deputation überreicht worden — am 12. März brachte die Wiener Zeitung einen salbungsvollen, von Ruhe und Ordnung triefenden Artikel — da kam der 13. März, Fischhoff, die Studenten, das Ende der Stände-Herrlichkeit, die Abdankung des Fürsten Metternich. — Der „juridisch-politische Leseverein“ hatte sich wie von selbst zu einer Art improvisirten Behörde constituirt, durch bürgerliche Elemente verstärkt; die „Aula“ war seit ihrem ersten Auftreten eine stolze kleine Macht für sich, die sich bald vergrößern sollte. —

Die Geschichte der Wiener Märztage ist bereits wiederholt und ausführlich erzählt worden; ich muß mich hier damit begnügen, gewisse Details und kleine Züge mitzutheilen, welche bisher nicht zur allgemeinen Kenntniß gelangt sind, wohl aber geeignet sein dürften, zur richtigen Färbung

jener bewegten Tage und Stunden einige Tinten- und Pinselstreiche beizutragen. —

Am 15. März wurde die ungarische Deputation erwartet, Kossuth an der Spitze, von ihrem stürmischen Landtage gesendet. Die ungarische Constitution mußte zur Wahrheit werden, war es bereits! Daß die Ungarn für uns gleichfalls gewisse politische Begünstigungen ansprechen würden, verstand sich von selbst. Welche Schmach aber für uns Deutsch-Oesterreicher, wenn wir die neue Freiheit als Gnaden (vielleicht Danaer-) Geschenk von Buda-Pest davon tragen, uns bei den stolzen Magyaren zuletzt noch dafür bedanken müßten, daß wir staatlich weiter existiren dürfen! —

Diese und ähnliche Gedanken wälzte ich in der Seele, theilte sie auch meinem Freunde Auersperg (A. Grün), mit welchem ich in dem Menschengewoge zusammen traf, überschwellend mit. Wir kamen auf den Michaels-Platz. Es war etwa um die Mittagsstunde. Ein Redner war auf eine Tonne getreten und haranguirte das Volk, im Angesicht des Militärs, der Kanonen. Die auf dem politisch-jungfräulichen Wiener Boden bisher noch nie vernommenen Ideen der Social-Democratie schlugen an unser Ohr und fanden an der naiven Bevölkerung gläubige, ja entzückte Hörer. Ich läugne nicht, daß mich das überraschte, ja erschreckte. Wer kann berechnen, wie weit die Utopien von Aufhebung des Eigenthums, von Gütergemeinschaft und dergleichen, eine wild aufgeregte und ungebildete Masse führen mögen! Kurz, die Anarchie stand mir auf dem Michaelsplatze klar und deutlich vor Augen — meiner Empfindung nach das scheußlichste Ungeheuer, welches sich erdenken läßt! — Der Verfasser der „Genesis der Revolution" macht

sich zwar über mein Entsetzen lustig, indem er meint: ein Lustspieldichter, selber von Seelenangst erfüllt, habe sich bemüht, auch dem a. h. Hofe ähnliche Aengsten einzujagen — sei's darum! Ich bin kein lederner Bureaukrat, welcher Ausflüchte sucht, abwartet und hin hält, sondern ein Mensch, der fühlt und denkt, und sich in einem bedeutenden Momente an Herzen und Geister wenden wollte, nicht an Registraturen und diplomatische Actenstücke! —

Einen Aufsatz über die gegenwärtige Sachlage in der Tasche, beschloß ich nach Hofe zu gehen. Wie aber in die militärisch verbarricadirte Hofburg gelangen? Da stieß ich auf einen Schulkameraden. Vesque von Puettlingen (Hoven), damals Staatskanzleirath im Ministerium des Aeußern, bahnte mir und Auersperg (den ich gebeten hatte, mir zur Seite zu bleiben, was er auch redlich gethan), den Weg zu einem der Vorzimmer des Staats- und Conferenz-Saals. Wir fanden dort Hofleute, Kammerherrn, darunter Graf Ottokar Czernin, auch höhere Officiere. Es war ein Ab- und Zu-Gehen, ein Flüstern, geheimes Melden — es schien etwas im Werke. — Ich nannte meinen Namen, fragte nach dem Erzherzog Franz Carl. — Mein Aussehen mochte nicht eben einladend erscheinen. Ich hatte mehrere Nächte nicht geschlafen, war unrasirt, trug über dem Leibrock eine Art grauer Blouse, dazu schmutzige Stiefel, einen Stock und einen Proletarierhut — durchaus keine Audienz-Toilette! — Die Antichambre war überaus artig, ließ sich in Gespräche mit uns ein. Nur von einem einzigen Gedanken erfüllt, sprang ich gleich medias in res. Ich schilderte die allgemeine Auflösung, sprach von Freiheit und Menschenrechten, hieb wohl in der Fieberhitze hie und

da über die Schnur. — Meine Zuhörer blieben nicht unbewegt bei meiner Darstellung; Fürsten, Grafen und Generäle schüttelten mir die Hand. Die Denkschrift, die ich hervor gezogen hatte, ging von Hand zu Hand — ich weiß nicht, wer von den Herrn sie zur Erinnerung zurück behalten. — Einer der Generäle äußerte ganz unverblümt, wie sich Auersperg erinnert: „Unsere Polizei sammt ihrem Sedlnitzki sollte man hängen, da sie uns in gänzlicher Unwissenheit ließ über das, was sich im Volke längst vorbereitet hatte.“ —

Inzwischen war Erzherzog Franz Carl erschienen. Ich trug ihm kurz unser Aller Begehren vor, welches eigentlich in dem Worte und Begriffe „Constitution“ gipfelte. Der Erzherzog gab mir einen Zettel. Darauf stand unsers Erinnerns nichts als: „Ich gebe Preßfreiheit und Constitution“ — von der Hand des Prinzen geschrieben, aber ohne Unterschrift. — „Bringen Sie das dem Volke!“ sagte der gutmüthig-ängstliche Erzherzog. — Ich wendete ein, daß der Zettel ohne den Namen des Monarchen so gut wie keinen Werth habe. —

„Gut, gut! Ich will mich sogleich zu Seiner Majestät begeben“, sagte der Erzherzog. „Warten Sie, bis ich wieder komme.“ — Eine Seitenthür wurde geöffnet, ich that einen kurzen Blick durch eine zweite offene Thür, sah Kaiser Ferdinand unruhig auf und ab gehen. —

Während dem war es in den Vorzimmern immer lebendiger geworden. Graf Hartig und andere Staats- und Conferenz-Minister begaben sich ohne Verweilen und ohne uns eines Blickes zu würdigen, in den Sitzungssaal. — „Wer diesen Grafen Hartig in jenem kritischen

Augenblicke gesehen, wie wir", meinte Auersperg, — „und wer dessen spätere Mission in Radetzky's Hauptquartier mit einiger Aufmerksamkeit verfolgt hat, den mußte später beim Durchlesen der Schrift: „Genesis der Revolution" der staatsmännische (recte bureaukratische) Unfehlbarkeitsdünkel, der aus jeder Zeile dieser Schrift spricht, gar sonderbar anmuthen. Jeder Leser aber mußte sich fragen: Wo war denn dieser Weise, dieser rettende Messias in den Tagen der Noth und Gefahr? Und warum hat er während der Katastrophe sein Licht unter den Scheffel gestellt?" —

Man bedeutete mir, daß mit dem Minister- zugleich ein Familienrath abgehalten werden würde. — „Wann aber endlich?" fragte ich ungeduldig, denn es ging bereits auf zwei Uhr Mittags. „In einer Stunde etwa", hieß es, — „sobald Seine kaiserliche Hoheit Erzherzog Ludwig abgespeist haben." — „Wie kann man jetzt an's Essen denken", polterte ich heraus, zum Erschrecken der erstarrten Hofherrn und Hofkammerdiener. —

Plötzlich wurden die Flügelthüren weit geöffnet. Der Palatin Erzherzog Stephan trat ein. Er war eben aus Pest angekommen, als Vorläufer der Deputation und Kossuth's, welche wenige Stunden nach ihm eintreffen sollten. — Ich lief ihm entgegen. — „Kaiserliche Hoheit kommen als Rettungs-Engel!" rief ich ihm zu — „endlich ein Mann, mit dem sich ein Wort sprechen läßt, der uns verstehen wird!" —

Der Palatin sah mich erstaunt an. Auersperg, der dem Prinzen bekannt war, stellte mich ihm vor.

„Um was handelt sich's eigentlich, meine Herrn?" fragte der Erzherzog in freundlich-artiger Weise. —

„Um die Constitution!“ versetzte ich kurz, — „die die Ungarn bereits haben und die uns, wie ich hoffe, nicht ausbleiben wird.“ — Nach einem kurzen Pourparler ersuchte mich der Erzherzog, ich sollte unsere Wünsche und Anträge mit wenig Worten formuliren oder den Brouillon zu einer Art Manifest entwerfen. Er selbst begab sich in den Conferenzsaal. Ich setzte mich im Vorzimmer, schrieb ein paar Sätze nieder: „Um die übrigen Länder der Monarchie mit dem constitutionellen Ungarn in Einklang zu bringen, haben wir beschlossen“ u. s. w. — Während ich schrieb, hatte sich eine Seitenthür leise geöffnet und man konnte die Erzherzogin Sophie für einen Moment gewahren. Auersperg machte ihr eine flehende Pantomime mit aufgehobenen Händen entgegen. — Die hohe Frau wendete sich rasch ab und die kaum geöffnete Pforte schloß sich wieder. —

Erzherzog Stephan ließ später um meinen Brouillon fragen. Ich schickte ihm den Zettel hinein. —

Während der Conferenz leerten sich die Vorzimmer. Ich harrte fest aus, da mir Erzherzog Franz Carl ausdrücklich gesagt, ich sollte ihn erwarten. Ich versprach Auersperg, bald nachzukommen, der sich, etwa um drei Uhr, mit dem Grafen Czernin fort begab. So blieb ich allein mit einem Herrn, der sich mir als Fürst ***** zu erkennen gab. Wir verharrten noch über eine Stunde im Gespräch. Endlich meinte der Fürst: „Besser wir gehen — sonst kommen wir wohl gar in Verdacht, eine Pallast-Revolution machen zu wollen.“ Ich begleitete den Fürsten über den Burgplatz, wo wir händeschüttelnd, unter Versicherung gegenseitiger Achtung schieden. —

Die paar Stunden, die ich in den Hof-Antichambren zugebracht, ließen einen tiefen Einblick in die hohen und höchsten Ortes herrschende Rath- und Hilflosigkeit gewähren. Die Regierungsmaschine war plötzlich in's Stocken gerathen, der alt hergewohnte Schlendrian reichte nicht mehr aus, und da Kraft und Wille fehlten, schwankte man hin und her, fand nicht den Muth zu den Gewaltmaßregeln, welche dieser und jener anrieth, und zögerte so lange mit dem mißliebigen aber nothwendigen Nachgeben, bis jede vernünftige Concession schlechterdings als abgetrotzt erscheinen mußte. So bekam es beinahe den Anschein, als drohe eine sechshundertjährige Monarchie durch die feurigen Reden von ein paar Studenten wie ein Kartenhaus über den Haufen zu fallen. Wenn man später anfing, sich zu sammeln, und einige Ordnung in das Chaos zu bringen sich bemühte, so geschah das wieder nicht nach einem vorbedachten vernünftigen Plan, sondern man ergriff die (meist Soldaten-) Hand, die sich eben darbot und die stark genug schien, über den nächsten bösen Moment hinüber zu leiten. Auch in der s. g. „Camarilla" war kein eigentlicher Gedanke und die Reaction brauchte hübsch lange, um wenigstens mit Einmüthigkeit zu handeln. Durch eine geraume Zeit kargte man durchaus nicht mit Versprechungen und Concessionen; das geflügelte Wort: „Alles bewilligt!" erhielt in der Folge einen tragi-komischen Beischmack, da die Bewilligungen nur selten in's Leben traten und man sich mit Listen und Finten über das Unangenehme leidlich hinüber zu helfen wußte, bis man die Gewalt wieder in die Hände bekam. --

Auf dem Burgplatz sah es wie in einem Kriegslager aus. Ich gewahrte den Fürsten Windischgrätz, der in

der pelzverbrämten Husarenjacke mit verschränkten Armen finster und starr wie ein kleiner Alba auf und ab schritt. — Ich sah nach der Uhr. Es ging auf vier. Die Conferenz muß längst vorüber sein, dachte ich. Was schadet's, wenn du in der Kammer des E. H. Franz Carl um das Resultat nachfragst! —

Ein alter und steifer Kammerdiener wollte mich durchaus nicht anmelden. Da ich ihm aber dringend versicherte, der Erzherzog habe mich bestellt, um mir eine wichtige Nachricht mitzutheilen, so ließ sich der Mann endlich erbitten. Er kam mit der Botschaft zurück: Seine kaiserliche Hoheit geruhe mir sagen zu lassen, es stehe Alles gut und ich solle nur bei Graf Kolowrat nachfragen. —

Ich eilte beflügelten Schrittes nach dem Schweizerhof. Baron Ransonet, Protokollführer der Conferenz und gleichfalls einer meiner Schulkameraden, theilte mir nun die erfreuliche Nachricht mit, die Constitution sei bewilligt worden. Ich wollte das Manifest mit eigenen Augen sehen. — Das sei unmöglich! Das hochwichtige Schriftstück sei eben erst in die Staatsdruckerei gesendet worden, da man keine Handpresse besitze! —

Nicht einmal eine Handpresse! Und die langsame Staatsdruckerei! — Ransonet beschwichtigte mich. In ein paar Stunden, vielleicht noch früher, werde das Manifest gedruckt erscheinen. — Und wenn die Ungarn kommen, bevor es publicirt ist! — „Sie werden wohl nicht! Und wenn auch — die a. h. Entschließung Sr. Majestät sei noch zu rechter Zeit erfolgt.“ — Der brave Mensch theilte mir noch den Hauptinhalt des Manifestes mit und verschwor sich hoch und theuer, daß es auf's Jota so laute, wie er es mir angegeben. —

Gegen fünf Uhr lief ich nach dem Leseverein. In einen Fiaker zu steigen lohnte nicht der Mühe — ich flog mehr als ich ging. — Ich fand die Freunde in Permanenz, ließ die Thüren schließen, verkündigte die große Neuigkeit. Ungeheurer Jubel! Ich sprang auf den Tisch, erklärte, daß unsere halb-amtlichen Functionen mit dem Erscheinen des Manifestes zu Ende seien. —

Des Abends war die Stadt beleuchtet. Tausende von Menschen aller Nationen und Sprachen, Deutsche, Ungarn, Italiener, Böhmen, Polen wogten durcheinander, wie in brüderlicher Eintracht. Man sang „Gott erhalte“ in allen Zungen und ließ den Kaiser hoch leben, nebenbei auch uns, wenn sich Einer von uns auf dem Balkon des „Lesevereins“ zeigte, der sich übrigens am 15. März ausgelebt hatte. —

Am 16. besuchte mich Kossuth. Ich wohnte damals noch im Ständehaus, bei meinem Freunde Doblhoff. Der Agitator hatte mich nicht zu Hause getroffen. Ich ging daher in sein Hôtel, wo er mitten unter einer Schaar von reich und bunt gekleideten Magyaren eine Rede in ungarischer Sprache hielt. Jubel von allen Seiten. Ich stand lauschend an der Thür, ohne ein Wort zu verstehen. Da mir die Scene zu lange währte, schlich ich im Stillen davon, ließ nur meine Karte zurück. Ich bedaure hinterher, daß ich den merkwürdigen Mann nicht kennen gelernt. — Tags darauf kam ein Abgesandter des Volksmannes zu mir. Mitglieder der Stände, der Bürgerschaft und des Lesevereins sollten gemeinschaftlich mit der magyarischen Deputation zum Kaiser gehen, gewisse deutsch-magyarische Postulate stellen. Ich selbst sollte die Männer der deutsch-liberalen

Partei zu dem gemeinschaftlichen Schritte vereinigen, verlangte Kossuth. —

Ein wunderlicher Vorschlag! Ich erwiederte dem Botschafts-Ueberbringer: der Leseverein habe aufgehört zu fungiren und sei kein politischer Körper; — wie die Stände und die Bürgerschaft über den Antrag denken, wisse ich nicht und möge man sich bei den Herren durch Anfrage selbst überzeugen. Als Private sprach ich die Meinung aus: es scheine mir nicht passend, für zwei Nationen ein besonderes Begehren zu stellen, da dieselbe Constitution bestimmt sei, alle Völker Oesterreichs zu vereinigen. Auf dem künftigen allgemeinen Reichstage (constituirend oder nicht) sei der geeignete Platz, sich über politische Separatwünsche zu verständigen. —

Ich war im Herzen voll Seligkeit, schwelgte in der neuen Gegenwart, dachte kaum an die Zukunft. — Die Ständemitglieder sahen etwas trüber d'rein. — Ob sie denn in den Reichstag kommen würden? fragten mich die Herren. — „Als Stände gewiß nicht!“ erwiederte ich ihnen munter. „Aber wenn Ihr sonst tüchtige Männer seid, wird man Euch gerne wählen.“ —

Mein politischer Jubel hielt nicht lange an. Die Anarchie war freundlicher worden, aber es ging noch immer hübsch toll und rathlos zu. Auch ein neues Ministerium wollte sich nicht gleich gestalten, die alten Machthaber saßen noch immer am Bret, vor Allen Erzherzog Ludwig. — In ewiger Unruhe, ohne Appetit, ohne Schlaf, entwarf ich ein Straßen-Placat mit der verrückten Aufschrift: „Provisorische Regierung.“ — Es war aber nicht so schlimm gemeint! Ich verlangte nur die Entfernung aller Männer

des alten Systems, die Ernennung eines neuen liberalen Ministeriums. — Ich hatte die Schrift mit meines Namens Unterschrift drucken lassen, holte die mehreren hundert Exemplare im Fiaker ab. Ein Wort des Druckers machte mich stutzen. — „Wenn Sie das auf der Straße anschlagen lassen, werden die Leute nur noch toller werden!“ sagte der Mann mit einer Art Wehmuth. — Das kühlte mich ab. — Ich fuhr nun zu den Ständen, überreichte jedem der Herren ein Exemplar, drohte die Schrift zu veröffentlichen, wenn sie nicht bis morgen die Abdankung des alten Erzherzogs zu Stande brächten. Die übrigen Exemplare nahm ich mit nach Hause, wo man sie während meiner bald darauf ausgebrochenen Krankheit vertilgte. Nur wenige Sammler mögen das unterdrückte Placat besitzen — mir selbst ist nur ein einziges Exemplar übrig geblieben. —

Am 18. März hatte ich frühmorgens zu Graf Kolowrat gesendet, der freiwillig abgetreten war und von dem ich mir's versah, daß er den Erzherzog zu dem gleichen Schritte bewegen würde. — Später kamen viele Ständemitglieder, auch Alexander Bach und andere politische Freunde, die ich zum Frühstücke geladen hatte. Während einer Rede, die ich ihnen über die Ministerfrage hielt und die immer verwirrter klang, verlor ich Kraft und Bewußtsein und mußte zu Bette getragen werden. Eine heftige Gehirnhäute-Entzündung war ausgebrochen.

Ich lag drei Tage und Nächte mit der Eiskappe auf dem Kopf und Senftteig auf den Beinen, heftig phantasirend, wenn auch immer bei halbem Bewußtsein. So fragte ich die Aerzte wiederholt, ob ich verrückt geworden sei oder nicht. Auch über die Ereignisse des Tages wollte ich Auf-

schluß — man versicherte mich, es stünde Alles zum Besten. — Die verschiedensten Persönlichkeiten hielten abwechselnd bei mir die Nachtwache: Doblhoff, Bach, Dessauer, Alexander Baumann, Alfred Becher, der Hofschauspieler Fichtner. Auch Tausenau hatte sich zu diesem Freundschaftsdienste gemeldet, war aber nicht angenommen worden. Sonst durfte überhaupt Niemand zu dem Kranken, doch wurden durch acht Tage Bulletins ausgegeben. Ich fand später hunderte von Namen auf dem Bogen. Auch Erzherzog Johann hatte mehrmals nachfragen lassen. —

Am zehnten Tage der Krankheit war ich wieder auf den Beinen. Als ich zum erstenmal auf die Straße kam, fand ich die alte friedliche Anarchie und den alten Erzherzog Ludwig noch immer an der Spitze der Geschäfte! — Die Wahlen zum Frankfurter-Vorparlament kamen in Zug. Aus Wien wurden einstimmig gewählt: A. Grün, Schuselka, Kuranda und ich, gegen den die Aerzte protestirten. Ich müsse fort auf's Land, mich durch geraume Zeit von aller Politik ferne halten, wenn die Krankheit nicht auf's Neue und weit heftiger ausbrechen sollte. So wurde Freund Endlicher mein Ersatzmann. —

Schon damals waren Aller Augen, der deutschen Sache gegenüber, auf Erzherzog Johann gerichtet. Der deutsche Kaiserthron stand ihm möglicher Weise in Aussicht. Die Artigkeit erforderte, daß ich dem Prinzen, welcher dem Kranken nachgefragt, meine Aufwartung machte. Sein gemüthlicher Secretär, Zahlbruckner, der mich angemeldet hatte, flüsterte mir zu: „Der Herr ist äußerst niedergeschlagen — suchen Sie ihn aufzuheitern.“ — Das lag weder in meiner Macht, noch in der Zeit. —

Ich fand den Erzherzog allerdings gedrückt. Wir sprachen von den letzten Ereignissen, auch von der Mailänder-Revolution. Auch Tirol sei dadurch bedroht. Ich fragte den Prinzen, wohin er sich zu wenden gedächte. „Wohin mich mein kaiserlicher Herr sendet!“ wurde mir erwiedert. — Ich erlaubte mir zu bemerken: wir seien in eine Zeit gelangt, wo eigene Sendung und Selbstbestimmung zu entscheiden hätten, auch wäre, bei der allgemeinen Rathlosigkeit, zuletzt jeder Mann willkommen, der im Stande sei, eine mächtige Partei zu bilden, als Führer etwas auszurichten. Auch die Dinge in Deutschland seien zu bedenken — dort gähre es mächtig, allein wer kühn zugreife, durch Stellung und Ansehen begünstigt und dazu berechtigt, dem sei es vorbehalten, dort eine große und segensreiche Rolle zu spielen. Im Laufe eines Tages, einer Stunde lasse sich jetzt eine Krone gewinnen — oder verlieren! —

Diese kühne Anspielung schien dem Erzherzog wenig zu behagen. — „Was wollen Sie?“ sagte er ausweichend — „ich bin ein alter Mann, über Sechzig, ohne Ehrgeiz, und den Kämpfen, die sich vorbereiten, kaum mehr gewachsen. Ich werde übrigens mein Möglichstes thun, jedenfalls meine Pflicht erfüllen. Vermuthlich wird mich mein kaiserlicher Herr nach Tirol senden — ich will Alles aufbieten, was in meinen Kräften steht, um das theure und schöne Land zu schützen und zu wahren.“ —

Die Audienz hinterließ mir einen betrübenden Eindruck. Ich fand in der That den alten, gebrochenen, ängstlichen und unsichern Mann, als welchen sich auch der künftige „Reichsverweser“ in der Folge darstellen sollte. Ist

das aus dem Jüngling geworden, über den sich Johannes Müller seiner Zeit mit so viel Begeisterung ausgesprochen?

Ich sollte auf's Land und aus dem Rummel fort. In den ersten Tagen des April begab ich mich über Baden und durch's Gebirge langsam nach Graz, zu einer befreundeten Familie.

Durch ein paar Tage hatte ich eine Art politische Rolle gespielt und war in ganz Wien „populär" geworden, eine Local-Celebrität. — Doch schied ich nicht ungern von dem Schauplatz meines sogenannten Wirkens — nur Ein's schmerzte mich: daß ich die Frankfurter-Sendung hatte aufgeben müssen. Im Herzen segnete ich aber meine Krankheit, jetzt, und noch mehr in der Folge. Mehrere meiner Freunde wurden später erschossen, Andere wurden reactionär, noch Andere Minister — mein Kopfleiden hatte mich vor allem derlei Unheil bewahrt! So ließ ich die politischen Phasen an mir vorüber streichen und schrieb und schreibe annoch — andere Komödien. In so fern ich politischer Zuschauer bin und geblieben bin, konnten meine Freunde mit Recht von mir behaupten: ich sei im Grunde der freieste Mensch in ganz Oesterreich. Das ist, weil ich nichts bin und nichts werden will — nicht einmal Verwaltungsrath, am allerwenigsten Beamter.

En me créant, Dieu m'a dit: ne sois rien! singt Béranger.

XII.

(In Graz. — Die Mai- und Octobertage. — Brünn und Wien.)

Der Weltgeist macht die Politik.
Doblhoff.

Die Kunde von dem großen politischen Ereignisse der Märztage war durch Freund Auersperg zuerst nach Graz gelangt und zwar bereits am 16. März 1848. Erst vier Tage darauf erfolgte die officielle Mittheilung. Der alte gemüthliche Schlendrian! Oder war's Widerwillen der Behörden gegen die neue constitutionelle Aera?

Im April kam ich nach Graz. Auf den Wiener Tumult wirkte die Ruhe der anmuthigen Provinzstadt doppelt wohlthätig. Der Grazer Liberalismus war damals noch im hohen Grade kindlich und unschuldig, und man durfte sich anheischig machen, die ganze Steiermark mit leichter Mühe in „Ruhe und Ordnung“ zu erhalten. An den gefürchteten „Democraten“ fehlte es zwar durchaus nicht, an ihrer Spitze der berüchtigte Emperger. Er schwärmte für Deutschland und drängte auf entschiedenes constitutionelles Regiment — beiläufig wie meine Wiener Freunde. In diesem Sinne stellte

er sich auch häufiger beim Gouverneur ein, als diesem erwünscht war, wollte ihn zu „energischen Schritten" veranlassen, die eben nicht in der Natur des überaus humanen und liebenswürdigen, nur etwas unentschiedenen, ja ängstlichen Grafen Wickenburg gelegen waren. Er hatte viel für die Provinz gethan, dabei einen Theil seines Vermögens aufgeopfert, sich auch bisher einer großen Beliebtheit erfreut. Allein die neue Bewegung war ihm über den Kopf gewachsen, wie später dem Volke, das er im Geleise erhalten sollte. —

Die Grazer Ruhe wurde bald gestört. Mitten in der Nacht ertönte Feuerlärm. Es brannte in irgend einer Fabrik, in der Nähe der Stadt. Mein Hausherr als „Garde" mußte hinaus. Oft war's nur blinder Lärm, aber nicht selten auch Ernst, und mein gequälter Garde kam erst gegen Morgen völlig erschöpft nach Hause zurück. — Kein Zweifel, diese Feuer waren gelegt! Man rieth daher dem Gouverneur, sogleich das Standrecht zu verkündigen. —

„Wie kann ich? Ohne Weisung aus Wien?" —

„So telegraphiren Sie!" —

„Was hilft's? Wenn ich bei Pillersdorf anfrage, so kommen lauter glatte, ausweichende Antworten. Ich soll mich mit den Leuten verhalten, jedes Aufsehen vermeiden. Dabei macht man mich verantwortlich für die Ruhe der Provinz. Kann man da scharf auftreten? Und soll ich den letzten Rest meiner Popularität in die Schanze schlagen, da ich zuletzt doch nur auf gütlichem Wege das Ganze noch im Geleise erhalte?" —

So konnte man den armen, mehr gubernirten als gouvernirenden Gouverneur in jenen Tagen bitter klagen hören.

Die nothwendig gewordene Maßregel kam demungeachtet zur Ausführung. In einer Nacht stand abermals eine Fabrik in Flammen. Der mehr erschrockene als schreckliche Emperger lief zum Gouverneur.

„Excellenz, wir müssen Standrecht haben!“ rief er ihm von weitem zu. So ward nun das Auskunftsmittel nach den Willen der Democratie in's Werk gesetzt, ohne weitere Anfrage nach Wien. Von der Stunde an konnten wir ruhig schlafen, mein „Garde“ und ich. —

Die Pillersdorf'sche Constitution hatte sich in dem inzwischen bereits „fortgeschrittenen“ Graz nur geringen Antheils zu erfreuen. Auch Wien verhielt sich gleichgiltig gegen eine Urkunde, welche mehr freiheitliche Grundsätze und Bestimmungen enthielt und in Aussicht stellte, als man sich noch vor sechs Wochen nur jemals konnte träumen lassen. Man wollte aber noch mehr und immer mehr! Der Appetit kommt mit dem Essen. — Mit dem alten Oesterreich stand es übrigens schlimm genug. Ungarn hatte sein eigenes Ministerium und war schon damals so gut wie losgerissen, Böhmen verfolgte ähnliche Ziele, in der Lombardei war offener Krieg, in Galizien ein Aufstand vor der Thür — und die deutsch-österreichischen Provinzen prangten wohlgemuth in den „deutschen Farben“, denen, so oft sie sich blicken lassen, nach Heine's Bemerkung, stets eine neue Dummheit auf dem Fuße nachzufolgen pflegt. — Wo war nun das Gesammt-Vaterland? In gewissem Sinne hatte Grillparzer (damals) recht, wenn er von der Armee gesungen:

„In Deinem Lager ist Oesterreich!“ —

Allein die democratisirenden Oesterreicher wollten von der Soldateska, die im Dienste der „Reaction“ stünde, nun einmal nichts wissen! So kam es zwei Monate später nach Radetzki's Siegen in Italien dahin, daß der Antrag im Wiener Reichstage auf ein Vertrauens-Votum für die österreichische Armee: „sie habe die Ehre des Vaterlandes gerettet“ — wegen Zischens der Linken fallen gelassen wurde. Jedenfalls eine Kurzsichtigkeit und folglich ein politischer Fehler! Denn die Armee hatte ja damals gegen die Feinde Oesterreichs, gegen Piemont und die päpstlichen Crocciati gestritten. —

In den ersten Tagen des (sonst) Wonnemonats Mai begab ich mich durch's Gebirge über Mariazell zu dem alten Castelli nach Lilienfeld. Dort erhielt ich einen Brief meines Freundes Doblhoff, vom 9. Mai datirt, doch an verschiedenen Tagen mit Unterbrechungen geschrieben. Die öffentlichen Dinge werden darin eben nicht im rosenrothen Lichte geschildert und die feste Begründung unserer constitutionellen Freiheit stark angezweifelt. —

„Unser Zustand hier“ — heißt es in dem Schreiben — „ist Anarchie, unser Zustand draußen Verfall der österreichischen Monarchie; wir werden hin und her gerissen, um zu helfen oder abzuwehren, allein das Wasser dringt von allen Seiten ein. Ich werde genöthigt, ein Ministerium zusammen zu setzen und ich bin auch bereit, auf dieses Schaffot zu steigen, allein ich besorge, daß es mir nicht gelingen wird, ein Ministerium zu bilden, das kein todtgebornes ist.“ —

„Abermals unterbrochen melde ich dir, daß ich ohne meine Zustimmung zum Minister des Ackerbaues, des Handels und der Gewerbe ernannt wurde. Mit peinlichem

Gefühle und nur den Vorwurf widerlegend, daß ich mich von Anderen in der Bereitwilligkeit, dem Vaterlande Alles aufzuopfern, übertreffen lasse, habe ich angenommen; allein ich habe die Bedingungen meines Verbleibens gestellt, und werden sie nicht erfüllt, so trete ich aus und die Zurückbleibenden mögen sehen, daß sie sich in dieser Unentschiedenheit und Schwäche erhalten. Bedaure mich, daß ich Einer der Ersten politisch begraben werde; bedaure Jeden, der verpflichtet ist, seine Rolle auf dieser schwankenden Bühne auszuspielen." — —

In diesen Zeilen gibt sich der Charakter des ehrlichen, biedern Mannes kund, welcher, ohne allen Ehrgeiz, des eigenen Vortheils uneingedenk, nur darauf bedacht ist, seine Pflicht zu erfüllen, dabei rastlos zu arbeiten, und so bis in sein Alter, bis zu seiner letzten Stunde, welche ihm am 16. April 1872 schlug. Ehre seinem Andenken! Zum Minister in so bewegter Zeit hatte er freilich kaum das Zeug, auch waren ihm die Hände nach Oben beiläufig gebunden und von Unten gähnte das Chaos. —

Der eigentliche politische Hexen-Sabbat hatte am 15. Mai 1848 begonnen. Systeme und Ministerien wechselten seitdem in rascher Folge bis zum heutigen Tage. Kein Mann hielt Stand, keine Idee — leider auch keine Armee. Der letzte und schlimmste Wirrwarr vom Februar bis October 1871 lenkte im November in eine bessere Phase ein. Möge sie sich dauernd erhalten! Bisher konnte man aber mit Proudhon ausrufen:

„Car en verité nous ne pouvons plus dire le soir, par qui nous aurons l'honneur d'être gouvernés le matin!" —

Am 16. Mai kehrte ich nach Wien und zu Freund Doblhoff zurück, den ich so entmuthigt fand, wie sein Brief ihn darstellt. Die Stimmung der Wiener wechselte zwischen Uebermuth und Hoffnungslosigkeit oder Abspannung. Die plötzliche Entfernung des Kaisers nach Innsbruck brachte zuerst eine wunderliche und unerwartete Wirkung hervor. Man hatte Unruhen befürchtet — und siehe da, Militär, Nationalgarden und akademische Legion machten gemeinschaftliche Patrouillen durch die Straßen Wiens, mit ernsthaften, ja ängstlichen Mienen, allein nichts regte und rührte sich; das Proletariat, dieser beständige Wiener Cauchemar, war wie verschwunden, es herrschte allenthalben „Ruhe, Ordnung und Sicherheit." Am 19. Mai finde ich hierüber die Stelle in meinem Tagebuche: „Heute sind die Wiener wieder so niedergeschlagen, daß sie sich zur Abwechslung nach Metternich sehnen."

Das hielt aber nicht an, und der 26. Mai und die Baricaden blieben nicht aus. „Democratische Monarchie" war damals das Losungswort. Die Wiener Zeitung, einen Tag ohne Adler, nahm ihn aber gleich wieder auf, erschien in der Folge als Staatszeitung.

Inzwischen hatte die Frankfurter Deputation dem Erzherzog Johann seine Wahl zum Reichsverweser überbracht.

Mit dem liebenswürdigen Raveaux und dem grundgescheiten Heckscher kam ich bald in ein vertrautes Verhältniß. Am 8. Juni machten die Deputirten eine halbofficielle Lustfahrt nach Reichenau auf erzherzogliche Kosten und unter Führung meines Freundes Gutherz, der in Frankfurt mit ihnen getagt hatte. Jucho, Saucken-

Tarputschen aus Preußen, Rottenhan aus Bayern, Schilling und Mühlfeld aus Oesterreich fuhren mit mir und Anderen in offenen Hofequipagen, Cigarren rauchend, zum Bahnhof. Von da eine Art Triumphzug. Auf jeder Station prangten Blumenkränze und Guirlanden und eine Unzahl deutscher Fahnen; die Bürgermeister und die Nationalgarden machten die Honneurs, eine Masse Volkes hatte sich allenthalben eingefunden, und die tönenden Reden der Deputirten von deutscher Einheit und vom freien Oesterreich erregten einen weithin schallenden Enthusiasmus. Bei Waißnix war Festdiner. Natürlich wieder Reden und Toaste auf den Reichsverweser, auf die Constitution u. s. w.

Beim Nachhausefahren unter Fackelbeleuchtung abermals Reden auf jeder Station. Ich hatte bereits an die dreißig derlei Speeches gezählt, vermochte kaum mehr zuzuhören, noch konnten sich die Redner vor Heiserkeit verständlich machen. Vor dem Wiener Bahnhofe, der festlich beleuchtet war und von Garden und Bürgern wimmelte, erwarteten uns die längst sehnlichst von mir herbeigewünschten Hofequipagen — doch das Vivatgeschrei und die Aufforderungen zum Reden wollten auch dort kein Ende nehmen. Wir saßen bereits im Wagen, da erhob sich Mühlfeld an meiner Seite und brachte mit seinem gewaltigen Organe die deutsche Begeisterung noch ein letztesmal zum vollgiltigen Ausdruck. Nun fuhren wir um eilf Uhr Nachts davon, und die jubelnde Menge eilte uns nach. Ich fiel todesmüde in mein Bett. Aber man mußte sich sagen: Wien fühlte sich an diesem Tage wirklich als eine deutsche Stadt!

Beim Erwachen aus dem Begeisterungstaumel fand man die alte gemüthliche Anarchie auf den Straßen wieder;

Niemand wußte, wer uns eigentlich regierte, und so bekam der spätere Ausspruch, daß der „Weltgeist“ die Politik mache, gewissermaßen seine Berechtigung und Bestätigung.

Der 8. Juli 1848 war ein heißer Tag! Erzherzog Johann, seit Kurzem als Alter ego des Kaisers in Wien, wurde dringend in Frankfurt verlangt, die Eröffnung des Wiener Reichstages stand vor der Thür, Pillersdorff war allgemein mißliebig geworden und man wußte, daß der democratische Club und der „Ausschuß“ auf die allsogleiche Entfernung des Ministers und auf Ernennung eines neuen „volksthümlichen“ Ministeriums bei dem Stellvertreter des Kaisers antragen würden — und zwar heute noch. — An demselben Tage gab Eduard Todesco den Frankfurter Deputirten ein Festmal, an welchem ich mit Bach, Mühlfeld, Hornbostel und anderen Freunden theilnahm. Auch Damen waren zugegen. Die Stimmung war demungeachtet begreiflicherweise eine nicht besonders heitere. Da kam plötzlich die Nachricht, der Erzherzog habe der Democratie nachgegeben — Pillersdorff war im Handumdrehen gestürzt, Doblhoff zum Minister-Präsidenten ernannt und beauftragt, ein Ministerium zusammenzustellen. Wir erwarteten den neuen Dignitar, der sich hatte ansagen lassen. Freund Bach war in sichtbarer Aufregung, zappelte auf seinem Sessel — der Moment schien gekommen, sein Ehrgeiz sollte nun bald die lange gesuchte Befriedigung finden. —

Wenige Tage darauf brachte Doblhoff sein Ministerium Bach-Schwarzer-Hornbostel zu Stande. Der neue Reichsverweser hatte sich quasi re bene gesta nach seinem Frankfurt begeben, wo ihm bald Schmerling zur Seite stand.

Die Eröffnung des Wiener Reichstages, wie Alles, was später erfolgte, gehört der Geschichte an. In den ersten Tagen des October kam ich (aus Baden, wohin mich mein, noch immer nicht völlig bezwungenes Kopfleiden verwiesen) nach Wien und in das halb verlassene Landhaus zurück, mit der Idee zu einem Drama: „Ulrich v. Hutten" beschäftigt. Eine mir besonders werthe Freundin begab sich mit ihrem Töchterlein nach Brünn zu ihren Eltern, ich hatte versprochen, mit Anderen nachzukommen; wir träumten von einem gemüthlichen Zusammenleben in der ruhigen Provinzstadt — da brach der 6. October herein. Bach und Doblhoff waren auf der Flucht, Hornbostel verschwand später, zuletzt blieben nur Philipp Krauß und der Reichstag, die ihr wunderliches Spiel mit einander trieben. An die 20,000 Wiener, von den Ausharrenden als „Schwarz-Gelbe" bezeichnet, verließen in wenig Tagen die ihnen unheimlich gewordene Stadt.

Aber nachdem die erste Aufregung vorüber war, herrschte hier mehr Ruhe und Eintracht als die ganze Zeit her, besonders nachdem man dem beständigen Glockenläuten und Zu-den-Waffen-rufen Einhalt gethan und als man die bis jetzt müßigen, von Pillersdorff für ihr Nichtsthun bezahlten Arbeiter in die Mobilgarde gesteckt hatte und sie zu schaffen bekamen. Die Kerle waren tollkühn genug und ließen sich in der Folge, als die Vorposten der Croaten sichtbar wurden, durchaus nicht abhalten, mit ihnen anzubinden. Die so verschrienen „Proletarier" verübten sonst bis zum halben October schlechterdings keine bösen Streiche, auch muß man der gleichfalls vielgeschmähten „Aula" nachsagen, daß sie als einzige Behörde, welche noch Gehorsam fand, ihrer

Sendung: die Ordnung zu erhalten, gewissenhaft nachkam. Der Wiener Bevölkerung überhaupt läßt sich nur Gutes nachsagen. Man versuche es einmal und lasse Paris oder London nur durch ein paar Tage ohne Regierung — welche Scenen würde man da erleben! Nun, Wien war durch sieben Monate, vom März bis November beiläufig regierungslos, und die Katzenmusiken abgerechnet ist nichts vorgefallen, was der Stadt zur Schande gereichen konnte, da man das einzige böse Factum: die Ermordung Latour's, durch fremde Emissäre veranlaßt und bezahlt, kaum dem Wiener Boden zur Last schreiben darf.

Meine liebe Freundin rief mich durch ihre Briefe wiederholt nach Brünn, sendete auch Boten, mich abzuholen — ich harrte aber aus. Wien sei ernsthaft, aber gefahrlos, schrieb ich zurück — ich hier so sicher wie ein Kind im Mutterschoß. — Und so war es auch. Ich hatte mich in die academische Legion einschreiben lassen, machte aber die mir verhaßte Soldatenspielerei nicht mit, ging ohne Stürmer und Schleppsäbel. Man ließ mich gewähren. Häufig in Verkehr mit Löhner, Schuselka, der akademischen Legion, bekam ich einen Einblick in die Vorgänge, wie in ihre Motive, nahm jedoch mehr ein dramatisches als ein politisches Interesse an der Bewegung, die gewaltiger aussah, als sie eigentlich war. Im Grunde spielten alle Parteien eine Art Versteckens mit einander. Philipp Krauß, als der einzige Minister, erwies dem Reichstage allen Respect und machte Gelder flüssig für „Vertheidiger Wiens", obwohl zu gleicher Zeit (insgeheim) klingende Sendungen an Jellacic und seine Croaten ergingen. Ebenso wurde der Grazer Landsturm nach Wien entboten — aber nur zum Schein. Ferner wollten die

Ungarn nach Wien kommen, falls der Reichstag sie herbeirufen würde — und der Reichstag schien nicht gerade abgeneigt, die fremden Gäste zu empfangen, nur dachte er nicht daran, eine bestimmte Einladung an sie ergehen zu lassen. So wurde Einem zuletzt klar, daß der Reichstag nichts weniger als den Muth hatte, offen revolutionär aufzutreten — man wollte laviren, einen Schimmer von Loyalität beibehalten. Die Permanenz, mit Schuselka an der Spitze, klammerte sich an diesen schwachen Balken, und der sanguinische Mensch äußerte mir wiederholt seine bestimmte Ueberzeugung, es werde sich mit Windischgrätz verhandeln lassen und noch Alles zum Besten ausgehen. Ich aber, der einer anderen Meinung war und die Soldatenhaufen heranrücken, Wien umschließen sah, begab mich gelegentlich zu Messenhauser und seinem Generalstabe, um zu erfahren, was sich denn von der militärischen Vertheidigung meiner guten Wiener erwarten lasse. Der Durcheinander, der in der Stallburg herrschte, zeigte mir das Hauptquartier in keinem besonders günstigen Lichte. Jedermann theilte Befehle aus, Niemand wollte gehorchen. Messenhauser, welchem Fenneberg im Stillen, gelegentlich auch offen, Opposition machte, klagte über die Hauptleute, die seine besten Dispositionen nur lässig ausführten, wenn sie dieselben nicht völlig ignorirten, auf eigene Faust oder nach fremden Einflüssen handelten. Auch die Mannschaft sei nicht verläßlich; man müsse ihr gute Worte geben, mehr auf ihren guten Willen bauen, als auf eigentliche Subordination zu rechnen wäre. Am schlimmsten stünde es mit den „Mobilen“, bei denen sich die Disciplin von Tag zu Tag immer mehr und mehr zu

lockern beginne, und doch müsse man bei einzelnen Excessen durch die Finger sehen, um nicht böses Blut zu machen.

Diese Schilderung war nicht eben anmuthend. Diese und jene Meldung über Mangel an Waffen und Munition, über Eigenmächtigkeiten von Officieren und dergleichen, von den Adjutanten Messenhauser's ganz ungenirt in meinem Beisein vorgebracht, ließ mich die Jeremiaden des poetischen Commandanten mehr als begreiflich finden. Ich beklagte ihn und seine Sendung, äußerte meine Zweifel und daß er wohl kaum im Stande sein dürfte, es mit Windischgrätz, Jellacic und ihren Heeren aufzunehmen; „er werde im Einvernehmen mit dem Reichstage seine Pflicht thun und fallen, wenn es ihm bestimmt sei“. — erwiederte mir der schwärmerische Mann.

Niemand durfte mehr aus dem Weichbilde der Stadt heraus. Da ich aber intra muros genug gesehen und erfahren, und durchaus keine Lust hatte, mich von den Croaten und Seressanern erobern zu lassen, nahm ich das Anerbieten des dienstfertigen Commandanten an, der mir sogleich einen Paß ausfertigen ließ. Mich überkam ein eigenes Gefühl, als wir uns zum Abschiede die Hände reichten. Auch diese ehrliche Seele wird ihrem Verderben entgegengehen! rief es in mir.

Am 15. October im Abenddunkel warf ich mich mit einigem Gepäck in den Fiaker und fuhr dem Rothenthurmthore zu. Mobilgarden hielten dort Wache, ließen Niemand ohne Paß hinaus. Ein Arbeiter mit der Fackel trat an meinen Wagen, prüfte Paß und Unterschrift. „Verzeihen Sie!“ sagte er mit ernsthafter Artigkeit, — „aber für die Freiheit muß man sich schon etwas gefallen lassen!“ — Die Köhler-Einfalt des Mannes rührte mich. Ich übernachtete

in Floridsdorf, fuhr mit dem Morgenzuge nach Brünn, sah unterwegs Cavallerie und Infanterie in Massen heranrücken, als gälte es einen gewaltigen Eroberungszug. In Lundenburg standen Truppen, das Gewehr bei Fuß. Mit dem Brünner Zuge kamen Garden, die den Wienern zu Hilfe eilten. Soldaten und Garden sprachen und tranken miteinander, händeschüttelnd, trotz ihrer höchst divergirenden Sendungen; die Officiere sahen schweigend zu. Sollte Schuselka Recht haben? „Du bist kein politischer Kopf!“ hatte er mir in Wien lachend zugerufen, — „wie kannst du glauben, daß Windischgrätz ernsthaft daran denkt, Wien zu belagern? Er will nur drohen und schrecken, und zuletzt wird sich Alles ausgleichen.“ —

Brünn war nicht minder democratisirt als Wien. Am 18. October war aber Wien beiläufig völlig cernirt und die Lundenburger Gemüthlichkeit war bereits zu Ende. Das Militär hatte dort den aus Wien zurückkehrenden Brünner Garden, sowie den dahinziehenden die Gewehre und das Gepäck abgenommen, sie auch dabei nicht eben auf das artigste behandelt. Das machte in Brünn böses Blut. Der democratische Club declamirte, das Volk demonstrirte, die Brünner Garnison mußte in die Kasernen abziehen, die Nationalgarde bezog die verlassenen Posten. Nun ein paar Tage Ruhe, obwohl die Hiobsposten aus Wien immer dicker kamen, oder auch nur Gerüchte, denn die Postverbindung war bereits unterbrochen, und so fehlten zuletzt auch die Zeitungen. — Am 29. October sollte der Brünner Landsturm nach Wien aufgerufen werden. Allarm, Läuten mit allen Glocken. Auf dem Marktplatz Tausende von Bürgern, Arbeiter, auch Bauern. Ich drängte mich durch, gelangte bis zu den demo-

cratischen Führern. — Was sie sich denn von dem Landsturme erwarteten? fragte ich die Herren. Ein Vielbebarteter antwortete mir: „Da liegen die Bogen zum Einschreiben. Noch steht kein Name darauf. Wenn aber Baron Rothschild eine Million beisteuert, so werden sich vielleicht ein paar Dutzend ködern lassen.“ — Wozu also der viele Lärm und das Krakehlen? — Man müsse doch dergleichen thun, hieß es, das Volk in Athem erhalten.

Des Abends kam eine telegraphische Depesche: „Windischgrätz vor den Mauern Wiens, neunstündiger Barricadenkampf, Waffenstillstand. Es wird verhandelt.“ — In der Nacht vom 29. zum 30. große Unruhe. Ein paar Kramläden wurden demolirt und ausgeraubt. Die Brünner Proletarier, etwas wilder als die Wiener, rumorten auch am Morgen des 30. October, drohten Bracegirdle's Waffenfabrik zu stürmen. Ich hatte den wackeren Mann Tags vorher besucht, fand ihn und seine Arbeiter bis an die Zähne bewaffnet. Auch eine Art Handkanonen waren am Gartenthor aufgestellt. „Die Bursche sollen nur kommen“, sagte der Waffenschmied, „wir werden sie gehörig empfangen!“ —

Inzwischen hatten die ängstlich gewordenen Bürgergarden das vor ein paar Tagen heimgeschickte Militär wieder zum eigenen Schutze herbeigerufen. Ich wohnte im „Hôtel Padowetz“ und las gegen Mittag eben die Volksscenen im „Julius Cäsar“ — da, großer Tumult, Trommeln, ein paar Schüsse, ich eilte an's Fenster, das nach der Hauptwache sah — die Soldaten schleppten ein paar Rädelsführer hinein, die Posten wurden militärisch besetzt wie früher, die Menge verlief sich nach und nach, die democratischen Führer wurden plötzlich unsichtbar, die Brünner Revolution, der Sturm im

Wasserglas war zu Ende — und ich las weiter in meinem Shakspeare. —

Die Nachrichten aus Wien lauteten höchst betrübend. Der Kampf war durch Mißverständnisse auf's neue losgegangen, die Wiener wurden furchtbar bombardirt; weit ärger als im Jahre 1809 von Napoleon und den Franzosen! Am 1. November hieß es, die Stadt brenne an allen Ecken, die Hofbibliothek sei ein Schutthaufen. Ich beklagte den unersetzlichen Verlust dieser Schätze, betrachtete die paar Bände, die ich als unlängst ernanntes „correspondirendes Mitglied" aus der Bibliothek mitgenommen, mit Wehmuth, wie theure Reliquien. Zum Glück hatte sich das düstere Gerücht nicht bestätigt, man that dem Feuer noch zu rechter Zeit Einhalt, obwohl es nicht von dem wendischen Omar und Eroberer des Burgtheaters abhing, daß nicht noch mehr des Unheils verübt worden. Fürst Windischgrätz war zu vorsichtig, zu schlecht berichtet, oder er traute den besseren Berichten nicht, wenn er es für nöthig hielt, ganze Armeen gegen Messenhauser, Schuselka und die Aula aufzubieten! Ein kurzes Verhandeln und rasches Einrücken konnte viele Opfer hüben und drüben ersparen, ohne die Schlußdecoration mit dem Feuerwerk à la Stuwer. —

Am 6. November kehrte ich nach Wien zurück, welches einem Feldlager glich. Die Reaction hatte begonnen, ich ließ meinen politischen Dilettantismus völlig fahren und vertiefte mich dafür in die „Geschichte des deutschen Bauernkrieges" und in ein Drama: „Franz von Sickingen."

Die große Bewegung des Jahres 1848 war eine Art geistiges Naturereigniß. Die Machthaber wie das Volk wurden wie unwillkürlich in den freiheitlichen Strudel mit-

gerissen, und die Professoren wie die Studenten plätscherten in den wildschäumenden Wellen, denen selbst ein unfehlbarer Papst zu Anfang nicht völlig widerstehen konnte. Von Organisation kann in Zeiten, wo „Alles fließt“ (παντα ῥει) nicht wohl die Rede sein, nur so viel stand fest: daß sich das Alte und Ausgegoltene nicht länger erhalten lasse und daß das Werdende und Neue schließlich zu irgend einer vernünftigen Gestaltung gelangen werde und müsse. Und so ergaben sich zwei Parteien von selbst: die früheren Machthaber und ihre Anhänger, und die modernen Fortschrittsmänner, oder wie sie sich gegenseitig zu schelten pflegten: die Umsturz- und die Reactions-Partei. Im Anfange wollte man von Oben aufrichtig nachgeben, erschrak aber, als das Drängen von Unten gar zu gewaltsam wurde, ergriff, vielleicht ohne Absicht, ohne Plan jede starke Hand, die da schützen und helfen wollte und konnte, und wär's nur für den Moment. Die andere Partei erblickte darin den festen Vorsatz einer eigentlichen und vorbedachten Reaction. Man will die schönen Keime der jugendlichen Freiheit zertreten, hieß es; so gelte es denn einen Kampf um die Idee, einen Kampf auf Leben und Tod!

So ward der anfangs ideale Kampf zugleich zum physischen, der Länder und Städte verwüstet und zerstört, Tausende von Menschenleben gekostet.

Der Menschen- und Völkerfreund blickt auf die blutigen Kämpfe, die nimmer wiederkehren mögen, mit Wehmuth zurück — auf die Jahre 1848 und 1849, wo man um Dinge eingekerkert und erschossen wurde, für welche man zwanzig Jahre später mit Orden und Auszeichnungen belohnt ward.

Der geistige Kampf, seit zwei Decennien fortgeführt, war nicht vergebens; man muß nur den Muth haben, ihn fortzusetzen, und zwar auf jedem Felde, wo uns ein Gegner droht. Die Idee der Freiheit, mächtig genug, um Siegerin zu bleiben, Millionen von Bajonneten gegenüber, braucht auch nicht vor der schwarzen Rotte zu erschrecken, die uns nur gar zu gern in den alten Geisteszwinger zurück führen möchte.

XIII.

(Die Reaction. — Alfred Becher. — Gustav Frank. — Welden. — Graf Stadion. — Bach. — Schmerling und die Februar-Verfassung.)

> Was hilft der Schlendrian?
> Ergreift den Augenblick!
> Dummheit war stets die schlimmste Politik.

Wien wurde während des lange andauernden Belagerungszustandes und unter Welden's Gouvernement beiläufig wie eine eroberte Stadt behandelt. An Einkerkerungen fehlte es ebensowenig als an Denunciationen. Auch die Hinrichtungen ließen nicht lange auf sich warten!

General Bem, den man am liebsten gepackt hätte, war verschwunden. Dieser polnische Revolutionär, tüchtige Soldat, auch sonst bedeutende Mann wurde in Wien und Debreczin (wo er die Honveds organisirte) kaum minder populär, als er es seinerzeit in Warschau gewesen. Er schlug später den General Puchner, ging dann mit Perczel nach dem Banate, drängte die Oesterreicher in die Walachei. Nach der Affaire bei Schäßburg trat er auf türkisches Gebiet und zum Islam über, hieß nun Murad Pascha. Am

16. Mai 1850 in Wien in effigie gehenkt, prangte sein Name in der Folge gelegentlich auf den Theaterzetteln einer Volksbühne, die den merkwürdigen Mann mit seinen wechselnden Schicksalen als Helden eines Spectakelstückes ausbeutete.

Am 9. November 1848 fiel in Wien als erstes Opfer Robert Blum. Er wurde erschossen, um dem Frankfurter Parlamente ein Paroli zu bieten. Am 16. folgte ihm Messenhauser in das Reich der Schatten, am 23. der musikalische Alfred Becher und der philosophisch-abstracte Jellinek. Des Letzteren Verbrechen waren ein paar radicale, nebenbei hegelisirende Journal-Artikel, die nur Wenige lasen und Niemand verstand, er selber kaum, Fürst Windischgrätz am allerwenigsten. Aber man brauchte auch einen Juden und hatte sonst gerade keinen zur Hand!

Das Schicksal Becher's betrübte mich aufs höchste. Der liebenswürdige Mensch hatte sich seit Jahren in unserem Freundeskreise eingebürgert und war mir treu und ergeben, wie kaum ein Zweiter. Als ich im Anfang der Vierziger-Jahre, wo meine eigene Productionskraft in ein Stocken gerathen war, die Uebersetzung der Romane von Boz-Dickens übernahm, hatte ich, mit Zustimmung des Verlegers, dem Freunde einen Theil der Arbeit übertragen. Doctor Becher, in Manchester geboren, hatte in Heidelberg und Göttingen studirt, war abwechselnd Advocat (in Elberfeld), Zeitungs-Redacteur, auch Professor einer musikalischen Akademie in London. Im Jahre 1841 war er nach Wien gekommen, wo er zumeist kritisch-musikalisch wirkte. Er war ein fertiger Engländer, zugleich ein sprachgewandter deutscher Stylist. Wir übersetzten mit einander partienweise, revidirten

uns gegenseitig, doch mußte sich Freund Alfred in meinen Styl, in meine Darstellungsweise hineinschreiben, was ihm auch völlig gelang, so daß ich in dem gedruckten Romane hinterher kaum zu unterscheiden wußte, welche Capitel ursprünglich von ihm herrührten, welche von mir. Zwar von mir sind die meisten, daran ist kein Zweifel! Denn der treffliche Mann war Alles, nur nicht ausharrend fleißig, wie ich zu meinem Schrecken erfahren sollte. Im Sommer 1844 hatte ich mich nämlich für sechs Wochen aufs Land zurückgezogen, um den „deutschen Krieger“ fertig zu bringen; Becher sollte inzwischen mein Boz-Pensum übernehmen, was er auch hoch und heilig zusagte. Nach meiner Rückkehr waren zwar die laufenden Correcturen zur Noth besorgt worden, sonst aber so gut wie nichts geschehen, wie ich's beiläufig vorausgesehen. Der gute Mensch war ein Schlenderer und ließ sich gerne gehen, wenn man ihm nicht beständig auf der Ferse saß. Freilich lagen ihm auch die Musik und seine Compositionen weit näher am Herzen, als die Geistesarbeit, die er mit mir theilen sollte. — „Wir Beide sind zu was Besserem geschaffen, als zum Uebersetzen!“ Das war seine ganze Entschuldigung, als ich ihm seine Trägheit vorwarf.

Der originelle Mensch, lang, eckig, hochblond, nicht ohne Humor, dabei unstet, ohne rechten Lebenszweck, ohne eigentliches Ziel in den Tag hineindämmernd, hatte die Alluren eines ewigen Studenten, der Sinn für eine geregelte Thätigkeit fehlte ihm gänzlich. Dabei besaß er hübsche literarische, auch theoretisch-musikalische Kenntnisse, und demjenigen, was er Eigenes schuf, Anerkennung zu erringen, gebrach es ihm vielleicht nur an dem mehr als kühnen Auf-

treten eines Richard Wagner. Die demokratische Reclame und der junge königliche Gönner in München sind das halbe Talent dieses musikalischen Zukünftlers! — Becher lebte und webte eigentlich nur in der Musik. In der Kunst galt ihm Charakter und „Gesinnung", wie er's nannte, weit mehr als Melodie und Wohllaut, ja als die eigentliche Poesie der Sache, wenn er auch nicht ausschließlich für Contrapunkt und Fugen schwärmte wie der kleine (Musik-) Graf Laurencin. So waren ihm Rossini und die Italiener geradezu verhaßt, Beethoven's neunte Symphonie und große Messe seine Ideale. In der Oper: „Fidelio". Wir geriethen häufig in Streit über musikalische Dinge, obwol ich mich, ihm gegenüber, eigentlich nur als Dilettant und Schüler zum Meister verhalten konnte. Als er mir aber die dramatische Charakteristik des „Fidelio" himmelhoch über die in der „Zauberflöte" erheben wollte, da riß mir der Geduldsfaden. „Du verstehst die Musik, aber du begreifst sie nicht!" rief ich ihm zu — „Du hast den musikalischen Verstand, nur keine rechten Ohren! Du hörst mit dem Kopfe, nicht mit der Seele, und humpelst an der Krücke des Systems und der Kritik! Mit Einem Wort: Du bist der, von welchem Shakspeare spricht:

„The man that hath no music in himself!"

Freund Becher ließ sich Alles sagen und lachte dazu. Auch wenn man sich über seine eigenen Compositionen lustig machte, nahm er das nicht übel. Eines seiner wunderlich klingenden, vielmehr ganz und gar nicht klingenden Streichquartette kam zur Production. In der zweiten Hälfte des letzten Satzes streicht das Violoncell vom Anfange bis zum Ende ohne Aufhören nichts als die Tonica und Dominante. Das

erstaunte und summende Publicum konnte kaum das Lachen unterdrücken. Die Freunde hänselten den Compositeur über seine Schrulle. „Das versteht ihr nicht!“ sagte er gutmüthig-geheimnißvoll mit dem feinen hannoveranischen „st“. Der Mann glaubte an seine Sendung. Er war der eigentliche Zukunftsmusiker. Grillparzer beschreibt Becher's Quartettleistungen in dem Epigramme:

„Dein Quartett klang, als ob Einer
Mit der Axt in schweren Schlägen,
Sammt drei Weibern, welche sägen,
Eine Klafter Holz verkleiner'!“—

Die etwas harten Verse mögen als Analogon der curiosen Musik gelten, welche hier auch rythmisch, zugleich mit einem höchst glücklich gewählten Bilde wiederzugeben versucht wird. Helmesberger wollte in der Saison 1871/72 das verrufene Quartett als Curiosität wieder zur Aufführung bringen — allein bei den Proben gab man den Gedanken auf. —

Der gute Becher brauchte immer Geld. Noch im Juni 1848 kam er zu mir und verlangte einen Beitrag zur Gründung einer musikalischen Zeitung. Ich mußte ihm ins Gesicht lachen. „Du bist praktisch wie immer!“ bemerkte ich ihm. „Jetzt, wo die Wogen der Politik himmelan schlagen, wo man nichts singt als: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ und „Was macht der lederne Herr Papa?“ jetzt träumst du von einer musikalischen Zeitung!“

Becher meinte, die Sache würde sich machen, viele Freunde interessirten sich dafür, und ich sollte nur ausrücken. — Ich gab dem Freunde und ehemaligen literarischen Mitarbeiter, obwohl er längst über und über bezahlt war, noch

eine allerletzte Abfindungssumme. Bereits im Juli erschien der „Radicale". Becher's Name stand an der Spitze des Blattes. Er stürmte und raste wie kein Zweiter. Merkwürdig genug, daß der harmlose, kindliche Mensch im Laufe weniger Wochen ohne besondere Vermittlung aus dem Phantasienreiche der Töne plötzlich in das wild-phantastische Gebiet der Straßenpolitik übergegangen war. „Der ist zum Erschießen gut!" soll sich einer der Mitarbeiter des „Radicalen", von Wien scheidend, geäußert haben. — Becher war gut versteckt und konnte sich retten — das Verhältniß mit einer Frau, von der er sich nicht zu trennen vermochte, führte seinen Untergang herbei. Wer ihn kannte, wird ihn bedauern, das ehrliche Herz, die schönen geistigen Gaben, die mit so vielen anderen Blüthen des „Völkerfrühlings" sanken und verwehten!

Das Militär-Gouvernement forschte allen politisch schwer Beinzichtigten nach, die sich, wie Kolisch, verborgen hielten, in der Folge glücklich entkamen. Unter denen, die dem Tode im vorhinein geweiht waren, befand sich einer meiner besten Kameraden, Gustav Ritter v. Franck (der Bruder des Generals), seinerzeit ein wohlhabender Mann, Schriftsteller, Doctor juris, abwechselnd Redacteur und Theater-Director, auch Lieutenant in der Armee, zuletzt einer der Hauptleute der Mobilgarde. Auf ihn wurde besonders gefahndet und die Polizei-Direction von der Militär-Behörde wiederholt aufgefordert, den gefährlichen Menschen „zu Stande zu bringen", wie der amtliche Ausdruck lautet. Polizei-Director war damals der wohlwollende und humane Noë v. Nordberg, mir aus alter Zeit wohlgeneigt und verbunden. Er kannte mein Verhältniß zu Franck, der ihm

selber nicht unbekannt war und den er höchst ungern „zu Stande“ gebracht hätte. „Wir sehen hundertmal durch die Finger,“ sagte mir Noë im Vertrauen, „aber auf den Franck hat man's abgesehen, und es wäre mir äußerst unlieb, wenn ihn meine Spione entdecken müßten.“ — „Seien Sie unbesorgt,“ versetzte ich; „unser Freund war sehr wohl geborgen, ich weiß auch wo. Uebrigens hab' ich ihn seit acht Tagen nicht wieder gesehen — er ist im Besitze eines wohlconditionirten Passes und muß längst den Belagerungs-Rayon überschritten haben.“

Desselben Tages, als ich im halben Abbenddunkel nach Hause gehen wollte, trat in der Wallnerstraße ein großer stämmiger Mann auf mich zu. Er trug einen fest zugeknöpften Rock, den Cylinder de rigueur auf dem Kopfe. Das Gesicht war voll und frischroth, aber bartlos. Der Mann fixirte mich, vertrat mir den Weg. „Was wollen Sie von mir?“ fragte ich, einen Schritt zurückweichend.

„Du kennst mich nicht?“ sagte der Fremde, — „nicht wahr, ich bin gut verkleidet?“ setzte er mit einer gewissen eitlen Befriedigung hinzu. Es war Franck, der sich den Vollbart abgeschoren hatte und der ohne Stürmer, Schärpe und Schleppsäbel, im Philisterrocke und mit dem runden Hute sich selber als eine andere Person erschien, sich auf die theatralische Metamorphose nicht wenig zu gute that. Ich war auf den Tod erschrocken, erzählte ihm von Noë, auch daß man auf ihn fahnde, beschwor ihn um des Himmels willen, sich nicht auf der Straße blicken zu lassen.

„Ich weiß Alles!“ erwiderte der Freund mit Gemüthsruhe, — „kehre eben in mein Versteck zurück. Morgen Früh gehts nach Leipzig. Auf Wiedersehen!“

Wir schieden, sahen uns nicht wieder. Der Exilirte verkümmerte in der Folge in London mit Frau und Kind.

Inzwischen war das neue Ministerium zu Stande gekommen, mit dem Fürsten Felix Schwarzenberg an der Spitze. Stadion hatte das Innere übernommen, Bach die Justiz, Bruck den Handel. Eröffnung des Reichstages in Kremsier am 22. November. Am 2. December abdicirte Kaiser Ferdinand zu Gunsten seines achtzehnjährigen Neffen Franz Josef; der ungarische Krieg machte bald die russische Hilfe nöthig, die octroyirte Charte vom 4. März 1849 erfolgte — die Geschicke Oesterreichs fingen an, sich zu erfüllen.

Ich ließ die große Politik an mir vorübergehen, arbeitete im Stillen an meinem „Sickingen". Daneben entstand ein kleines Lustspiel: „Ein neuer Mensch", als Nachspiel zu „Großjährig", durch die Stimmung und Strömung des Tages veranlaßt, sonst ohne Bedeutung. Holbein wagte nicht, das Stück zur Aufführung zu bringen, wies es einfach zurück. Ich beklagte mich über diese Engherzigkeit in einem mir befreundeten Hause, schimpfte weidlich über die Theatercensur und Polizei, auch über die Militär-Dictatur. Der Hausherr, zugleich Hausarzt bei Welden, fragte mich, ob er mit dem Feldmarschall-Lieutenant über die Sache sprechen solle. „Was wird das helfen?" meinte ich verdrießlich, schlug mir die Sache aus dem Kopfe.

Am nächsten Morgen trat eine Ordonnanz zu mir ins Zimmer. Will man mich verhaften? dachte ich. Der Mann brachte aber ein Schreiben des Gouverneurs, welches ich leider als Autograph an einen der leidigen Sammler verschenkt habe. — „Der Feldmarschall-Lieutenant vernehme,

daß ich mich beklage" — hieß es in dem Schreiben — „er nehme aber durchaus keinen Einfluß auf Theater und Censur — von seiner Seite sei also kein Hinderniß gegen die Aufführung meines Zeitgemäldes. Er sei übrigens immer bereit, sich mit einem verständigen Manne über die Sache zu besprechen" u. s. w. Dieser halben Einladung folgend, steckte ich mein Theater-Manuscript zu mir und suchte den Dictator sogleich in der Hofburg auf. Ich fand ihn von Ordonnanzen umgeben und von Bittstellern aller Art umstürmt. Doch ging es strammer und sicherer, kurz soldatischer zu, als damals bei Messenhauser in der Stallburg! — Welden ersuchte mich, ein wenig zu warten, expedirte die Leute, nahm dann den Hut — ob ich ihn begleiten wolle? — Wir gingen erst durch eine Reihe Prunkzimmer auf und ab. Ich sagte ihm: Wenn der Feldmarschall-Lieutenant als Gouverneur etwas gegen mein Stück einzuwenden habe, so müsse ich mich natürlich fügen, gegen die Censur Holbein's und der Polizei jedoch schlechterdings Einspruch thun. Welden gab mir Recht. Er kenne zwar das Lustspiel nicht, stellte es mir aber vollkommen frei, es aufführen zu lassen, wenn ich es für passend hielte. Ich versicherte dagegen, die Kleinigkeit sei zwar in freiheitlichem, jedoch zugleich in versöhnendem Sinne geschrieben — die Excellenz möge sich selber davon überzeugen, übrigens an dem Manuscript streichen lassen, was ihr beliebe. Welden betheuerte wiederholt, daß er an Censuriren nicht denke und die Sache vollkommen meinem Gutdünken überlasse. Er wolle das Lustspiel erst bei der Aufführung kennen lernen.

Wir sprachen dann von Oesterreich, dem zweifachen Kriege mit Ungarn und Italien, von der gegenwärtigen

Situation. Ich muß es dem Soldaten zur Ehre nachsagen, daß er sich ziemlich correct constitutionell geäußert. Nur die Wiener, die ich nach Kräften zu vertheidigen suchte, schienen dem Haudegen ein Gräuel.

Wir waren gesprächsweise in den Schweizerhof und auf den Josephsplatz gelangt. „Ich gehe jetzt einen schweren Gang," sagte mir Welden, — „ich muß einem Vater mittheilen, daß sein Sohn in Italien gefallen ist. Daran sind zuletzt auch die vermaledeiten Wiener und ihr Krakehlen schuld!"

Noch einmal übernahm ich die Vertheidigung meiner Landsleute, erinnerte den strengen Richter an die alte Zeit unter Kaiser Franz und Metternich, an die Unterdrückung des Geistes und Fortschrittes, an die darauffolgende schwache Regierung der alten Herren u. s. w. „Sie haben Recht!" versetzte der barsche Soldat — „wir waren im Grunde lauter Sch—kerle!" — „Das möge ein Jeder mit sich und seinem Gewissen ausmachen, ich für meinen Theil müsse gegen diese Bezeichnung protestiren," versicherte ich dagegen. So schieden wir lachend und händeschüttelnd, gegenseitig mit einander zufrieden. —

Der „neue Mensch" kam am 17. April 1849 zur Aufführung. Beim Aufziehen des Vorhanges saßen Wilhelmi als „Blase" mit weißem Schnurbart, Mama Haizinger mit schwarz-gelber und Louise Neumann als freiheitlich gesinntes deutsches Mädchen mit der rothen Cocarde auf der Bühne, welche stummen Gegensätze sogleich ein lautes Lachen hervorriefen. Die Scene, in welcher Beckmann-Schmerl das unter der Weste versteckte schwarz-roth-goldene Band hervorzieht und das verpönte Lied: „Was ist des

Deutschen Vaterland?" verstohlen sotto voce intonirt, machte Furore, wie auch alle Ausfälle auf die „Gutgesinnten", nicht minder die versöhnenden ernsthaften Tiraden. Bei den Wiederholungen des Lustspieles machten aber die Galerien solch radicales Spectakel, daß es der oberste Kämmerer in der Folge für gerathen fand, das Anhängsel mitsammt dem Vorspiel für immer von dem Repertoire zu streichen. —

Im Mai 1849 hatte ich eine Unterredung mit dem Minister des Innern, dem Grafen Stadion. Dieser, zwar adelig, doch nicht hochtoryistisch gesinnt, war zugleich ehrlich constitutionell, dabei ein rastloser Arbeiter; auch besaß er die für einen Minister jener Zwitterzeiten gewiß seltene Eigenschaft, daß er nicht blos vom Tage auf den Tag bedacht war, sondern auch die Zukunft und die künftige Gestaltung des Reiches vor Augen hatte, dem er seine Dienste und seine leider nur zu früh erschöpften Kräfte aufopfernd geweiht. Er hatte die Organisation seines Ministeriums in einfachen, aber festen Zügen entworfen, dabei nichts übersehen, was immer in sein Ressort gehörte.

„Ich werde ungeheuer gehetzt, von Oben wie von Unten," sagte er mir in vertraulichem Gespräche bei der Cigarre, — „aber das soll mich nicht mürbe machen! Seit der Schlacht von Novara ist der italienische Krieg so gut wie zu Ende, auch die Ungarn sammt ihrem Görgey können sich nicht lange mehr halten, so bekommen wir Luft bis zum Herbst. Ich bin fest entschlossen, die Theaterfrage bis dahin in die Hand zu nehmen. Das Theater ist wichtig und gehört unter's Ministerium. Wir brauchen auch zwei neue Häuser für Schauspiel und Oper und gescheitere Directoren als dieser zopfige alte Holbein. Hätten Sie Lust zu einer

derlei Stellung? Aber vor allen Dingen: haben Sie Organisations-Talent?" —

Ich erwiederte dem Grafen eben so offen als er mich fragte. Unter einem Hofamte zu dienen, wäre nie mein Geschmack gewesen, unter dem Ministerium, das sei ein Anderes! Allein das eigentliche Regiewesen und tägliche Probehalten, das Theaterhandwerk überhaupt habe gleichfalls wenig Reiz für mich. Dagegen ließe ich mich gerne im Ministerium selbst für die Sache der Kunst verwenden, sei auch erbötig, einen tauglichen Director oder obersten Regisseur aufzufinden. Der Minister war damit einverstanden, und ich mußte noch versprechen, bis zum Herbst eine Denkschrift über das Theaterwesen vorzubereiten, auch das dermalen bestehende deutsche und ausländische Repertoire zu verzeichnen und was etwa darin noch aufzunehmen wäre.

Den ganzen Sommer und Herbst 1849 brachte ich in Stuppach nächst Gloggnitz bei meinem Freunde Gutherz (früher Deputirter des Frankfurter Parlaments) im Kreise einer Familie zu. Inzwischen war der arme Stadion bedeutend erkrankt. Bereits im August übernahm Bach das Innere, Schmerling die Justiz, Leo Thun Cultus und Unterricht.

Das Scheiden Stadion's, mir persönlich höchst unerwünscht, war auch für's Allgemeine ein wahrer Verlust. Man muß die Dinge nehmen wie sie sind. Ein liberal denkender und constitutionell gesinnter Aristokrat war in der Lage, nach Oben Manches durchzusetzen, weil man ihm Vertrauen entgegenbrachte und im vorhinein überzeugt war, daß er nichts Ungebührliches verlangen würde, sondern nur das Nothwendige und Unabweisliche, wenngleich Unliebsame.

„Nichts durch das Volk, Alles für das Volk!“ ist eigentlich die Devise der Besseren aus den Adelskreisen, wie mir Fritz Schwarzenberg (der Landsknecht) vor dem Jahre 1848 wie oft vorgepredigt! Ein reiner Parvenu dagegen, der nicht nur aus dem Volke hervorgegangen, sondern sich auch mit Hilfe des Volkes emporgeschwungen, bleibt immer verdächtig, selbst wenn er den Machthabern dienen will. Ein derlei homo novus muß sich nicht selten versagen, eine liberale Maßregel anzurathen, um das kaum eingeschlummerte Mißtrauen gegen sich selbst und seinen dunklen Ursprung nicht aufs neue wachzurufen, und so ist er häufig gezwungen, zu laviren, einen günstigen Moment abzuwarten, inzwischen melden sich aber andere und dringendere Bedürfnisse, die erst halb begonnene, im besten Sinne unternommene Arbeit wird einstweilen zurückgelegt, verschleppt, ad calendas graecas verschoben. Die unteren Kreise, die von dieser schwierigen Stellung des Volksministers, auch von den Intriguen in den höheren Regionen keine Ahnung haben, schmollen nun mit ihrem ehemaligen Liebling, die Journale machen erst leise Anspielungen auf gewisse Wandlungen und Sinnesänderungen, die Andeutungen nehmen eine drohendere Gestalt an, verwandeln sich mälig in harte Vorwürfe und directe Anklagen — zuletzt wird der ehemalige Abgott der wankelmüthigen Menge offen und rücksichtslos angegriffen, geradezu als Abtrünniger und Verräther bezeichnet. „Du siehst nun, was an dem Volke ist, für welches du schwärmtest!“ ruft man ihm höhnisch von Oben zu. Der Volksmann, erbittert über die Undankbarkeit seiner früheren Genossen, von seiner neuen Umgebung gehätschelt und angeschmeichelt, vergißt seinen Ursprung, seine früheren Pläne, seine vermittelnde

Stellung zwischen Volk und Krone, er gibt sich, ja muß sich der Partei in die Hände geben, die ihn am Ruder erhält, mit deren Beihilfe er, wie er sich in verzeihlicher Selbsttäuschung vorsagt, noch manches Gute und Vernünftige durchsetzen und durchführen wird; er geht schließlich durch Dick und Dünn mit denen, die er anfangs bekämpfen wollen — und die Wandlung ist vollbracht, bevor man sich's versieht!

Ein ähnlicher Proceß ist leider mit einem meiner Ex-Freunde vorgegangen, der sein Portefeuille, von den Barricaden empfangen, im Bunde mit dem Clerus festzuhalten bemüht war — mit der neuen Devise: „In cruce spes mea!“ Seine Hoffnung hatte ihn in der Folge getäuscht — er ist seit lange gezwungen, das freilich nicht schwer drückende Kreuz eines reichen Pensionsgehaltes auf sich zu nehmen. —

Im August 1849 hatte sich Görgey den Russen ergeben, Komorn capitulirte im September mit Bedingungen à la Venedig; im October erfolgte die Hinrichtung Batthyanyi's in Pest und die der ungarischen Generäle in Arad; durch die neue „Organisation“ Ungarns wurde das Königreich beiläufig in eine österreichische Provinz umgewandelt. Auch ein neues Anlehen und die neue Gendarmerie waren glücklich zu Stande gekommen, das Ministerium fühlte sich überaus kräftig! Der arme Graf Stadion mit seinen theatralischen und anderen Oganisationsplänen siechte dahin, sein glücklicher Nachfolger Bach, unter Schwarzenberg's Fittichen, arbeitete rastlos. Auch er hatte mir angetragen, das Theater-Referat im Ministerium des Innern zu übernehmen, ich lehnte ab. Die Dinge lagen jetzt anders. Die Anstellung hatte einen Beigeschmack von Censur und Polizei, der mir nicht recht munden wollte. Ueberdies war

die Stellung, welche das Ministerium in der Theaterfrage den Hofämtern gegenüber einnahm, höchst schwankend und unsicher. „Weit eher könnt Ihr Oesterreich in eine Republik umwandeln, als Ihr die Hoftheater völlig unter euch bekommt!“ sagte ich zu Bach, indem ich ihm zugleich eröffnete, daß der oberste Kämmerer mein neuestes Schauspiel: „Franz von Sickingen“ zurückgewiesen habe. Ob das constitutionell sei? — Der Minister suchte mich zu beschwichtigen, Das Stück werde zur Darstellung gelangen, er verbürge sich dafür. Das war meine letzte Unterredung mit dem Freunde, den ich bald, nach seiner völligen Entpuppung, zu den verlornen zählen sollte. Wir waren Beide verlegen, die Unterhaltung stockte, war gezwungen, wir konnten gegenseitig kein Herz mehr zu einander fassen.

Der oberste Kämmerer Graf Lanckoronsky schrieb mir bald darauf eine lange Epistel (ohne Zweifel durch Bach veranlaßt), worin er mich ersucht, „einige Aenderungen“ in meinem Schauspiele vorzunehmen, besonders in einer Scene, „wo die beiden Domherren auf eine das Priesterthum tief verletzende Art eingeführt werden.“ „Bedenken Sie, Herr v. Bauernfeld — und ich in meiner Stellung muß es berücksichtigen“, heißt es weiter, — „daß Ihr Stück auf der Hofbühne eines katholischen Kaisers gegeben werden soll, wo solche Extreme doch vermieden werden müssen.“

Ich änderte beinahe gar nichts, und das Stück kam demungeachtet später zur Aufführung, mitsammt dem dicken Domherrn Beckmann, mit Martin Luther und dem Choral:

„Ein' feste Burg ist unser Gott.“

In Wien galt das Schauspiel für ungemein democratisch, in Frankfurt und sonst wurde der Verfasser als

alt-liberal oder reactionär verschrieen, weil „Sickingen“, eine Art früherer Gagern, den ihm von „Jäcklein“ angebotenen Landsturm durchaus nicht annehmen will. — In politisch bewegten Zeiten ist schwer human oder auch nur historisch dichten.

Seit den Märztagen hatte ich mein Bureau bei der Lotto-Direction nicht wieder betreten, doch wurde mir im ganzen Verlaufe des Jahres 1848 mein Gehalt fortwährend ausbezahlt. Im Jahre 1849 erklärte ich meinem unmittelbaren Bureau-Chef und langjährigen persönlichen Freunde, dem wackeren Hofrath Spaun, zu wiederholtenmalen, daß ich jeden Dienst für immer aufgeben wolle, ließ auch von nun an meinen Gehalt zurück. Der Finanzminister Philipp Krauß aber, der mir wohlwollte, ließ mir fortwährend neue Urlaube ertheilen, mich auch durch die Lotto-Direction auffordern, meinen Gehalt weiterzubeziehen. Als ich endlich zu Anfang des Jahres 1851 mein Quiescirungs-Gesuch einreichte, ersuchte mich Hofrath Spaun, nur einstweilen ab und zu ins Bureau zu kommen, damit es nicht heiße, meine Dienstleistung habe seit Jahren völlig aufgehört. Ich aber war stützig, wollte nichts mehr von dem Beamtenwesen wissen. Mein Pensionsgesuch war in constitutionellem Sinne abgefaßt, auch fehlte es darin nicht an Rückblicken auf meine bisherige Laufbahn, wie an scharfen Seitenhieben auf das Protectionswesen und auf die Begünstigung, deren sich die Mittelmäßigkeit in Oesterreich von jeher zu erfreuen hatte und noch hätte. Der gute Philipp Krauß lachte dazu und trug in einem Vortrage an den Kaiser darauf an, mir „in Berücksichtigung meiner literarischen Verdienste“ den ganzen Gehalt als Pension zu belassen.

Ich hatte als Concipist der Lotto-Direction achthundert Gulden CM. Gehalt bezogen, einhundertzwanzig Gulden Quartiergeld, nebst einigen Ziehungs-Emolumenten. Meine Dienstzeit betrug im Februar 1851 im Ganzen vierundzwanzig Jahre und einige Monate, und erst nach vollen fünfundzwanzig Dienstjahren konnte ich Anspruch auf den halben Gehalt als Pensionsbetrag erheben, bis jetzt nur auf ein Drittheil. Man bewilligte mir nun ausnahmsweise den halben Gehalt mit 400 fl., da der noch günstigere Antrag des Finanzministers im Staatsrathe nicht durchging. Ich erklärte dem Minister, daß ich die 400 fl. nicht annehmen, nicht mehr ansprechen wollte, als das mir gebührende Drittheil mit 266 fl. 40 kr. — Das ginge nicht an, meinte Philipp Krauß, da es gegen die a. h. Entschließung verstoße. — „Nun gut", erwiederte ich, „so weiß ich doch, was ein Schriftsteller in Oesterreich werth ist, nämlich 133 fl. 20 kr.!" Ich machte mich auch anheischig, eine ausführliche Denkschrift: „De stipendiis literariis" für die Akademie der Wissenschaften auszuarbeiten, die mich in einer freiheitlichen Anwandlung des Bewegungsjahres 1848 zu ihrem correspondirenden Mitgliede ernannt hatte. Der immer heitere Krauß mußte lachen. So ging meine Beamtenlaufbahn zu Ende. Ich darf nicht unerwähnt lassen daß mir (ohne mein Zuthun) zwanzig Jahre später meine Pension auf tausend Gulden österr. Währung erhöht wurde. —

Im Jahre 1850 hatte der Krieg mit Preußen gedroht, das Silber war auf 65 gestiegen, alle Kaufläden wurden förmlich belagert, die Wiener Hausfrauen versorgten sich mit Reis, Zucker und Kaffee, als stünde der Feind

bereits vor den Thoren — allein Schwarzenberg siegte in Olmütz über Manteuffel, und so war diese Angst bald zu Ende. Zu gleicher Zeit strebte der Präsident Louis Napoleon entschieden auf das Kaiserreich hin. Diese zweifache Situation hatte mir bei einem Lustspiele vorgeschwebt, welches die Deutschen zur Einheit mahnen und gegen das werdende neue Cäsarenthum protestiren sollte.

Das Preislustspiel: „Der kategorische Imperativ“ kam im März 1851 zur Darstellung, doch ohne rechten Erfolg. Logen wie Parterre des Burgtheaters verhielten sich ziemlich gleichgiltig meinen politischen Lucubrationen gegenüber. Die Reaction feierte ihre Orgien; Literatur und Kunst standen im Hintertreffen. Unter dem Polizei-Director Weiß v. Starkenfels gab es große Juden- und Literaten-Verfolgungen, auch Ausweisungen. Gendarmen erschienen auf der Börse, um die Geschäfte zu überwachen, das Agio zu verbessern!? Man nahm auch einige Speculanten beim Kopf. Die Börse ist aber eine Macht für sich; sie macht zwar nicht Sonnenschein und Regen, sie zeigt das politische und finanzielle Wetter nur an. Und die guten Leute wollten das Barometer zerschlagen, um besseres Wetter herbeizuführen! Auch an anderen Thorheiten fehlte es nicht. Man machte sich viel mit Kopfbedeckungen und was darunter wächst zu schaffen, griff Leute auf der Straße auf, wenn sie lange Haare trugen, schnitt sie ihnen ab, setzte ihnen einen schäbigen Filz statt der Kappe oder des Calabresers auf das beschorene Haupt. Alle Maueranschläge waren streng verpönt, allein der Austritt Lord Palmerston's wurde demungeachtet durch ein Straßenplacat verkündet und an einem hohen Feiertag obendrein! Das geschah nicht von Seite des Mini-

steriums, wie seine Seiden wenigstens behaupteten; vermuthlich durch einen „gutgesinnten" Privaten, darum sah man auch durch die Finger. Als am 1. Januar 1852 das Patent erschien, welches die März-Constitution vollkommen aufhob und wofür Bach das Großkreuz des Leopolds-Ordens bekam, forschte man ängstlich jeder Aeußerung, ja den Mienen jedes Privaten nach, und im Leseverein erschienen Polizei-Commissäre, um sich Stoff zu Stimmungsberichten zu holen. Dabei hatten wir zur Zeit von Schwarzenberg's Ableben so gut wie nichts erreicht! Weder in England noch in der Türkei hörte man auf uns, mit Preußen standen wir beiläufig auf dem alten Fuße der Entzweiung, der russische Einfluß in den Fürstenthümern wurde immer größer, und an unseren inneren Verhältnissen war seit vierthalb Jahren fruchtlos herumorganisirt worden. Die Einheit des Reiches stand nur auf dem Papier, zumeist bei dem Schmollen der Ungarn, nirgends Vertrauen, schlechte Valuta, beständiges Deficit. Die Ernennung des Grafen Buol-Schauenstein zum Minister des Auswärtigen war eben nicht geeignet, eine neue und bessere Aera herbeizuführen — es scheint, daß im Stillen der alte und pedantische Kübeck damals noch als geheimer Rathgeber fungirte. So kam der zweite December heran, welcher in der Folge den berühmten Neujahrsgruß an Baron Hübner und Oesterreich erließ, wodurch wir Mailands verlustig gingen. In meinem Tagebuche finde ich im Frühjahr 1860 die Stelle: „Die politische Situation weit schlimmer als vor einem Jahr. Oesterreich droht zu zerfallen. Das Venetianische ist meiner Meinung nach so gut verloren wie das Mailändische. In Ungarn ist beinahe offene Revolution, die

Böhmen lauern, und die deutschen Provinzen sind unzufrieden — wo will das hinaus?" —

Dem Wiener Börsejubel, der im Jahre 1856 seinen Culminationspunkt erreicht hatte, dem gemeinschaftlichen Speculiren des Adels mit den Geldleuten wurde ein kleiner Dämpfer aufgesetzt durch die tragischen Schicksale des Directors der Creditanstalt, Richter, und des Finanzministers Bruck. Des Generals Eynatten ist neben diesen Männern wohl kaum zu erwähnen, da er sich eigentliche Unterschleife zu Schulden kommen ließ. Jene beiden Männer aber handelten bona fide und besaßen geniale Eigenschaften, obwohl man sie von einiger Schwindelei nicht völlig freisprechen kann.

Inzwischen hatte unser halbes Gehen mit den Westmächten, welches uns alle Welt zu Feinden machte, zugleich das ganze National-Anlehen verschluckt, und immer drohender gähnte der finanzielle Abgrund, in welchen der „verstärkte Reichsrath" als letzter Nothhelfer und als ein zweiter Curtius sich stürzen, ihn schließen sollte. Die geübte ungarische Suada trug dort den Sieg davon, und ich fühlte mich in meinem Aerger gedrängt, sogar meinen Freund und Gesinnungsgenossen Anton Auersperg politisch-poetisch anzugreifen. Das Diplom erschien, welches Niemanden befriedigte, am wenigsten die Ungarn, die rastlos an Bach's Sturze arbeiteten, welcher trotz Clerus und Concordat endlich fiel, aber ziemlich weich, in die Arme Roms. Die Schiller-Feier gab Veranlassung zu einer ungeheuren Demonstration zu Gunsten Schmerling's. Seit seinem freiwilligen Austreten aus dem Ministerium zur Zeit der heftigsten Reaction war er auf's neue populär geworden.

Das Ministerium **Schmerling** und die „Februar-Verfassung" kamen nun zu Stande, der Reichsrath wurde eröffnet (ohne die Ungarn), und im Herrenhause tagten Gelehrte und Poeten mit Generalen, Fürsten und Grafen. **Berger**, **Brestel**, **Brinz**, **Giskra**, **Hasner**, **Herbst**, **Kaiserfeld**, **Kuranda**, **Rechbauer**, **Schindler**, meist bereits bekannte Größen, machten sich auch bald im neuen Abgeordneten-Hause bemerkbar.

Die Februar-Verfassung ist nicht ohne staatsmännischen Blick entworfen, und mit Umsicht und rastloser Thätigkeit war sie auch durchführbar, wenn man sich rechtzeitig zu Concessionen an die Ungarn herbeiließ, anstatt ihre Rechtscontinuität zu bestreiten und schlechterdings wegzuleugnen. Noch einmal, vielleicht zum **letztenmale**, war der Moment gekommen, ein einiges Oesterreich zu schaffen. **Schmerling** besaß anfangs eine unbestrittene Macht, und es scheint, daß er nur zuzugreifen brauchte, um seinen Entwurf ins Leben zu führen. An Energie fehlte es ihm nicht — das hatte er in Frankfurt bewiesen. Da handelte es sich freilich nur um die Energie zu einer einzelnen gewaltigen That, um eine rasche und augenblickliche Kraftäußerung, wie sie seinem eigentlichen soldatischen Naturell zusagte. Ein Minister muß aber, wie **Bismarck**, ebenso zähe und rücksichtslos als energisch sein, er muß **rastlos arbeiten**, sein festes Ziel stets im Auge haben, unablässig darauf hinsteuern, vor keinem Hindernisse zurückschrecken. Das gilt nach Oben wie nach Unten! Und ich glaube, nach beiden Richtungen — der Freund möge mir verzeihen — hat es der sonst treffliche Mann ein wenig versäumt. Er ist im rechten Augenblicke nach Oben nicht und fest entschieden aufgetreten, er hat sich

im Abgeordnetenhause keine sichere und gegliederte Partei gebildet, er hat mit der Opposition geschmollt, sie theilweise geringschätzig behandelt, anstatt sie durch wahrhaft staatsmännische Handlungen zum Schweigen zu bringen. So wollte ein echtes constitutionelles Leben unter dem Regimente des Altliberalen nicht recht aufkommen, und Niemand wird behaupten, daß der freiheitlichen Richtung vom Februar 1861 bis September 1865, wo die Sistirung der Constitution erfolgte, irgend ein Vorschub geworden. Dagegen fallen in diese Jahre große politische Fehler: der Versuch des verunglückten Fürstentages in Frankfurt, der Gasteiner Vertrag, das Zusammengehen mit Preußen im schleswig-holstein'schen Kriege gegen alle Warnungen der vernünftigen Stimmen im Abgeordnetenhause. Daß Eszterhazy und die Ungarn längst insgeheim gegen Schmerling agitirten, ihm den Boden untergruben, hatte der offene Mann niemals glauben, noch auch zur rechter Zeit austreten wollen, wie ihm wohlwollende Freunde gerathen — so fiel er plötzlich ins Bodenlose, mußte doch die laufenden Geschäfte fortführen, nachdem Belcredi bereits ernannt war, wurde sogar genöthigt, die Thronrede mitanzuhören, die seiner Verfassung den Garaus machte. Ich bedaure den gefallenen Freund, der freilich nicht tapfer genug seine Position vertheidigt hat — aber wogegen Götter selbst vergebens kämpfen — —

Der Dualismus, in welchem sich Oesterreich dermalen befindet, wird nicht selten als der „Anfang des Endes" bezeichnet, und ein geistreicher Mann, zugleich witziger Kopf schlug deshalb vor, den Staatsmann, an dessen Namen sich die Zweitheilung des Gesammtreiches knüpft, zum Grafen „finis Austriae" zu ernennen. — Jedenfalls steht es außer

Frage, daß man den Ungarn in irgend einer Weise und Form gerecht werden mußte, wie es andererseits unter Hohenwart klar geworden, daß der Versuch: Oesterreich föderalistisch und auf czechischer Grundlage gestalten zu wollen, zu endlosen inneren, wohl auch äußeren Kämpfen führen würde. Ein constitutionelles und freiheitliches Gesammt-Oesterreich war unter Bach möglich, auch noch unter Schmerling — doch nach mancher Verständigen Meinung nur mit möglichster Schonung der Eigenheiten der verschiedenen Kronländer und mehr oder minder unter deutscher Führung. Wenn Nationalitäten mit einander verbunden sind, die nicht auf gleicher Culturstufe stehen, dann ist es schlechterdings nothwendig, daß die vorgeschrittenste auch voran gehe. Die sogenannte „Gleichberechtigung" bis zur äußersten Consequenz durchgeführt, führt schließlich ad absurdum, und den Staat, welcher den Theilen das Ganze opfert, seinem unaufhaltbaren Verfalle entgegen.

XIV.

(Die „Gnomenhöhle". — Alfred der Große. — Alexander Baumann. — Wiener Geselligkeit. — Stimmungen.)

Wenn Einem der Kopf umgedreht
ist, so sitzt ihm Alles verkehrt.
Viel Lärmen um Nichts.

Im März 1862 bekamen wir in der „Wiener Zeitung" Nachfolgendes zu lesen:

„An mein Regiment!

Ich kann die Welt nicht verlassen, ohne mein tapferes Regiment zu grüßen. So wie ich hienieden stets lebhafte Theilnahme für dasselbe gefühlt habe, so werde ich auch jenseits, wenn dies möglich ist (sic!), seine Thaten und Schicksale verfolgen."

Wien, 13. März 1862.

Alfred Fürst Windischgrätz, F.-M.

Ich gestehe, daß mich dieser militärisch-clericalisch-mystische Abschied mit einiger Verwunderung erfüllte. — Der Feldmarschall will die Thaten und Schicksale seines Regiments auch jenseits verfolgen! Wie will er das anstellen? Der rechtgläubige Katholik (welchem der Papst

seinen Segen in articulo mortis zugesendet) setzt freilich mit einer Art Skepsis hinzu: „wenn dies möglich ist.“ Mir schien dies aber unmöglich. — Die wunderliche Expectoration kam mir übrigens höchst gelegen. Der Wiener Humor hatte sich nämlich auch in den schlimmsten Zeiten der Reaction und des Concordats niemals völlig verleugnen können, und so hat sich eine Narrengesellschaft, die „Gnomenhöhle“, eine Art Ableger der berüchtigten „Ludlam“, bis zum heutigen Tage erhalten. Auch ich war Mitglied dieses Narrenkreises und als solches verpflichtet, von Zeit zu Zeit einen Aufsatz zu liefern. Wir waren gewohnt, uns in diesen Artikeln über uns selbst, wie über Regierung, Gott und Welt in der keckſten Figur der Uebertreibung lustig zu machen. Und so bot sich mir in den Eingangs citirten Zeilen der „Wiener Zeitung“ ein tauglicher Stoff zu der nachfolgenden kleinen Posse dar, die als Beitrag zur Schilderung der Stimmung jener Tage, so wie des allerdings rücksichtslosen Tones, der in unserem tollen Kreise herrschte, gelten mag. Ich schildere übrigens nur die Schwächen einer politischen Persönlichkeit, unbeschadet ihres höchst ehrenhaften Privatcharakters. Darum glaube ich damit kein Aergerniß zu geben. Der vorurtheilsfreie Leser wird mit mir begreifen, daß der freie Humor und die Form der Uebertreibung jede Absicht eines ernsthaften Angriffs ausschließen.

Alfred der Große.

Scenen aus dem Jenseits.

1862.

I. Scene.

(Ein Seliger klopft an die Himmelspforte.)

Petrus. Wer ist draußen?

Alfred. Machen Sie auf. Ich bin's!

Petrus. Wer ist der Ich?

Alfred. Alfred der Große.

Petrus. Unsinn! Den haben wir ja schon an die tausend Jahre im Himmel droben.

Alfred. Ich bin aber ein größerer Alfred, welchen man den Herrscher*) nennt, und erst unlängst gestorben mit Extra-Segen Seiner Heiligkeit des Papstes, wie Sie aus diesen Papieren entnehmen können, durch welche ich bei Seiner Majestät Gott Vater ganz besonders empfohlen werde.

Petrus. Laß der Herr sehen! (Liest.) Dieser alte Pio nono macht uns doch nichts als Verlegenheiten im Himmel wie auf Erden! — Die Papiere sind in Ordnung. — (Fixirt ihn.) Durchlaucht sind also Derjenige, welcher —? In Prag! Aha! Und in Wien! Aha! Hübsch bombardirt! Und hübsch belohnt worden dafür! Was? Schon auf Erden! Dotation von 400,000 Gulden! Dazu noch 48,000 Gulden Besoldung, 48 Pferdportionen, und nichts zu thun, gar nichts! Schmeckt nicht übel, wie? Und dabei noch ein so gutes Lotterie-Geschäft gemacht mit den beiden Todesco! — Was machen denn die Juden? Will sich keiner von ihnen taufen lassen?

---

*) Also wurde der Fürst von der Hofdienerschaft bezeichnet.

Alfred (immer gravitätisch). Es scheint nicht. — Aber Sie stellen sich mir da in den Weg! Wollen Sie mich nicht gefälligst zur Himmelspforte hineinlassen, Herr von Petrus?

Petrus (mürrisch). Ich bin kein Herr von! — Petrus schlechtweg. Früher Fischermeister, jetzt Hausmeister.

Alfred. Also nicht einmal geadelt? Nach einer Dienstleistung von beinahe zweitausend Jahren!

Petrus. Ei was! Bei uns droben kennt man solche Dummheiten nicht. — Geh' der Herr jetzt zurück in's Fegefeuer.

Alfred (wie entsetzt über die Zumuthung). Wer? Ich?

Petrus. Ja, natürlich! Da muß Jeder erst hinein, sich abwaschen, reinigen. In den Himmel darf kein Schmutzian!

Alfred (nach einer kleinen Pause). Ist eine Ritterstube in diesem Purgatorium angebracht?

Petrus. Warum nicht gar! Beileibe! Alle armen Seelen Crethi und Plethi, werden dort pêle-mêle durcheinander abgestriegelt.

Alfred. So! Hm! Melden Sie gefälligst Gott Vater meine Ankunft. Ich ersuche um eine Privat-Unterredung unter vier Augen.

Petrus. Sonst haben's keine Schmerzen? Man soll dem Herrn wohl gar eine Extra-Wurst braten?

Alfred. Mäßigen Sie sich in Ihren plebejischen Ausdrücken, Herr Petrus, und bedenken Sie, daß Seine Heiligkeit, Ihr Stellvertreter auf Erden, mich besonders im Himmel empfohlen hat.

Petrus. Nichts als Protection! Nun gut! Ich will den Herrn bei dem Herrn anmelden.

Alfred. Sagen Sie dem Schöpfer, ich wünsche ihn insgeheim zu sprechen, und er würde sich mir, dem Herrscher, ganz besonders verpflichten, wenn Er mir seine Antwort durch einen standesmäßigen Boten, etwa durch den Ritter Sanct Georg zukommen ließe, oder durch einen anderen himmlischen Reichsbaron.

Petrus. Schon gut, will's ausrichten. (Im Abgehen.) So ein verrückter Seliger ist mir noch nie im himmlischen Leben vorgekommen! (Ab.)

Alfred (allein, spaziert mit verschränkten Armen gravitätisch auf und ab).

Der Ritter Sanct Georg (tritt auf). Gott Vater erwartet Sie. Wenn's Eurer Durchlaucht gefällig wäre —

Alfred. Hier hinein? Folgen Sie mir, Herr Ritter Sanct Georg (tritt zuerst in den Himmel. Sanct Georg folgt ihm kopfschüttelnd).

II. Scene.

Gott Vater (sitzt auf dem himmlischen Thron).

Alfred (steht vor ihm).

Gott Vater. Was wünschen Sie, mein Sohn? Bedecken Sie sich, nehmen Sie Platz. Was wünschen Sie also?

Alfred. Ich ersuche Sie, Sire, mich für's Erste von dem gemeinen Fegefeuer zu dispensiren.

Gott Vater. Das wäre eigentlich gegen alles himmlische Herkommen, mein Bester!

Alfred. Mein Herkommen ist aber ein Besonderes. Ich bin Alfred der Große und stehe als reinster Repräsentant des Adels eine Ausnahme da, unter allen übrigen Sterblichen. Bevor ich mich mit dem Plebs amalgamire,

würde ich lieber auf die ewige Seligkeit verzichten und geradezu um allergnädigste gänzliche Vernichtung bitten müssen.

Gott Vater (sieht ihn verwundert an). „Stolz will ich den Spanier!“ — Also bewilligt.

Alfred (verneigt sich leicht). Alfred der Große, der Herrscher, bedankt sich.

Gott Vater. Was wünschen Sie noch?

Alfred. Ich habe meinem tapferen Dragoner-Regiment versprochen, auch jenseits, wenn dies möglich ist, seine Thaten und Schicksale zu verfolgen.

Gott Vater. In der Wiener Zeitung hab' ich das mit Verwunderung gelesen. Der Gedanke ist jedenfalls neu. Weder Alexander dem Großen, noch dem Napoleon ist so was in den Kopf gekommen.

Alfred. Ich erlaube mir Ihnen zu bemerken, Sire, daß ein blinder Heide und ein Roturier unmöglich an den erhabenen Sinn eines katholisch-hochadeligen Fürsten hinanreichen können.

Gott Vater. Zugegeben. Was kann ich aber für Sie thun? Sie sind im Himmel, Ihr Regiment steht auf Erden. Wie wollen Sie seine Thaten und Schicksale verfolgen? Das ganze feste Firmament liegt dazwischen. Da kann nur das Auge Gottes durchschauen.

Alfred. Lassen Eure Majestät ein Loch in das Firmament schlagen und ein Fenster für den Herrscher herrichten, damit er bequem hinaus und auf die Erde hinunter schauen kann.

Gott Vater. Ich weiß nicht, was mich bewegt, Ihnen auch darin nachzugeben. Sie sind unwiderstehlich.

Alfred. Die Güte Eurer Majestät beschämt mich.

Gott Vater. Sie sind also mit mir zufrieden?

Alfred. Aufrichtig — bis auf Eins, Sire!

Gott Vater. Und das wäre?

Alfred. Wie haben Sie damals zugeben können, daß die heilige Jungfrau, die doch aus königlichem Geblüte stammt, einem Ménschen von niederer Extraction, einem Zimmermeister ihre Hand reichen durfte?

Gott Vater (etwas verlegen). Das sind Geheimnisse, mein Bester, über die ich mich nicht näher erklären kann und die mit der sogenannten Dreieinigkeit zusammenhängen.

Alfred (fixirt ihn). Ich muß denn doch bitten, daß der Schöpfer dem Herrscher nichts verhehle.

Gott Vater (für sich). Sonderbarer Schwärmer! (Laut.) Sie vergessen, daß Sie mir gegenüber doch weiter nichts als Geschöpf sind.

Alfred (kalt). Sie können mich vernichten, wie gesagt, wenn Sie mir nicht Rede stehen wollen. Wählen Sie also.

Gott Vater (wieder für sich). Die Hartnäckigkeit dieses Menschen bringt mich völlig aus der Fassung. (Laut.) Hören Sie also, in Gottes Namen! Daß ich der Vater meines Sohnes bin, und zwar durch Vermittlung des heiligen Geistes, das wissen Sie! Der Zimmermann Josef gab nur so seinen Namen dazu.

Alfred. Einen bürgerlichen Namen, Sire! Der Welt-Heiland sollte aber adelig sein. Wie anders, wenn Sie einem Windischgrätz die Rolle des Vaters zugetheilt hätten! Die ganze christliche Religion hätte dadurch einen vornehmeren Anstrich bekommen, und von einem Socialismus, der nur durch diese Apostel vom tiers état beigemischt worden, wäre gar nicht die Rede.

Gott Vater (ablenkend). Sie mögen vielleicht Recht haben. Aber lassen wir das. Ich bin kein Freund von Casuistik und von theologischen Spitzfindigkeiten. Spazieren Sie jetzt in den inneren Himmel hinein, Sie werden dort gute Gesellschaft finden. Da steht gleich ein Ritter, der Ihnen ebenbürtig ist (ruft hinein). Sie dort! Kommen Sie einmal näher.

Ritter (tritt näher, mit schnarrender Stimme). Baso los manos. Meinen Euer Gnaden mich?

Gott Vater. Ja. Ich will die Herren miteinander bekannt machen. Durchlaucht Fürst Windischgrätz, Ritter Don Quixote von la Mancha.

Alfred. Sie sind der Ritter, der gegen die Windmühlen kämpfte?

Don Quixote. Aufzuwarten. Und Euer Gnaden sind der Held, welcher das Burgtheater und die Hofbibliothek erobert hat?

Alfred. Zu dienen —

Don Quixote. Erlauben mir Euer Gnaden, Ihnen meine Bewunderung auszudrücken.

Alfred. Ich sehe, daß Sie mich verstehen, und bin erfreut über unsere Zusammenkunft.

Don Quixote. Baso los stifelos a Vuestra dignidad. (Mit erhobener Stimme.) Wer es jemals leugnen wollte, daß Dulcinea von Toboso die reizendste Dame der Christenheit und Fürst Alfred von Windischgrätz der größte Fürst von der ganzen Welt ist, den fordert der Ritter Don Quixote de la Mancha von der traurigen Gestalt zum Zweikampf auf Tod und Leben!

Gott Vater. Still, guter Freund! Hier wird nicht krakehlt. — Macht nähere Bekanntschaft, Ihr Herren! Adieu, lieber Fürst!

Alfred. Adieu, lieber Gott! (Ab mit Don Quixote.)

Gott Vater (allein). Dem Menschen kann man nicht imponiren! Ich werde nie wieder so ein Sujet auf die Welt setzen lassen. (Lärmen von außen.) Was gibt's denn? Kann man keine Ruhe im Himmel haben! Was ist denn wieder los?

Ein himmlischer Gendarm (tritt auf). Bitt' Euer Gnaden! Mit dem neuen Seligen ist's nicht länger auszuhalten. Er und der spanische Don machen mit einander den ganzen Himmel rebellisch. Von Karl dem Großen haben sie verlangt, daß er ihnen die Hand küssen soll, weil sie größere Helden wären als er. Die gewöhnlichen Seligen behandeln sie nur mit Fußtritten und Kopfnüssen, was gegen alle himmlische Gleichberechtigung ist — und zuletzt haben sie gar die Prätension, daß die himmlischen Heerschaaren vor ihnen präsentiren und „G'wehr 'raus" rufen sollen!

Gott Vater (steht auf). Das ist zu arg! Zieht ihnen die Zwangsjacke an. Oder halt! Ruft sie Beide her!

Gendarm (ruft hinaus). Zu Seiner Gnaden, Gott Vater, meine Herren!

Alfred und Don Quixote (treten auf).

Gott Vater. Ihr habt an einander Gefallen gefunden?

Don Quixote. Der Fürst ist der einzige Mensch, der mich hier versteht.

Alfred. Der Ritter ist der einzige vernünftige Mensch im ganzen Himmel.

Gott Vater. Dacht's ja! Gleich und gleich! — Hört mich an. Ihr sollt einen aparten Himmel haben. Ihr Beide ganz allein.

Beide. Wir verlangen es nicht besser!

Gott Vater. Wo ist mein Sohn? Schließe den beiden Herren das geheime Gemach auf.

Gott Sohn (kommt). In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen. Kommt, liebe Leute! (Er schließt eine geheime Thüre auf, Alfred und Don Quixote treten Arm in Arm hinein.)

Gott Vater (allein). Diesen zwei närrischen Menschen genügt die gewöhnliche Seligkeit nicht. Meine Allweisheit hat da die glückliche Lösung gefunden — aber ich hätte nicht gedacht, daß ich den himmlischen Kotter jemals brauchen würde. — Schließ zu, mein Sohn! So. Jetzt ist wieder Ruh' im Himmel und auf Erden!

Die sämmtlichen himmlischen Heerschaaren. Alleluja! Gloria in excelsis Deo!

Die „Gnomenhöhle" hatte bis zu ihrer letzten Entpuppung die mannigfaltigsten Verwandlungen durchgemacht. In den vierziger Jahren führte sie den Namen: „Soupiritum" und stand unter Holtei's Leitung, wie bereits bei einer andern Gelegenheit erwähnt worden. Nach des geselligen Mannes Scheiden aus Wien trat der unvergleichliche Alexander Baumann als „König" an die Spitze der nun nach ihm genannten „Baumannshöhle." — Der Verfasser des „Versprechens hinter'm Herd" besaß so viel Mutterwitz und harmlosen Humor, dabei eine so liebenswürdige Persönlichkeit, daß er mit diesen Gaben allein im

Stande war, jede Gesellschaft zu beleben. Die Natur hatte ihn aber auch mit einem nicht gewöhnlichen Darstellungs-talente beschenkt, welches er fleißig übte. In der Kunst, das Komische auf die natürlichste Weise zur Erscheinung zu bringen, kam ihm Niemand gleich, Scholz und Beckmann kaum nahe. Wer jemals eine „ungarische Rede“ von ihm gehört oder ihn als dummen und verlegenen Bauernjungen gesehen, wie er vor der Prüfungscommission „Kifuen“ declamirt und mit stets neuen Nuancen des Steckenbleiben's das Gedicht mühsam zu Ende bringt, um mit einem unbeschreiblich blöden Kratzfuß zu scheiden, der wird meinem Urtheile beistimmen.

Von den geselligen Talenten Baumann's ist noch anzuführen, daß er vortrefflich Cither spielte und im Vortrage von Volksliedern oder auch von ihm selbst verfaßten Couplets ein unbestrittener Meistersinger war. Rechnet man die angenehme Erscheinung, den liebenswürdigen Charakter und die immer gleiche Heiterkeit des Geselligkeits-Virtuosen hinzu, so darf es nicht Wunder nehmen, wenn sich sämmtliche Klassen der Wiener Gesellschaft eifrig bemühten, den seltenen Mann in ihre Kreise zu ziehen. Auch im Hause Metternich war er beliebt und gefeiert und die stolze Fürstin unterließ es nicht, bei Diners und Soupers für den verhätschelten Liebling stets die gewohnte Lieblingsspeise zu bestellen. — Für unsere „Höhle“ war er als König unschätzbar. Er wußte immer neue Possen anzugeben und schlug uns Uebrige, mit unsern komischen Aufsätzen und Versuchen es ihm gleich zu thun, jederzeit aufs Haupt. Daß die Lücke nach Baumann eine unausfüllbare war, versteht sich von selbst. —

Im Winter 1847/48 war ein neues Mitglied in unsern Narrenkreis aufgenommen worden: mein damaliger Freund und Genosse, Dr. Alexander Bach, welcher als Neophit maskirt (mit einem Thierkopf) erschien. Castelli, als Vorsitzender, richtete einige Fragen in Knittelversen an den Neuling, um seine Tauglichkeit zu erproben. Der Thierkopf antwortete gewandt und geistreich. Auch der berüchtigte Tausenau und der musikalische Alfred Becher befanden sich in dem lustigen Kreise. Nach Jahr und Tag war der Eine von den Dreien Minister, der Andere politischer Flüchtling, der Dritte „zu Pulver und Blei begnadigt." — Im Februar 1848 unterhielt man sich (Bach miteingeschlossen) mit burlesken Grabschriften auf Metternich. Die politischen Narrheiten, die bald darauf erfolgten, ließen die „Gnomenhöhle" eine Weile pausiren. —

Unser Wien war bald nach den Juli-Tagen 1830 in die Reihen der „Opposition" getreten. Die Wiener Geselligkeit, welche sich, wie die einer jeden großen Stadt, in Cotterien bewegt, war lange Zeit harmlos und gemüthlich geblieben. Der gebildete Mittelstand hing einigermaßen mit den höheren Finanzkreisen zusammen, denen sich hinwiederum ein gewisser Theil des Adels zugesellte, der sich nicht ungern als die „zweite Gesellschaft" bezeichnen läßt. Die eigentliche Aristocratie (die „crême") existirte in unnahbarer, olympischer Höhe. Beinahe in jedem Lande hat der Adel sein faubourg St. Germain — lassen wir ihm dieses unschuldige Vergnügen! Lammenais meint zwar: „Malheur à l'homme seul!" Dieses Wort, auf den Adel angewendet, hatte schon Einmal gelautet: „Malheur à la caste seule!" — Dagegen bemerkt ein norddeutscher Hoch-Tory:

„Die Antichambre will durchaus in den Salon: das ist der Hauptkampf unserer Zeit. Ein Parvenu will weiter parveniren.“ — Nun, die bürgerlichen Minister sind inzwischen wirklich „parvenirt!“ —

An literarischen Mittelpunkten fehlte es übrigens in den 30er und 40er Jahren durchaus nicht. Bei Hammer-Purgstall, später bei Endlicher, trafen sich an einem bestimmten Wochentage Gelehrte, Schriftsteller, auch sonst Fremde von Auszeichnung, und was damit zusammen hängt. Die „Concordia und der „juridisch-politische Leseverein“ waren noch mehr geeignet, die zu einander gehörenden Elemente zu sammeln und zu verknüpfen. —

Als den nieder-österreichischen Ständen die Errichtung eines Lesezimmers von der Regierung untersagt wurde, bot sich dafür eine eigene Auskunft und glückliche Entschädigung dar. Doblhoff, der als ständischer Verordneter eine stattliche Wohnung im Landhause bezogen und mich als alten Freund und Kameraden darin aufgenommen hatte, erklärte sich nämlich bereit, seine Salons für eine Gesellschaft zu eröffnen, welche aus ständischen Mitgliedern, literarischen, industriellen und anderen Capacitäten sich zusammensetzen sollte. Am siebenten Januar 1847 fand die erste Versammlung statt. Von Seite der Stände waren nach und nach erschienen: die beiden Colloredo's, Schmerling, Leo Thun, Fries, Bräuner, Andrian, Hoyos, Stifft, Kleyle. Von meinen Freunden: Ernst Feuchtersleben, Alexander Bach, Seligmann, Frankl, Alexander Baumann, Dessauer, Castelli, Adolf Herz, Hornbostel, Somaruga. Auch der einsiedlerische Grillparzer hatte sich ein paarmal eingestellt, sowie Hammer-Purgstall

und Endlicher. Die Conversation war frei und ungenirt; irgend ein Thema der National-Oekonomie, natürlich nicht ohne politische Färbung, oder der Naturwissenschaften kam wohl auf's Tapet, welches nach allen Seiten durchgesprochen wurde, auch an freien Vorträgen fehlte es nicht. Die merkwürdige Thronrede des Königs von Preußen vom 11. April hatte bald alle Gemüther tief aufgeregt, auch im Salon Doblhoff fielen darüber schwere und inhaltsreiche Worte — die einheimischen Verhältnisse wurden einer scharfen Kritik unterzogen (besonders von Seite des alten Baron Stifft), und keiner der oben genannten Männer, so verschiedenen Parteien und Schattirungen sie späterhin auch angehörten, hatte damals im geringsten gezögert, die unabweisbare Nothwendigkeit einer Verfassung für Gesammt-Oesterreich anzuerkennen und auszusprechen. —

Nach den Märztagen, als Alles gährte, brauste und tobte, konnte natürlich von einer eigentlichen Geselligkeit kaum mehr die Rede sein, und die bald darauf folgende „Reaction“ ließ in dem Mittelstande, noch mehr in den unteren Volksschichten, ein gehöriges Maaß von Erbitterung zurück. Man konnte durch geraume Zeit seines Lebens nicht froh werden. Wir zogen uns um so lieber in unsern engeren Freundeskreis zurück, je unbehaglicher die Wiener-Stimmung in der langen Reactionszeit sich zu gestalten begann. Auch die einheimische Presse wurde unter meinem Ex-Freunde Bach auf das Entsetzlichste gemaßregelt, bereits vor, aber noch mehr nach dem Abschlusse des unseligen Concordats. Frei (auch grob) durfte von nun an nur die Kirchenzeitung schreiben; wir Übrigen mußten den Mund halten, wenn wir nicht in das Regierungs- und Kirchenhorn stoßen wollten. Ein Beispiel

für viele! Meine unschuldigen Gedichte (Leipzig, Brockhaus, 1853), so wie das Buch von den Wienern (Leipzig, Hirschfeld 1858) durften in Wien nicht einmal öffentlich angezeigt werden! Ich, sonst nicht schreibefaul, verlor alle Lust, mich an irgend einer literarischen Unternehmung zu betheiligen. So lehnte ich es auch ab, zu einer, im Jahre 1858 neu gegründeten illustrirten Wiener Wochenschrift mein Scherflein beizutragen. Der bezügliche und von mir längst vergessene Brief an den Redacteur (Sigmund Schlesinger) wurde von dem „Wiener Tagblatt“ im Jänner 1872 abgedruckt. Ich erlaube mir, diesen Brief hier mitzutheilen, da er mir für die Stimmung jener Tage höchst bezeichnend erscheint.

Das Schreiben lautet:

Geehrter Herr!

Sie verlangen von mir Beiträge zu Ihrer neuen Wochenschrift „für Belehrung und Unterhaltung.“ — Ich bewundere Sie und Ihre Tendenzen — und Ihre Mitarbeiter obendrein. Sie wollen die Leute belehren! Wie wollen Sie das anfangen? Ich bin nun beinahe so alt und habe beiläufig eben so viel erlebt, als das gegenwärtige Jahrhundert, allein ich gewahre nicht, daß wir Beide, das Jahrhundert und ich, durch unsere Erfahrungen viel klüger geworden wären oder daß wir uns, sei's durch eigene Erlebnisse, sei's durch die Rathschläge Anderer, je hätten belehren lassen. Und es hat an Beiden nicht gefehlt. Im Jahre meiner Geburt hat das noch junge Jahrhundert den Frieden von Amiens so wie auch ein Concordat zwischen Frankreich und Rom abgeschlossen und durch den Mann des Jahrhunderts, den es später zum Kaiser machte, mit Revolution und

Republik für ewige Zeiten, wie es hieß, gebrochen. Man muß eingestehen, für einen zweijährigen Anfänger von hoffnungsvollem Jahrhundert ist das nicht wenig geleistet! Der hinkende Bote kam freilich nach. Der große Napoleon artete in kürzester Frist zum Tyrannen und Welteroberer aus; der alte Arndt, damals noch jung, und Görres, anfangs blutroth, später ultra-schwarz, lasen dem Liebling des Jahrhunderts den Text und suchten ihn zu „belehren", worauf dieser mit Erschießen drohte. Bald nachher machte man dem Jahrhundert (und auch mir) weiß, Deutschland müsse befreit werden, was auch wirklich durch die Schlacht bei Leipzig, durch den Wiener Congreß und durch die Rückkehr der Bourbonen mit Beihilfe der Censur ins Werk gesetzt wurde.

Es begann nun eine stille idyllische Zeit, bürgerlich glückliche Tage, ein wahres Schlaraffenleben! Das Jahrhundert und ich wuchsen im Schatten der neu-deutschen Romantik und des „österreichischen Beobachters" so friedlich-harmlos heran! Wie es aber allenthalben Störenfriede gibt, so machten uns nach und nach die deutsche Burschenschaft, die Carbonari's, das junge Frankreich, das junge Deutschland, Heine, Börne und andere Bösewichter viel zu schaffen. Das Jahrhundert fing zu grollen an, leitete verschiedene Congresse ein und setzte die Karlsbader Beschlüsse durch. Man suchte das Jahrhundert eines Besseren zu „belehren" — allein vergebens. Es blieb hartnäckig und mußte zu seinem Schmerz erleben, daß die Revolution, mit welcher es vor so viel Jahren für immer gebrochen hatte, im Jahre 30 und 48 auf's Neue los ging.

Das Jahrhundert stutzte anfangs, griff aber dann zu seinen alten, bereits bewährten Palliativen; es machte dort

ein Kaiserreich, hier ein Concordat. Ein Mann des Jahrhunderts, der eine neue Idee gegeben hätte, fehlte leider. Das oft citirte: „L'empire c'est la paix!" war nur eine Phrase. Die alten Hausmittel mußten aushelfen. Das Jahrhundert, obwohl in den besten Mannesjahren, war ohne Kraft und Mark, schwächlich, gebrochen, blasirt — es schleppt sich jetzt so hin. Wie wenig es aber auch jetzt Lust hat, sich belehren zu lassen, erhellt schon daraus, daß es seine früheren Leiter und Lenker, die antiken und modernen Classiker, Plato und Seneca, wie Voltaire und Rousseau, Kant und Hegel, Goethe und Schiller in Pausch und Bogen verwirft, und sich dafür an gewissen zelotischen, nicht ganz höflichen Zeitungen und frommen Tractätlein erbaut. Ueber diese Verhältnisse wollen Sie durch Ihre Wochenschrift „belehren"? Ich wünsche Ihnen Glück dazu!

Doch halt! Da lese ich eben die Rubriken Ihrer Probenummer durch und finde unter der Aufschrift „Gemeinnütziges" eine Art Aufschluß über Ihre praktische Tendenz. Da wird ein „neues Polstermateriale" besprochen, ein „englischer Briefhalter", „künstliches Rosenwasser" u. s. w. Wenn das die „Belehrung" ist, welche Sie Ihrem Publicum bieten wollen, so ist nichts dagegen einzuwenden — nur daß ich mich, bei meinen ziemlich mangelhaften technischen und chemischen Kenntnissen, ohne unverschämt zu sein, unmöglich zum Mitarbeiter und „Mitbelehrer" aufwerfen darf.

Wir kommen zu dem zweiten Theil Ihres Programms — zur „Unterhaltung". Die Leute zu unterhalten, das war im Grunde bisher mein Fach. Ich habe einige Dutzend leichter Lustspiele geschrieben, welche sich, gut gespielt, mit

ansehen ließen. Ich habe auch bisweilen einige Körner Ernst und Wahrheit beigemischt (denn et prodesse volunt u. s. w.), ich weiß nicht, ob ich damit so „gemeinnützig“ gewirkt, als Ihr „neues Polster-Materiale“ oder Ihr „künstliches Rosenwasser“. Gleichviel! Die Stücke sind einmal da, das Publicum erwartet mich auf diesem Felde — und ich selbst! Jung gewohnt, alt gethan! Das Theater übt einen Reiz aus, dem man sich nicht leicht entschlägt, so schwer es uns auch fallen mag, die Leute heutigen Tages mit Hilfe der Bretter zu „unterhalten“; es ist fast noch unmöglicher, als sie zu „belehren!“ Und in Deutschland nun gar! Das französische Theater-Publicum sitzt wie ein Kind vor dem Vorhang und will wirklich nichts als sich amüsiren. Corneille und Molière oder Ponsard und Dumas fils, Helden, Marquis, Grisetten, filles de marbre, — es gilt ihm gleich, wenn's nur packt, wenn's nur unterhält! Aber der Deutsche! Er hat Julian Schmidt's Literaturgeschichte gelesen und alle Bücher über Aesthetik von A. W. Schlegel bis Rötscher, wenn nicht durchstudiert, doch durchgekostet. Er sitzt kalt und lautlos bei einer ersten Vorstellung, vergleicht erst das, was er sieht, mit dem, was er gelesen, und wartet sein Morgenjournal ab, um zu erfahren, ob er sich gestern unterhalten habe, sich unterhalten haben gedurft. Wie packt man ein solches Publicum, wenn uns nicht das neckische Wesen einer naturalistischen „Grille“ oder die durch Kritik und Democratie vorbereiteten Schmettertöne der Zukunfts-Oper zu Gebote stehen? Aufrichtig, mein Herr, ich zweifle daran, daß ein einfacher Stoff, ein paar gelungene Situationen, etwas Charakteristik, ein Bischen Laune und Witz im Stande sein dürften, neben Posse, Rührung und

Tamtam aufzukommen. Allein was hilft's? Ich bin's nun einmal so gewohnt, das Publicum ist mich gewohnt — und man versucht's. Soll ich in meinen alten Tagen ein neues Feld einschlagen? Und welches? Wovon soll ich schreiben? Sagen Sie selbst! Ich erinnere Sie an Beaumarchais. „Pourvu que je ne parle en mes écrits ni de l'autorité, ni du culte, ni de la politique, ni de la morale, ni de gens en place, ni des corps en crédit, ni de l'opéra, ni des autres spectacles, ni de personne qui tienne à quelque chose" u. s. w. Der Vogel singt, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Ich bin auch so ein Vogel. Soll ich nicht schreiben, wie mir um's Herz ist, so schreib' ich lieber gar nicht. Das Schreiben selbst muß eine Unterhaltung sein, wenn man die Anderen unterhalten will. Soll ich „künstliches Rosenwasser" schreiben? Das amüsirt mich nicht! Wenn ich noch in Paris lebte oder in Berlin oder in der Walachei — aber so! — Soll ich Ihnen ein Geheimniß anvertrauen? Aber sagen Sie's nur Niemandem. In Wien geht nichts vor. — Nun denn — aus Nichts wird Nichts, nicht einmal ein Feuilleton. Das alte Wien hat sich ausgelebt und das neue ist leider noch nicht fertig. Wenn das Jahrhundert und ich und Ihre Wochenschrift erst noch einige Decennien älter werden, so kann sich's vielleicht machen. Nehmen Sie mich also einstweilen als Mitarbeiter der Zukunft an. Bis dahin wird sich auch neuer Stoff finden und die Möglichkeit, sich seiner zu bemächtigen. Vor der Hand und in der leidigen Gegenwart gibt es hier gewisse Personen, denen es einzig und allein freisteht, die Zeit und den Stoff auszubeuten und uns täglich offen und ungestört anzugreifen, während uns ein Papageno-Schloß an den Mund gehängt wird. Oder

mit einem anderen Bilde: Wir bekommen eine Ohrfeige und sollen geduldig die Wange hinhalten, um eine zweite zu empfangen. Ich gestehe, daß ich diese Art der Demuth nie habe begreifen können. Am wenigsten in der Polemik. Schon bei den alten Turnieren wurde Wind und Sonne getheilt. Soll unsere Sonne der Wahrheit nicht leuchten? Sollen nur die Anderen Wind machen dürfen? Nichts da! Gleiches Recht, gleicher Wind, gleiche Schläge!

„Auf groben Klotz ein grober Keil,
Auf einen Schelmen anderthalbe!"

Das ist und bleibt mein Wahlspruch. Wo man aber Keile und Ohrfeigen nur empfangen und nicht wiedergeben soll, da hält sich billiger Weise vom Kampfplatz fern

Ihr zukünftiger Mitarbeiter

Bauernfeld."

Wien, im December 1858.

Mit Befriedigung darf man sich sagen, daß die hier geschilderten, wie viele andere verrottete Zustände vorüber sind und auch nicht so leicht wiederkehren können. Andere Uebel, die längst im Keime lagen, wuchern dagegen rasch empor: Geldsucht, Stellenjägerei, Reclame-Wesen. Auch hat das einst naive Wien von dem Baume der Erkenntniß genascht und sich dabei den Magen überladen, da es nicht im Stande war, die gierig verschluckte, halb unreife Frucht gehörig zu verdauen. Politische und religiöse Freiheit sind zwei schöne Gaben — sie fallen Einem aber nicht von heute auf morgen in den Schoß. Nur Bildung führt zum schönen Ziel, fortwährende, unablässige Bildung. Die Schul-Frage ist die

Existenz-Frage für Oesterreich-Ungarn. Leider hatte das unselige „System" ihre Lösung durch ein halbes Jahrhundert hinausgeschoben, und große Kinder und alte Völker wollen nichts mehr lernen.

Gewiß, das einzig Unfehlbare
Ist nur das Gute, Schöne, Wahre —
Doch wollt Ihr Licht, vor allen Dingen
Müßt Ihr zum Quell des Leuchtens dringen;
Die Wahrheit kommt Euch nicht entgegen,
Sie liegt auf still verborg'nen Wegen,
Und eh' sie Euer Herz durchsprühe,
Braucht's ernste Arbeit, schwere Mühe.
Man sagt Euch tausend Dinge vor,
Will euch befrei'n von allen Banden —
Ihr hörtet zu mit halbem Ohr
Und habt zur Hälfte nur verstanden.
So spottet Ihr dem Glaubenszwang
Und scheut vor Beicht- und Predigtstuhle,
Doch fühlt Ihr nicht des Wissens Drang; —
Da hilft nur Ein's: Geht in die Schule!

Druck von Adolf Holzhausen in Wien
k. k. Universitäts-Buchdruckerei.

